

Zeitschrift für
Familien-
forschung

Journal of Family Research

In diesem Heft:

- Einstellungen zur Akzeptanz räumlicher Distanz in erwerbsbedingt multilokalen Lebensformen
- Die Veränderung der Hausarbeitsteilung in Paarbeziehungen
- Zum Einfluss der Elternschaft auf die Karriereorientierung von Ärztinnen
- Zur Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung für die Gewaltausübung jugendlicher Mädchen
- Erfolg und Kontinuität im beruflichen Lebenslauf
- Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit (NUBBEK)

ifb-Mitteilungen

Referiert im SSCI

2/2014



ISSN 1437-2940
26. Jahrgang 2014, Heft 2
Verlag Barbara Budrich

Inhalt

Editorial	120
<i>Heiko Rüger, Michaela Schier, Michael Feldhaus & Tammy Ries</i> Einstellungen zur Akzeptanz räumlicher Distanz in erwerbsbedingt multilokalen Lebensformen	121
<i>Anna Dechant, Harald Rost & Florian Schulz</i> Die Veränderung der Hausarbeitsteilung in Paarbeziehungen Ein Überblick über die Längsschnittforschung und neue empirische Befunde auf Basis der pairfam-Daten	144
<i>Swantje Reimann & Dorothee Alfermann</i> Zum Einfluss der Elternschaft auf die Karriereorientierung von Ärztinnen. Eine Fallrekonstruktion	169
<i>Rahel Heeg, Michaela Paul & Wassilis Kassis</i> Zur Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung für die physische Gewaltausübung jugendlicher Mädchen – Ergebnisse einer mixed-methods-Studie	199
<i>Heiner Meulemann</i> Erfolg und Kontinuität im beruflichen Lebenslauf. Die Planung des Ruhestands in der späten Lebensmitte einer Kohorte ehemaliger Gymnasiasten	223
Forschungsnotizen	
<i>Birgit Leyendecker, Alexandru Agache & Stefanie Madsen</i> Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit (NUBBEK) – Design, Methodenüberblick, Datenzugang und das Potenzial zu Mehrebenenanalysen	244
ifb -Mitteilungen	259

Editorial

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

jeder der in diesem Heft versammelten Beiträge widmet sich einen distinkten Forschungsbereich. Im ersten Beitrag wird der Frage nachgegangen, welche Einstellungen Partner(innen) zu beruflich bedingten multilokalen Lebensformen haben (Rüger/Schier/Feldhaus/Ries).

Einen Überblick über den Stand längsschnittlicher Forschung zur Hausarbeitsteilung sowie neue Befunde auf Basis von pairfam-Daten liefert der zweite Beitrag (Dechant/Rost/Schulz).

Welchen Einfluss die Elternschaft auf die Karriereorientierung von Ärztinnen hat, wird im daran anschließenden Beitrag (Reimann/Alfermann) untersucht.

Eine mixed-methods-Studie beleuchtet den Zusammenhang zwischen der physischen Gewaltausübung von Mädchen und der Eltern-Kind-Beziehung (Heeg/Paul/Kassis).

Im fünften Beitrag schließlich geht es um Erfolg und Kontinuität im beruflichen Lebenslauf (Meulemann).

In der Rubrik *Forschungsnotizen* wird die Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit (NUBBEK) vorgestellt (Leyendecker/Agache/Madsen).

Wie bereits angekündigt, wird das nächste Heft 3/2014 dem Schwerpunktthema *The timing and spacing of births* gewidmet sein.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Henriette Engelhardt-Wölfler
Geschäftsführende Herausgeberin
Editor-in-chief

Dear Readers,

each of the contributions collected in this issue is dedicated to a distinct area of research.

In the first paper, the authors address the question what attitudes towards work-related multi-local living arrangements the partners of mobile individuals have (Rüger/Schier/Feldhaus/Ries).

The second contribution first provides an overview on the state of longitudinal research on the division of housework, followed by new empirical findings based on data from the German Family Panel pairfam (Dechant/Rost/Schulz).

The impact of parenthood on the career orientation of women doctors is investigated in the next article (Reimann/Alfermann).

A mixed-methods study sheds light on the interrelation between physical violence among teenage girls and the parent-child relationship (Heeg/Paul/Kassis).

The fifth study deals with success and continuity in the occupational career (Meulemann).

In the section *Research Notes*, NUBBEK, a National Study on Early Childhood Education and Care in Germany, is presented (Leyendecker/Agache/Madsen).

As previously announced, our next issue – i.e. issue 3/2012 – will be a special issue in English dedicated to *The timing and spacing of births*.

We hope that you enjoy reading this issue of our Journal.

Kurt P. Bierschock
Redakteur
Managing editor

Heiko Rüger, Michaela Schier, Michael Feldhaus & Tammy Ries

Einstellungen zur Akzeptanz räumlicher Distanz in erwerbsbedingt multilokalen Lebensformen

Attitudes towards the acceptance of spatial distance in work-related multi-local living arrangements

Zusammenfassung:

Im Kontext hoher Anforderungen an die räumliche Flexibilität von Erwerbstätigen werden erwerbsbedingt multilokale Lebensformen, in denen mindestens ein Partner aus beruflichen Gründen einen Teil des Jahres nicht an dem gemeinsamen Hauptwohnoort des Paares oder der Familie verbringt, zunehmend bedeutsam. Vor diesem Hintergrund untersucht der Beitrag die Rolle der Einstellungen zur akzeptierten räumlichen Distanz in Paarbeziehungen. Grundlage sind Paneldaten der Studie „Job Mobilities and Family Lives in Europe“ (2007 und 2010/11), die in Deutschland, Frankreich, Spanien und der Schweiz erhoben wurden (N=1.189). Berechnet werden Pfadmodelle im *Cross-Lagged-Panel-Design*. Die Ergebnisse zeigen zunächst eine höhere räumliche Distanzakzeptanz in Paarbeziehungen bei Personen, die berufsbedingt multilokal leben. Die Längsschnittdaten legen nahe, dass dieser Zusammenhang in erster Linie auf Anpassungsprozessen zu beruhen scheint. So führen Multilokalitätserfahrungen zu Veränderungen der Einstellungen in Richtung einer stärkeren Distanzakzeptanz. Weitere Selektionsprozesse konnten im Zeitverlauf hingegen nicht nachgewiesen werden, wofür unter anderem ein bereits zum ersten Erhebungszeitpunkt hoher Grad an Selektivität verantwortlich sein könnte.

Schlagwörter: erwerbsbedingte Multilokalität, Einstellungen, Beziehungskonzepte, räumliche Nähe und Distanz, berufsbedingte räumliche Mobilität, Cross-Lagged-Panel-Design, Selektions-/Anpassungseffekte

Abstract:

Work-related multi-local living arrangements describe those living arrangements in which, due to occupational reasons, at least one partner is absent from the communal residence of the partners or the family for a substantial part of the year. In the context of high requirements concerning spatial flexibility of employees, such living arrangements have become increasingly important. Against this background, this paper examines the acceptance of spatial distance in intimate relationships. Analyses are based on panel data of the “Job Mobilities and Family Lives in Europe” study (2007 and 2010/11), collected in Germany, France, Spain and Switzerland (N=1.189). We used path modelling to conduct a *cross-lagged panel analysis*. Results show a higher acceptance of spatial distance in intimate relationships in individuals living multi-locally due to work-related spatial mobility requirements. Longitudinal analyses suggest that this correlation is primarily based on adaptation processes. Experiences of multi-local living arrangements lead to attitude changes towards a higher acceptance of spatial distance. However, further selection processes could not be detected, which might partially be explained by a high degree of selectivity at the first point of data collection.

Key words: work-related multi-locality, attitudes, relationship concepts, spatial proximity and distance, work-related spatial mobility, cross-lagged panel design, selection/adaptation processes

1. Einleitung

Prozesse wie Globalisierung, Flexibilisierung, Individualisierung und Pluralisierung, die sich in vielen Gesellschaften beobachten lassen, gehen mit einem tiefgreifenden Wandel der Erwerbsarbeit sowie von Partnerschaften und Familien einher. So scheinen insbesondere die Anforderungen an die Flexibilität und Mobilität der Erwerbstätigen in einer modernen Arbeitswelt zugenommen zu haben (Sennett 1998; Boltanski/Chiapello 2006; Urry 2007). Gleichzeitig sind die Erwerbsbeteiligung und Erwerbsorientierung von Frauen, und speziell von Müttern, in den westeuropäischen Ländern angestiegen (Eurostat 2012). Beides hat grundlegende Auswirkungen auf das Alltagsleben sowie die Gestaltung des partnerschaftlichen und familialen Zusammenlebens. So ist es inzwischen Normalität, dass in Partnerschaften und Familien zwei Erwerbskarrieren miteinander kombiniert werden. Dies erhöht die Herausforderungen, Partnerschaft und Familie auf der einen sowie Erwerbsarbeit und berufliche Mobilitätsanforderungen auf der anderen Seite miteinander zu verbinden (Rüger/Becker 2011). Gerade gut ausgebildete Paare mit egalitären Einstellungen hinsichtlich der Aufteilung von Haus-, Sorge- und Erwerbsarbeit dürften sich immer häufiger für eine mehrörtige Haushaltsführung und das Pendeln zwischen den Wohnorten in wöchentlichen oder anderen Rhythmen entscheiden – insbesondere dann, wenn Kinder im Haushalt leben (Jürges 2006). Die Vervielfältigung der Wohnorte sowie eine multilokale Organisation von Partnerschaft und familialem Leben stellen hier zunehmend eine Alternative zu einer Wohnsitzverlagerung des Paares oder der Familie dar (van der Klis/Mulder 2008; Green et al. 1999). Die Ursachen und Entstehungszusammenhänge für erwerbsbedingte Multilokalität – verstanden als ein, vorrangig aus beruflichen Gründen, auf mehrere Orte, an denen auch übernachtet wird, verteilter Lebensalltag (Hilti 2009) – sind insgesamt jedoch vielfältiger. Zu nennen sind hier unter anderem ein vorübergehender oder dauerhafter Einsatz durch den Arbeitgeber an anderen Arbeitsorten; saisonale, projektförmige oder Montage-Tätigkeiten; „mobile“ Berufe (z.B. Pilot(inn)en oder Fernfahrer(innen)); hohe Dienst- bzw. Geschäftsreisetätigkeiten oder die Einrichtung einer Zweitwohnung am Arbeitsort aufgrund einer zeitlich befristeten Tätigkeit (Lück/Ruppenthal 2010; Schier 2010b). Die Distanz zwischen dem gemeinsamen Wohnort des Paares bzw. der Familie und den Arbeitswohnorten, die Art der Unterkünfte der mobilen Familienmitglieder (im Folgenden als „aktiv Multilokale“ bezeichnet) an den Arbeitsorten sowie die Periodizität der Ortswechsel und damit die Dauer der räumlichen Trennungen der Partner bzw. Familienmitglieder können hierbei variieren. Eine in der Forschung bislang jedoch kaum behandelte Frage besteht darin, inwiefern multilokale Lebenssituationen über die Zeit hinweg eher stabil oder vorwiegend kurzfristig angelegt sind und welche Merkmale hierfür relevant sind.

Auch wenn sich Ursachen und konkrete Ausgestaltungen unterscheiden können, besteht für die hier betrachteten erwerbsbedingt multilokalen Lebensführungen das gemeinsame Merkmal darin, dass mindestens ein Partner periodisch beruflich bedingt außerhalb des gemeinsamen Hauptwohnsitzes übernachtet.¹ Dies verändert für Partner, Elternteile

1 Multilokale Lebensformen, wie das sogenannte „Living Apart Together“ (LAT) sowie „Long Distance Relationships“ (LDR) bzw. „Fernbeziehungen“ (z.B. Limmer/Schneider 2008; Schneider 2009), bei denen aus beruflichen oder anderen Gründen zwei separate Haushalte und kein gemein-

und Kinder die Alltagsgestaltung sowie die Möglichkeiten der Aktualisierung und Pflege ihrer Beziehungen mittels Face-to-Face-Interaktionen (Schier 2013). Dabei ist es für intime persönliche Beziehungen grundlegend, dass diese in Interaktionen fortlaufend aktualisiert werden (Lenz 2005: 23; Asendorpf/Banse 2000; Boden/Molotch 1994). In Partnerschaften, die verstärkt mit der räumlichen Abwesenheit eines Partners konfrontiert werden, ist gerade diese Regulation sozialer Interaktions- und Austauschprozesse im Hinblick auf räumliche Nähe und Distanz eine besondere Herausforderung.

Bislang ist jedoch wenig über Einstellungen und handlungsleitende Orientierungen von Personen und Paaren bekannt, die das Eingehen bzw. Aufrechterhalten eines multilokalen Wohnarrangements und damit die Inkaufnahme periodischer räumlicher Trennungen begünstigen. Inwieweit das Verständnis von Partnerschaft und – damit einhergehend – Vorstellungen über die Bedeutung von räumlicher Nähe bzw. Distanz für Beziehungen mit Formen von Multilokalität zusammenhängen, ist weitgehend unklar. Es lassen sich diesbezüglich einerseits Einstellungen innerhalb von Beziehungskonzepten vermuten, „die stärker auf individuelle Autonomie denn auf Gemeinsamkeit und Ko-Präsenz ausgerichtet sind“ und damit „überhaupt erst die Grundlage für entsprechende Mobilitätsentscheidungen“ schaffen (Schneider 2014; vgl. auch Schneider et al. 2009). Andererseits lassen sich jedoch auch Effekte der praktizierten Multilokalität auf die Akzeptanz räumlicher Distanz innerhalb von Partnerschaften vermuten. Es stellt sich damit die folgende grundlegende Frage: Führen spezifische Einstellungen zu räumlicher Nähe und Distanz eher dazu, multilokale Lebensformen einzugehen und aufrechtzuerhalten (Selektion), oder werden entsprechende Einstellungen an sich verändernde (multilokale) Lebensformen angepasst (Adaption). Auf die Relevanz einer stärkeren Fokussierung von Analysen in Richtung möglicher Selektions- und Anpassungsprozesse ist in der theoretischen Lebenslauf-forschung wiederholt hingewiesen worden (vgl. z.B. Lesthaeghe/Moors 2002; Huinink/Feldhaus 2009).

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit diesem wechselseitigen Zusammenhang zwischen Einstellungen zur Akzeptanz von Abwesenheit und räumlicher Distanz als einem Aspekt von Beziehungskonzepten und dem Auftreten erwerbsbedingt multilokaler Arrangements in Partnerschaften.

2. Forschungsstand

2.1 Multilokalität und die Gestaltung von Paar- und familialen Beziehungen

Erwerbsbedingte Multilokalität kann für Individuen, Paar- und Familienbeziehungen gleichermaßen eine Herausforderung darstellen. Durch die regelmäßigen Abwesenheiten (mindestens) eines Partners ergeben sich besondere Anforderungen an die Gestaltung des

samer Haupthaushalt unterhalten werden, sind nicht Gegenstand der folgenden Betrachtungen. Es kann angenommen werden, dass diese Lebensformen sich hinsichtlich Genese, Strukturen, Koresidenzerfahrungen und Bedürfnissen grundlegend von den hier betrachteten Lebensformen unterscheiden.

Alltags, die Vereinbarkeit von Familie mit anderen Lebensbereichen, die Herstellung von Nähe und Intimität, von stabilen Beziehungen sowie die Gestaltung von Elternschaft und Sorgearbeit (Schier 2013; Mason 2004; Duchêne-Lacroix 2009). Gerade Beziehungsarbeit gestaltet sich anspruchsvoll, wenn diese nicht auf dauerhafter Koresidenz und damit auf häufiger und selbstverständlicher physischer Kopräsenz aufbauen kann (Jiménez/Asendorpf 2010). Aus praxistheoretischen Untersuchungen ist bekannt, dass Paare unterschiedliche Aktivitäten vor (z.B. sich voneinander verabschieden), während (z.B. ritualisierte Telefonate) und nach räumlichen Trennungen (z.B. intensive Face-to-Face-Gespräche) nutzen, um Abwesenheitszeiten Bedeutung zu geben, sie zu überbrücken und so Kontinuität in der Beziehung herzustellen (Dindia/Emmers-Sommer 2006). Ein multilokales Lebensarrangement muss insofern nicht ausschließlich nachteilige Aspekte mit sich bringen, sondern kann mit einer hohen Partnerschaftszufriedenheit einhergehen (Feldhaus/Schlegel 2013; Viry et al. 2010).

Bislang ist allerdings nur wenig über die Bedingungen bekannt, die eine Etablierung von multilokalen Arrangements sowie von Umgangspraktiken mit der räumlichen Trennung in Partnerschaften und Familien erschweren oder erleichtern. Die vorliegenden Studien verweisen darauf, dass nicht nur verschiedene strukturelle Rahmenbedingungen und Gelegenheitsstrukturen wie die Wohn- und Arbeitsmarktsituation sowie sozialstaatliche und rechtliche Regelungen (Collet/Bonnet 2010; Jurczyk et al. 2009; van der Klis/Mulder 2008; Lück/Rüger 2013), sondern auch individuelle Merkmale und Dispositionen wie die Ortsverbundenheit und soziale Kontakte, Mobilitäts- und Multilokalitätsbiografien (Bathmann et al. 2013) sowie Gender, Familienstatus, Alter und Einstellungen (Schier 2010a; Schneider et al. 2002; Schneider 2005; Widmer et al. 2010) von Bedeutung dafür sind, ob eine multilokale Lebensführung realisiert und aufrechterhalten wird.

2.2 Einstellungen zur räumlichen Nähe und Distanz in Partnerschaften und multilokale Lebensformen

Paare schaffen sich im Beziehungsverlauf im vielfältigen Rückgriff auf einen kulturell vorgegebenen Vorrat von Handlungs- und Deutungsmustern eine gemeinsame Wirklichkeit, die Vorstellungen darüber enthält, was eine ‚gute‘ Beziehung konstituiert und diese auf Dauer stellt (Berger/Kellner 1965; Lenz 2003) – und damit ein handlungsleitendes Konzept ihrer Beziehung. Es ist davon auszugehen, „dass in Paarbeziehungen nicht nur ein gemeinsamer Interpretations- und Deutungszusammenhang hergestellt wird, sondern, dass in diesen Beziehungen auch unhinterfragte Paararrangements generiert werden, sei dies bezogen auf die familiäre Arbeitsteilung, den Umgang mit Geld“, die gemeinsame Alltagsgestaltung oder das uni- oder multilokale Wohnen (Cornelißen 2013: 38). Die Ansprüche und Vorstellungen sowie die ‚Konstruktion‘ der partnerschaftlichen Wirklichkeit finden sich in entsprechenden *Beziehungskonzepten* wieder. Insofern beinhalten Beziehungskonzepte Vorstellungen über Regeln, die das ‚Geben und Nehmen‘ ordnen, über die Autonomie bzw. Verbundenheit der Partner sowie darüber, wie viel räumliche Nähe und Distanz in einer Partnerschaft als angemessen erachtet wird (Hirsland et al. 2005; Mason 1999). In der Literatur finden sich diesbezüglich verschiedene Begriffe wie *Beziehungsvorstellungen*, *-bilder* oder *-ideale*, die jedoch alle die Spannungsfelder von gewünschter

Heteronomie und Autonomie sowie Abhängigkeit und Unabhängigkeit innerhalb von Paarbeziehungen als wichtige Unterscheidungsmerkmale hervorheben, und die dem hier betrachteten Aspekt der räumlichen Nähe und Distanz insgesamt sehr ähnlich sind (Zimmermann 2009; Lois/Lois 2012; Bathmann et al. 2013).

Mason (1999) befasst sich in ihrer qualitativ angelegten Studie explizit mit individuellen Einstellungen zu räumlicher Nähe und Distanz in familialen Beziehungen und benennt drei Typen: *Local thinker* sind der Meinung, dass familiale Beziehungen für ihr Funktionieren räumliche Nähe benötigen, *distance thinker* sind hingegen überzeugt, dass Beziehungen auch über räumliche Distanz bestehen können und für *reluctant distance thinker* sind soziale Beziehungen trotz räumlicher Distanz zumindest vorstellbar, wenn diese Situation zeitlich begrenzt ist (ibid.: 167). Beziehungskonzepte können entsprechend als mentale Repräsentationen der Vorstellungen über Liebe und Partnerschaft verstanden werden, die individuell variieren und sich unter anderem hinsichtlich des Aspekts der Einstellungen zu der gewünschten bzw. akzeptierten räumlichen Nähe und Distanz in der Paarbeziehung unterscheiden.

Die Studien, die sich direkt mit partnerschaftsbezogenen Einstellungen im Kontext konkreter mobilitäts- bzw. multilokalitätsbezogener Entscheidungen befassen, stellen unisono deren Bedeutung heraus (Bathmann et al. 2013; van der Klis/Mulder 2008). Schneider et al. (2002) untersuchen retrospektiv Mobilitätsentscheidungen und zeigen, dass neben anderen Aspekten, wie Ortsverbundenheit oder der Erwerbstätigkeit des Partners, insbesondere das Partnerschaftsideal hinsichtlich der Nähe bzw. Unabhängigkeit in einer Partnerschaft für die Befragten einen wichtigen Aspekt bei der Entscheidung für oder gegen die Aufnahme von erwerbsbedingter Mobilität bzw. Multilokalität darstellt. Demnach sind Personen mit einem auf Autonomie und Unabhängigkeit – im Unterschied zu einem auf Nähe und Gemeinsamkeit – basierenden Partnerschaftsideal eher mobilitätsbereit (vgl. auch Schneider et al. 2009).

Die bestehende Forschung, die im Wesentlichen auf qualitativen, querschnittlichen oder retrospektiven Designs beruht, beschäftigte sich bislang allerdings kaum explizit mit den partnerschaftsbezogenen Einstellungen zu räumlicher Nähe und Distanz und dem wechselseitigen Zusammenhang mit dem konkreten Multilokalitätsverhalten im Zeitverlauf. Die vorliegende Studie untersucht nun erstmals diese Fragestellung auf der Grundlage bevölkerungsrepräsentativer Paneldaten.

3. Theoretische Überlegungen und Hypothesen

Zu den zentralen, allgemeinen theoretischen Ansätzen zur Untersuchung von Paarbeziehungen zählt die Austauschtheorie (Thibaut/Kelley 1959; Lösel/Bender 2003). Grundsätzliche Annahmen sind, dass die Zufriedenheit von in Partnerschaft lebenden Personen mit der Paarbeziehung davon abhängt, inwieweit der Partner die eigenen grundlegenden Bedürfnisse unter anderem nach Nähe, Intimität, Anerkennung und materiellem Wohlbefinden befriedigt. Diese Prozesse unterliegen der Reziprozitätsnorm, d.h. selbstverständlich erwartet auch der andere Partner, dass seine Bedürfnisse befriedigt werden. Diese Austauschprozesse erfordern damit wechselseitig spezifische Investitionen in die Paarbezie-

hung. Diese Investitionen können materiell sein, sie sind aber vor allem auch immaterieller Art (Zeit, psychisches und emotionales Engagement). Wie bereits eingangs erwähnt, ist eine erfolgreiche Gestaltung von Paarbeziehungen in hohem Maße von der alltäglichen Interaktion, von einer positiven, an den Bedürfnissen des Anderen orientierten Kommunikation und daran anknüpfende Austauschprozesse abhängig (Lenz 2005: 23; Asendorpf/Banse 2000). Gerade eine hohe Interaktionsdichte und eine Multiplexität der Beziehung, d.h. eine hohe funktionale Relevanz der Partner füreinander, sind wichtige Faktoren für die Zufriedenheit und die Stabilität von Partnerschaften (Lenz 2003; Rhoades et al. 2009). Die Austauschtheorie verweist nunmehr darauf, dass die Zufriedenheit von in Partnerschaft Lebenden aber nicht nur von der Bedürfnisbefriedigung und den jeweiligen Investitionen abhängt, sondern auch von dem jeweiligen zugrundeliegenden Bewertungsmaßstab. D.h. die Zufriedenheit ist abhängig von den eigenen Ansprüchen und Erwartungen und dem, was man bereit ist zu investieren (Thibaut/Kelley 1959).

Diese Ansprüche und Erwartungen spiegeln sich in den jeweiligen Beziehungskonzepten der Akteure wider, die individuell variieren und sich unter anderem auch hinsichtlich der Einstellungen zur gewünschten bzw. akzeptierten räumlichen Nähe und Distanz in der Paarbeziehung (Distanzakzeptanz) unterscheiden. Geht man entsprechend bisheriger Befunde davon aus, dass Interaktionen und soziale Austauschprozesse wesentliche Einflussfaktoren der Paardynamik darstellen, die sich insbesondere in effektiver Weise durch die räumliche Kopräsenz realisieren lassen, ist anzunehmen, dass Personen, die in einem multilokalen Arrangement leben, eher bereit sind, räumliche Distanz in ihrer Paarbeziehung zu akzeptieren (Schneider et al. 2002; Schneider et al. 2009). Wir vermuten daher einen allgemeinen Zusammenhang zwischen einer höheren Distanzakzeptanz und dem Leben in einer multilokalen Lebensform (*Hypothese 1*).

Es stellt sich dabei jedoch die Frage, wie diese Zusammenhänge zwischen Einstellungen und Verhaltensweisen zu erklären sind (Fishbein/Ajzen 1975; Lesthaeghe/Moors 2002; Huinink/Feldhaus 2009). So ist einerseits zu vermuten, dass Entscheidungen bzw. bestimmte Verhaltensweisen dazu führen, dass die Einstellungen an die neue Situation angepasst werden (*Anpassungshypothese*). Andererseits ist zu vermuten, dass spezifische Einstellungen dazu führen, dass sich nachfolgende Verhaltensweisen ergeben (*Selektionshypothese*).

Im Hinblick auf die *Anpassungshypothese* lässt sich argumentieren, dass sich für diejenigen, die erwerbsbedingt multilokal leben, eine Anpassung hin zu mehr Distanzakzeptanz in der Partnerschaft im Zeitverlauf ergibt. Hierfür sprechen unter anderem die Befunde von Mason (1999), wonach individuell unterschiedliche Vorstellungen hinsichtlich der Bedeutung von räumlicher Distanz in familialen Beziehungen existieren, die sich unter anderem vor dem Hintergrund konkreter Multilokalitätserfahrungen verändern können. Es kann diesbezüglich angenommen werden, dass sich die Akteure mit der vorliegenden Situation arrangieren, dass sie lernen, ihre Beziehung auch über räumliche Trennungen hinweg aufrechtzuerhalten (Dindia/Emmers-Sommer 2006). In diesen Beziehungen könnte dann die geringe gemeinsame Zeit besonders bewusst erlebt werden (Schneider et al. 2002). Darüber hinaus ist anzunehmen, dass die Erfahrungen mit der tatsächlichen Multilokalitätssituation besser ausfallen, als erwartet. Es ist dann von einer Bekräftigung der Einstellungen (Lesthaeghe/Moors 2002) und damit einer Anpassung in Richtung einer stärkeren Distanzakzeptanz auszugehen. Anpassungen in Richtung einer stärkeren

Distanzakzeptanz sind auch deshalb zu erwarten, da auf diese Weise die getroffene Entscheidung ‚ex post‘ rationalisiert und kognitive Dissonanzen zwischen Einstellungen und Verhaltensweisen reduziert, ‚in Einklang‘ gebracht werden (Festinger 1957; Clarkberg 2002).² Insofern lässt sich begründet annehmen, dass Personen, die in einer multilokalen Lebensform leben – im Vergleich zu nicht-multilokal lebenden Personen – ihre Einstellungen im Verlauf der Partnerschaft eher in Richtung einer stärkeren Distanzakzeptanz anpassen (*Hypothese 2*).

Auch für die *Selektionshypothese*, wonach Personen eher bereit sind, multilokale Arrangements aufzunehmen oder aufrechtzuerhalten, wenn sie über ein höheres Maß an Distanzakzeptanz innerhalb der Partnerschaft verfügen, lassen sich Argumente anführen. Sowohl oben stehende Überlegungen auf Basis der Austauschtheorie als auch die Befunde der im Rahmen des Forschungsstandes zitierten Mobilitätsstudien (Schneider et al. 2002; van der Klis/Mulder 2008; Bathmann et al. 2013) verweisen darauf, dass Individuen im Lebensverlauf bzw. im Verlauf der Partnerschaft spezifische handlungsleitende Einstellungen bzw. Konzeptionen von Partnerschaft entwickeln, die in einer konkreten Entscheidungssituation zur Aufnahme bzw. Fortführung von Multilokalität zum Tragen kommen. Eine Entscheidungssituation entsteht im Falle erwerbsbedingter Multilokalität in der Regel dann, wenn für mindestens einen der Partner, im Sinne von „legitimacy of purpose“ bei Mason (1999: 171), ein beruflicher Anlass vorliegt. Die generelle Annahme ist nun, dass sich – bei gegebenem Anlass – vermehrt diejenigen Akteure für Multilokalität – im Sinne eines spezifischen Arbeits-Wohn-Partnerschafts-Arrangements – entscheiden, deren Distanzakzeptanz stärker ausgeprägt ist. Gestützt wird dieses Argument durch Befunde aus den oben genannten Mobilitätsstudien. Dort wird ausgeführt und durch qualitative Analysen untermauert, dass partnerschaftsbezogene Einstellungen, die eher die Autonomie in der Partnerschaft betonen, eine Grundlage für entsprechende Mobilitätsentscheidungen darstellen. Ein ausgeprägter Wunsch nach Autonomie hingegen sollte auch eher mit einer stärkeren Distanzakzeptanz einhergehen. Das Vorhandensein und die Bedeutung einer generellen Offenheit und Bereitschaft für räumliche Mobilität wird auch durch aktuelle Befunde von Huinink et al. (2014) belegt. Die Autoren bestätigen mit ihren Analysen, dass eine generelle Mobilitätsbereitschaft nicht nur berufliche und räumliche Mobilität fördert, sondern ebenso bereits das aktive Suchverhalten am Arbeitsmarkt positiv beeinflusst. Dies lässt sich auch auf den Multilokalitätskontext übertragen. So ist es plausibel, anzunehmen, dass eine höhere Distanzakzeptanz in der Partnerschaft auch eher mit einer generellen Mobilitätsbereitschaft und möglicherweise bereits mit einem entsprechenden Suchverhalten am Arbeitsmarkt einhergeht. In diese Richtung weisen auch bivariate Analysen mit den Daten der vorliegenden Studie, wonach die Mobilitätsbereitschaft wiederum positiv mit den Einstellungen zur Distanzakzeptanz assoziiert ist.³ Diese Ar-

2 Eine weitere Möglichkeit besteht darin, dass die Paarbeziehung beendet wird. Obgleich die Stabilität von Paarbeziehungen in erwerbsbedingt multilokalen Arrangements eine bedeutsame Forschungsfrage darstellt, fokussiert der vorliegende Beitrag auf den wechselseitigen Zusammenhang zwischen Multilokalitätsverhalten und Distanzeinstellungen innerhalb bestehender Paarbeziehungen (vgl. Kap. 4).

3 Die Mobilitätsbereitschaft wurde gemessen über die generelle Bereitschaft, entweder in Form von Umzug, Fernpendeln oder Multilokalität für den Beruf mobil zu werden. Der Zusammenhang fällt mit Cramers $V=0,20$ ($p<0,001$) recht deutlich aus. Betrachtet man ausschließlich die generelle Be-

gumente sprechen für das Auftreten eines Selektionseffektes: Distanzakzeptanz geht mit höherer Mobilitätsbereitschaft einher, was dann auch eher zur Aufnahme einer multilokalen Lebensform führen sollte (*Hypothese 3*).

4. Daten, Variablen und Analysen

4.1 Daten

Verwendet werden Daten der Studie „Job Mobilities and Family Lives in Europe“, für die im Jahr 2007 7.220 zufällig ausgewählte Personen der residenziellen Bevölkerung in Deutschland, Spanien, Frankreich, Belgien, Polen und der Schweiz im Alter von 25 bis 54 Jahren interviewt wurden. Zielsetzung war, Erkenntnisse über Verbreitung, Ursachen und Entstehungszusammenhänge sowie Folgen von erwerbsbedingter räumlicher Mobilität für die Lebenszufriedenheit, das Berufs- und das Familienleben zu erhalten (vgl. Schneider/Collet 2010; Schneider/Meil 2008). Eine in den Jahren 2010/2011 durchgeführte zweite Panel-Welle erhob Daten von 1.735 Personen in Deutschland, Frankreich, Spanien und der Schweiz (Wiederbefragungsquote: 34,5%). Grundlage der vorliegenden Untersuchung sind die resultierenden Zwei-Wellen-Vier-Länder-Paneldaten. Die Stichprobe umfasst N=1.189 Personen (gewichtet: N=1.155), die in beiden Wellen mit demselben Partner in einer festen Partnerschaft leben.

Für die Analysen wird ein kombinierter Design-, Anpassungs- und Panel-Gewichtungsfaktor verwendet (vgl. Skora et al. 2013). Zudem werden alle nationalen Subsamples (Deutschland, Frankreich, Spanien, Schweiz) – unabhängig von Landesgröße und tatsächlicher Fallzahl im Datensatz – mit der gleichen Anzahl an Fällen berücksichtigt.⁴

4.2 Variablen

Kriterium für *erwerbsbedingt multilokale Lebensformen* sind *mindestens 60 Nächte* im letzten Jahr, die mindestens einer der Partner aus beruflichen Anlässen außerhalb des gemeinsamen Wohnsitzes verbrachte (vgl. Limmer/Schneider 2008).⁵ Erfasst wird der Multilokalitätsstatus in Welle 1 und Welle 2.

Zur Messung der Einstellungen zu räumlicher Nähe und Distanz in der Partnerschaft wird das Item „Man muss sich nicht jeden Tag sehen, um eine gute Beziehung zu haben.

reitschaft für Multilokalität, erhöht sich der Zusammenhang noch einmal (Cramers $V=0,23$; $p<0,001$). Die Ergebnisse ändern sich zudem nur unwesentlich, wenn ausschließlich Personen untersucht werden, die sich gegenwärtig nicht in einer multilokalen Lebensform befinden.

4 Dabei werden die Fallzahlen der einzelnen Länder-Samples ($n=430$) so gewichtet, dass die Fallzahl der Gesamtstichprobe des Vier-Länder-Panels ($n=1.720$) möglichst nah an der ursprünglichen, ungewichteten Fallzahl liegt ($n=1.735$). Ziel ist es, jedes Land mit gleichem Beobachtungsumfang in die Analysen aufzunehmen (vgl. Huynen et al. 2010).

5 Durchschnittlich wurden 147 Nächte in den vergangenen 12 Monaten ($SD=63,68$) außerhalb des gemeinsamen Wohnsitzes verbracht, das Maximum lag bei 308 Auswärtsübernachtungen.

(Antwortvorgaben: (1) stimme gar nicht zu, (2) eher nicht zu, (3) eher zu oder (4) voll und ganz zu“ (Skala von 1 bis 4) verwendet, wobei hohe Werte Einstellungen als Teile von Beziehungskonzepten repräsentieren, die räumliche Distanz stärker akzeptieren. Erfasst werden die Einstellungen in Welle 1 und Welle 2.

Auf Basis bisheriger Forschungsergebnisse ist anzunehmen (vgl. Kap. 2), dass sich Personen in erwerbsbedingt multilokalen Arrangements von anderen Personen hinsichtlich *soziodemografischer Merkmale* unterscheiden. Neben *Gender*, *Alter* (in Jahren) und dem *Bildungsniveau* werden die *Partnerschaftsdauer* (in Jahren) sowie das *Erhebungsland* als *Kovariablen* in den multivariaten Analysen berücksichtigt.⁶ Hinsichtlich des *Elternschaftsstatus* werden Personen mit (betreuungsbedürftigen) Kindern unter 13 Jahren von Personen mit Kindern ab 13 Jahren bzw. Personen ohne Kinder unterschieden.⁷ Sämtliche Kontrollmerkmale sind zum Zeitpunkt der ersten Welle erfasst.

4.3 Analysen

Nach der Deskription der Stichprobe (vgl. Kap. 5.1) wird zunächst in einem ersten Schritt untersucht, ob ein genereller Zusammenhang zwischen dem Vorliegen erwerbsbedingter Multilokalität und den Einstellungen zu räumlicher Nähe bzw. Distanz besteht (vgl. Kap. 5.2). Dazu werden Querschnittsanalysen auf Basis der ersten und zweiten Welle durchgeführt, wobei multilokal lebende mit nicht-multilokal lebenden Personen verglichen werden. Daran anschließend wird anhand von Längsschnittanalysen untersucht, ob sich Hinweise auf Selektions- bzw. Anpassungsprozesse finden lassen, die einen solchen „globalen“ Zusammenhang erklären könnten (vgl. Kap. 5.3). Berechnet werden Pfadmodelle mit kreuzverzögerten Korrelationen (*Cross-Lagged-Panel-Design*). Mit diesen Modellen lässt sich das Ausmaß des kausalen Effektes einer unabhängigen Variable des ersten Messzeitpunktes (t1= Welle 1) auf eine abhängige Variable des zweiten Zeitpunktes (t2= Welle 2) bestimmen (vgl. Schema in Abbildung 1). Die kreuzverzögerten Pfadkoeffizienten geben Hinweise darauf, inwieweit Variable x zum Zeitpunkt t1 Variable y zum Zeitpunkt t2 be-

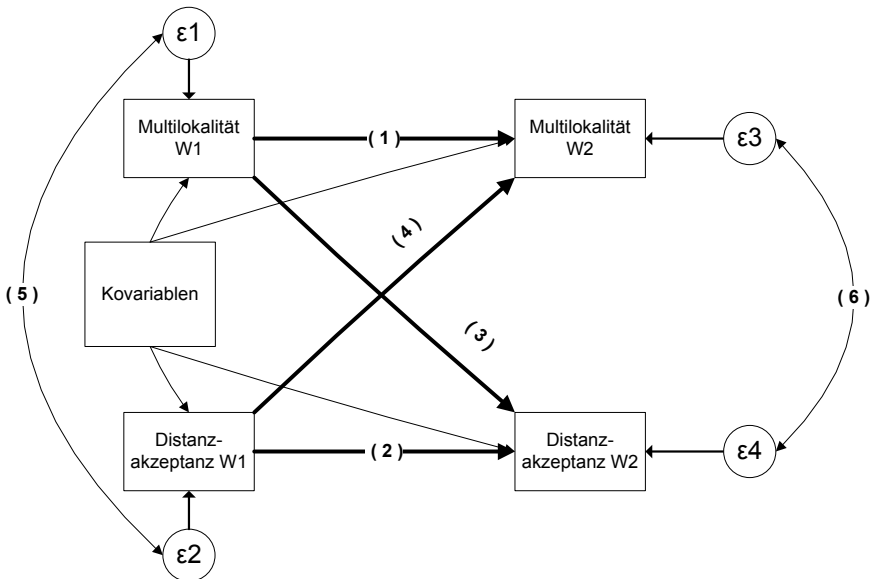
6 Die Kategorien kein Abschluss, Grundbildung (Grundschule) und mittlere Bildung (Sekundarstufe I, Haupt- oder Realschulabschluss) werden in der Kategorie „niedriges Bildungsniveau“ zusammengefasst; höhere Allgemein-/Berufsbildung (Sekundarstufe II) sowie Hochschul-/Fachhochschulausbildung und Promotion werden unter der Kategorie „höheres Bildungsniveau“ subsumiert. Die Erhebungsländer (Deutschland, Frankreich, Spanien, Schweiz) gehen als Dummy-Variablen in die Analysen ein.

7 Die Altersgrenze von unter 13 Jahren zur Unterscheidung von jüngeren, stärker betreuungsbedürftigen Kindern und älteren Kindern wurde in Orientierung an Altersgrenzen gewählt, die unterschiedlichen rechtlichen Regelungen im deutschsprachigen Raum zugrunde liegen (z.B. Gewährung des Rechts für gesetzlich versicherte Eltern auf unbezahlte Freistellung von der Erwerbsarbeit sowie von Kinderkrankengeld bei Erkrankung eines Kindes) sowie der faktischen Handhabe in institutionellen Zusammenhängen entsprechen (z.B. konzentriert sich das faktische Angebot an institutioneller Tagesbetreuung auf Kinder bis 12 Jahre). Dabei wurde davon ausgegangen, dass sich in diesen Regelungen, Angeboten und Handhabungen, gesellschaftliche Normen in Bezug auf Betreuungs- und Aufsichtsnotwendigkeiten von Kindern dieser Altersgruppe durch räumlich anwesende Eltern widerspiegeln. Der konkrete Betreuungsaufwand, der der körperlichen Anwesenheit von Eltern bedarf, sinkt unbestritten mit steigendem Alter von Kindern.

einflusst und umgekehrt. Darüber hinaus werden Stabilitätsmaße durch die Einbeziehung der zeitverzögerten Effekte berechnet (Pfadkoeffizienten von Variable x/y zum Zeitpunkt t_1 auf Variable x/y zum Zeitpunkt t_2).

Zentrale abhängige Variablen der Pfadmodelle sind das Vorliegen erwerbsbedingter Multilokalität in Welle 2 als dichotome Variable (1=ja/0=nein) sowie die Einstellungen zu räumlicher Nähe und Distanz in der Partnerschaft in Welle 2 als metrische Variable. Es wird untersucht, ob die Einstellungen zu räumlicher Nähe bzw. Distanz in Welle 1 einen Einfluss auf das Vorliegen eines multilokalen Arrangements in Welle 2 haben sowie, ob das Vorliegen eines multilokalen Arrangements in Welle 1 einen Einfluss auf die Einstellungen in Welle 2 hat – jeweils bei gleichzeitiger Kontrolle des Ausgangszustands in Welle 1. Die Kovariablen werden dabei sowohl auf die zentralen Variablen (Multilokalität und Einstellungen) in Welle 1 als auch in Welle 2 bezogen (vgl. Abbildung 1). Geschätzt wird ein kombiniertes Modell mit einer Probit-Regression für die dichotome abhängige Variable (Multilokalität) sowie eine lineare Regression für die metrische abhängige Variable (Distanzakzeptanz). Um eine entsprechende Varianzhomogenität in den Fehlertermen zu garantieren, wurde der Weighted-Least-Square-Schätzer (WLS) verwendet.⁸

Abbildung 1: Pfadmodell mit kreuzverzögerten Korrelationen und Kontrollvariablen



Ein wichtiger Aspekt bei diesen Pfadmodellen besteht in der Berücksichtigung des Ausgangszustands, d.h. in der Einbeziehung der Korrelation zwischen Multilokalität und Distanzakzeptanz in Welle 1 (Pfad 5 in Abbildung 1). Durch die Einbeziehung relevanter Kontrollvariablen sowohl auf die Multilokalität als auch auf die Distanzakzeptanz zum Messzeitpunkt t_1 ergeben sich für beide Variablen Fehlerterme, die dann korreliert wer-

8 Verwendet wurde das Software-Paket Mplus.

den können. Damit lässt sich aufzeigen, inwieweit die Residuen und damit die Ausgangsvariablen zum Zeitpunkt t_1 miteinander zusammenhängen. Dadurch wird im Pfadmodell für einen möglichen Zusammenhang zum Ausgangszeitpunkt kontrolliert. Die Schätzung relevanter kreuzverzögerter Effekte von Multilokalität in Welle 1 auf Distanzakzeptanz in Welle 2 und umgekehrt (Pfade 3 und 4 in Abbildung 1) bezieht sich damit auf die Veränderungen in den Varianzen von Multilokalität und Distanzakzeptanz zwischen den Messzeitpunkten, während die Kontinuität (Stabilität) zwischen den Zeitpunkten durch die zeitverzögerten Pfadkoeffizienten (Pfade 1 und 2 in Abbildung 1) und der Ausgangszustand durch die Korrelation der Fehlerterme (Pfade 5 und 6 in Abbildung 1) erfasst werden. Werden die zeitverzögerten Effekte und die Ausgangskorrelation nicht mit einbezogen, könnte ein vorhandener kreuzverzögerter Effekt fälschlicherweise als substantieller Effekt fehlgedeutet werden, der sich allein deshalb ergibt, da eine Korrelation zum Zeitpunkt t_1 vorliegt. Es wird daher in Kapitel 5.3 zunächst ein Modell präsentiert, das diese Fehlerkorrelationen nicht mitschätzt, um dann – in einem weiteren Modell – zu sehen, wie sich die Effekte verändern, wenn für diesen Ausgangszustand kontrolliert wird.⁹

5. Ergebnisse

5.1 Deskription der Stichprobe

Die Befragten sind zum Zeitpunkt der ersten Welle im Mittel 43 Jahre alt. 20,2% sind kinderlos, 50,4% haben betreuungsbedürftige Kinder unter 13 Jahren und 29,4% haben Kinder, die 13 Jahre und älter sind. 51,2% der Befragten sind männlich, 48,8% weiblich. Über einen Haupt- oder Realschulabschluss verfügen 42,3%, ein Fünftel hat eine höhere Allgemein- oder Berufsbildung (22%) und mehr als ein Viertel verfügt über einen Hochschul-/Fachhochschulabschluss und/oder eine Promotion (28,2%). 7% haben keinen Schulabschluss, der über das Grundschulniveau hinausgeht. Die durchschnittliche Partnerschaftsdauer liegt bei 16 Jahren.

Insgesamt leben 98 Befragte zum ersten Erhebungszeitpunkt in einem erwerbsbedingt multilokalen Arrangement – dies entspricht einem Anteil von 8,6%.¹⁰ Davon sind 39 Befragte (3,4%) selbst der mobile bzw. *aktiv multilokale* Part in diesem Arrangement, wäh-

9 Nicht auflösen lässt sich dadurch jedoch die Problematik, dass sich durch die Einbeziehung der zeitverzögerten Effekte verzerrte Schätzer ergeben können, da die zeitverzögerten Variablen mit dem entsprechenden Fehlerterm korreliert sind (Allison 1990). Um dem zu begegnen, haben Arellano und Bond (1991) einen Instrumentenvariablen-Schätzer vorgeschlagen. Dieser ist, da er sich auf Informationen aus vorangegangenen Wellen bezieht, jedoch erst ab drei Befragungszeitpunkten implementierbar. Dieses Vorgehen kann dementsprechend mit den vorliegenden Daten nicht verfolgt werden (vgl. dazu auch Kap. 6).

10 Der Anteil der erwerbsbedingt multilokalen Arrangements in der untersuchten Stichprobe im Jahr 2007 (Welle 1) in den einzelnen Erhebungsländern beträgt in Deutschland 10,9%, in Frankreich 9,2%, in der Schweiz 7,5% sowie in Spanien 5,4%. Diese Anteile fallen sehr ähnlich aus, wenn eine möglichst breite, repräsentative Stichprobe der Allgemeinbevölkerung zugrunde gelegt wird.

rend bei 59 Befragten (5,2%) der Partner aktiv multilokal lebt. Mit einem Anteil von 76,9% ist der überwiegende Teil der aktiv multilokalen Personen männlich.

Zum zweiten Befragungszeitpunkt leben 68 Befragte (5,9%) multilokal, davon stellen 38 Befragte (3,3%) den aktiv multilokalen Part dar, während bei 30 (2,6%) der Partner aktiv multilokal ist. Insgesamt leben 1023 der Befragten zu keinem Zeitpunkt multilokal (88,7%).

Es liegen 32 Ereignisse vor, in denen zwischen den Erhebungszeitpunkten Multilokalität begonnen wurde (2,8%). 36 Personen leben in beiden Wellen multilokal (3,1%), während 62 Personen ein multilokales Arrangement zwischen den Wellen beendet haben (5,4%).

Die Einstellungen der Befragten sind insgesamt eher auf die Akzeptanz von räumlichen Trennungen und Abwesenheiten ausgerichtet. Zum Erhebungszeitpunkt der ersten Welle liegt der Mittelwert (M) bei 3,0, bei einer Standardabweichung (SD) von 0,96. Der Mittelwert in Welle 2 liegt bei 2,95 (SD=0,98). Betrachtet man die Veränderungen hinsichtlich der Einstellungen im Zeitverlauf, ergibt sich für 29,6% der Befragten eine abnehmende Akzeptanz von räumlicher Distanz (Veränderung in Richtung Nähe), für 26,9% eine zunehmende Akzeptanz von räumlicher Distanz und für 43,6% keine Veränderung.

5.2 Querschnittsanalysen

Im Folgenden wird der Zusammenhang zwischen den Einstellungen zur Akzeptanz räumlicher Distanz in Partnerschaften und dem Vorliegen eines multilokalen Wohnarrangements im Querschnitt untersucht.

Die Analysen für Welle 1 zeigen, dass Personen in multilokalen im Vergleich zu nicht-multilokalen Lebensformen räumliche Distanz signifikant häufiger akzeptieren (M=3,4 vs. 3,0; $F=17,510$, $p<0,001$; $d_{\text{Cohen}}=0,440$). So weisen beispielsweise 55,6% der multilokal lebenden Personen eine hohe Distanzakzeptanz auf, während dies lediglich auf 33,6% der nicht multilokal lebenden Personen zutrifft. Die Ergebnisse zeigen demnach einen signifikanten globalen Zusammenhang zwischen Multilokalität und der Akzeptanz räumlicher Distanz in Welle 1 (Cramers $V=0,14$, $p<0,001$). Ein vergleichbarer Zusammenhang zwischen Einstellungen und Multilokalität ergibt sich auch für den Querschnitt in Welle 2 (Cramers $V=0,14$; $p<0,001$). Multilokal lebende Personen akzeptieren räumliche Distanz zum Partner auch hier stärker als nicht-multilokal Lebende (M=3,4 vs. M=2,9; $F=17,581$, $p<0,001$; $d_{\text{Cohen}}=0,525$). So geben 58% der multilokalen Befragten eine hohe Distanzakzeptanz an (vs. 31,8% der Nicht-Multilokalen). Insgesamt zeigt sich damit entsprechend Hypothese 1 ein deutlicher genereller Zusammenhang zwischen den partnerschaftsbezogenen Einstellungen zur Akzeptanz von räumlichen Trennungen und einer multilokalitätsbezogenen Verhaltensweise.

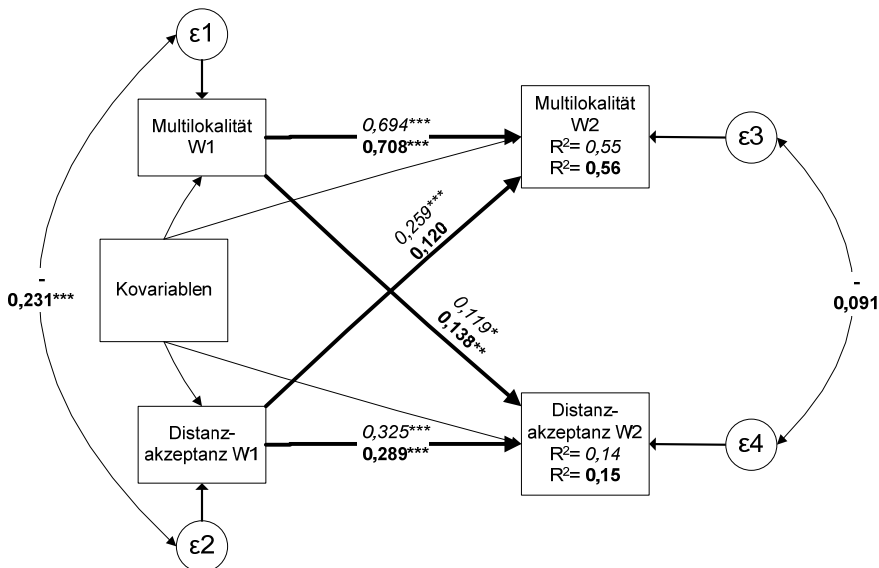
Die Untersuchung der Einstellungen zur Distanzakzeptanz unter Berücksichtigung der Frage, ob die befragte Person der *aktiv* oder der *passiv multilokale* Partner ist, ergibt einen bemerkenswerten Befund: Die aktiv ($F=9,186$, $p=0,002$; $d_{\text{Cohen}}=0,490$) ebenso wie die passiv Multilokalen ($F=9,149$, $p=0,003$; $d_{\text{Cohen}}=0,407$) unterscheiden sich zwar signifikant von den Nicht-Multilokalen, nicht jedoch untereinander ($F=0,239$, $p=0,626$; $d_{\text{Cohen}}=0,09$). Obgleich vorliegend keine Paardaten untersucht werden konnten, deuten diese Ergebnisse auf entsprechende paarinterne Abstimmungsprozesse hinsichtlich der Einstellungen zur Distanzakzeptanz hin.

5.3 Längsschnittanalysen

Im Folgenden wird eingehender überprüft, wie sich der Zusammenhang zwischen Distanzakzeptanz und erwerbsbedingter Multilokalität im Zeitverlauf verhält. Hierfür stehen zwei Erhebungszeitpunkte zur Verfügung. Es stellt sich diesbezüglich einerseits die Frage nach der Stabilität im Zeitverlauf sowie die Frage nach möglichen kreuzverzögerten Effekten: Ist eine höhere Distanzakzeptanz eine *Voraussetzung* zur Aufnahme oder Fortführung eines erwerbsbedingt multilokalen Arrangements, oder findet vielmehr nach der Aufnahme einer multilokalen Wohnsituation eine *Anpassung* der Einstellungen in Richtung einer stärkeren Akzeptanz räumlicher Trennungen und Abwesenheiten statt? Diese Zusammenhänge werden mittels Pfadmodellen mit kreuzverzögerten Effekten (*Cross-Lagged-Panel-Design*) untersucht (vgl. Kap. 4).

Abbildung 2 zeigt die zentralen Ergebnisse der zeit- und kreuzverzögerten Effekte. Dargestellt sind zwei Pfadmodelle (vollständige Outputs siehe Tabellen 1 und 2 im Anhang). Die oberen, kursiv gedruckten Pfadkoeffizienten zeigen die Effekte des Modells ohne Einbeziehung der Fehlerkorrelationen der zentralen abhängigen Variablen (Multilokalität und Distanzakzeptanz) zu den beiden Erhebungszeitpunkten. Das zweite Modell mit den unteren, fett gedruckten Ergebniswerten kontrolliert für diese Fehlerkorrelationen, d.h. im zweiten Modell wird der Zusammenhang zwischen den beiden Variablen sowohl zum ersten als auch zum zweiten Erhebungszeitpunkt berücksichtigt.

Abbildung 2: Zusammenhang zwischen erwerbsbedingter Multilokalität und Einstellungen (Distanzakzeptanz) im kreuzverzögerten Zwei-Wellen-Panelmodell (Probit-/lineares Modell, WLS-Schätzung; unstandardisierte Effekte; N=1189; vollständige Outputs im Anhang)



Anmerkungen: *= $p < 0,05$; **= $p < 0,01$; ***= $p < 0,001$; gewichtete Daten;

Quelle: Job Mobilities and Family Lives (2007 und 2010/11, Wellen 1 und 2)

Hinsichtlich der Ergebnisse ist zunächst festzuhalten, dass sich in beiden Modellen deutliche *Stabilitätseffekte* über den hier betrachteten Zeitraum von drei bis vier Jahren ergeben. Multilokalität in Welle 1 korreliert in hohem Maße damit, auch in Welle 2 noch multilokal zu leben. Gleiches gilt für die Einstellungen zur Distanzakzeptanz, auch hier zeigt sich ein hoher positiver Zusammenhang zwischen den Wellen. Betrachtet man nunmehr die *zeitverzögerten Kreuzeffekte* zunächst im ersten Modell ohne Korrelation der Fehlerterme, so ergeben sich signifikante Koeffizienten sowohl für den Pfad Multilokalität in Welle 1 auf Distanzakzeptanz in Welle 2 (0,119*) als auch für den Pfad Distanzakzeptanz in Welle 1 auf Multilokalität in Welle 2 (0,259***). Dieses Modell kontrolliert jedoch nicht für den Zusammenhang beider Variablen zum Ausgangszeitpunkt in Welle 1. Das zweite Modell berücksichtigt nun die entsprechende Korrelation der Fehlerterme zum Zeitpunkt der ersten Welle (ϵ_1 und ϵ_2), die im vorliegenden Fall hoch signifikant ausfällt (0,231***), was bedeutet, dass die beiden Merkmale Multilokalität und Distanzakzeptanz bereits in Welle 1 deutlich miteinander korrelieren. Die Kontrolle dieses Ausgangszustandes in Welle 1 führt wiederum dazu, dass sich die Varianzen der beiden Merkmale zum zweiten Erhebungszeitpunkt verändern. Dies hat dann auch Auswirkungen auf die kreuzverzögerten Effekte. Während sich der Effekt der Multilokalität (Welle 1) auf die Distanzakzeptanz (Welle 2) leicht erhöht und deutlicher signifikant wird (0,138**), verliert der Effekt der Distanzakzeptanz (Welle 1) auf die Multilokalität (Welle 2) deutlich an Einflussstärke und liegt gerade noch auf einem 10%-Signifikanzniveau (0,120).

Für die eingangs aufgeworfenen Fragen bedeutet dies zum einen, dass sich sowohl hinsichtlich des Multilokalitätsverhaltens als auch hinsichtlich der räumlichen Distanzeinstellungen deutliche Kontinuitäten über den Beobachtungszeitraum ergeben. Zum anderen lässt sich festhalten, dass dem Anpassungseffekt eine größere Bedeutung zukommt; dies verdeutlicht zudem ein Vergleich der standardisierten Koeffizienten für die kreuzverzögerten Effekte im zweiten Modell (siehe Tabelle 2 im Anhang).¹¹

Hinsichtlich der Kontrollvariablen ergeben sich für das Modell 2 (siehe Tabelle 2 im Anhang) einige nennenswerte Effekte. Im Hinblick auf die Ausprägungen der Distanzakzeptanz in Welle 1 zeigt sich, dass diese von Eltern mit Kindern unter 13 Jahren geringer ausfallen als jene von kinderlosen Personen oder solchen mit älteren Kindern. In Bezug auf die Veränderungen der Einstellungen zwischen den Erhebungszeitpunkten ist zu erkennen, dass sich für Personen mit höherer Bildung im Vergleich zu Personen mit niedrigerer Bildung eine Entwicklung in Richtung einer höheren Distanzakzeptanz, für Personen aus Frankreich im Vergleich zu Personen aus Deutschland hingegen eine Entwicklung in Richtung einer geringeren Distanzakzeptanz ergibt. Auch für den Multilokalitäts-Status in Welle 1 ergibt sich ein signifikanter Ländereffekt, wonach Personen aus Spanien im Vergleich zu Personen aus Deutschland eine geringere Wahrscheinlichkeit für Multilokalität aufweisen. Zudem hat die Partnerschaftsdauer einen Einfluss: Je länger die Partnerschaft bereits andauert, desto wahrscheinlicher ist in der Folge die Aufnahme bzw. Aufrechterhaltung von Multilokalität.

11 Das erste in Abbildung 2 berichtete Modell weist einen unzureichenden Modellfit auf (siehe Tabelle 1 im Anhang). Das zweite ist ein saturiertes Modell und gibt entsprechend keinen Modellfit aus (siehe Tabelle 2 im Anhang).

6. Diskussion

Der vorliegende Beitrag untersucht den wechselseitigen Zusammenhang zwischen Einstellungen zu räumlicher Nähe und Distanz in Partnerschaften als einen Aspekt von Beziehungskonzepten und dem Vorliegen erwerbsbedingt multilokaler Lebensformen anhand von Paneldaten der Studie „Job Mobilities and Family Lives in Europe“, die in den Ländern Frankreich, Spanien, Schweiz und Deutschland erhoben wurden. Das zentrale Merkmal der hier untersuchten erwerbsbedingt multilokalen Lebensformen besteht in der periodischen beruflich veranlassten Abwesenheit mindestens eines Partners vom gemeinsamen Hauptwohnsitz des Paares oder der Familie, mit der Folge, dass die Partner bzw. Elternteile und ihre Kinder wiederholt räumlich getrennt voneinander leben. Kriterium sind 60 Nächte oder mehr, die mindestens ein Partner im letzten Jahr aus beruflichen Anlässen außerhalb des gemeinsamen Wohnsitzes verbrachte. Die vorliegende Studie zeigt, dass sich mit rund 9% knapp jeder zehnte Befragte in den untersuchten Ländern in einer solchen Lebensform befindet, was deren Relevanz in modernen Gesellschaften verdeutlicht.

Auf der Basis theoretischer Überlegungen wurden ein genereller Zusammenhang zwischen Distanz akzeptierenden Einstellungen und dem Multilokalitätsverhalten vermutet sowie Selektions- als auch Anpassungsprozesse diskutiert, die einen solchen Zusammenhang erklären könnten. Die Befunde im Querschnitt ergeben den erwarteten Zusammenhang einer höheren Distanzakzeptanz in den Einstellungen bei multilokal lebenden Personen im Vergleich zu nicht-multilokal lebenden Personen. Die Ergebnisse im Längsschnitt zeigen zum einen hohe Stabilitätseffekte für den Multilokalitäts-Status und die Distanzeinstellungen zwischen den Erhebungszeitpunkten. Zum anderen zeigen sie, dass sich für Personen, die sich zum ersten Erhebungszeitpunkt in einem multilokalen Lebensarrangement befinden, in der Folge Veränderungen der Einstellungen in Richtung einer stärkeren Distanzakzeptanz ergeben. Dies spricht für die hier angeführte Anpassungshypothese und unterstützt diejenigen Theorien und Befunde, die eine Anpassung der Einstellung infolge des konkreten Verhaltens nahelegen (vgl. Kap. 2 und 3). Basierend auf den Befunden lässt sich somit vermuten, dass der „globale“ Zusammenhang zwischen Distanzeinstellungen und multilokalen Lebensformen vornehmlich auf Anpassungsprozessen bei den Einstellungen beruht.

Für die Selektionshypothese, die im Längsschnittmodell einen Zusammenhang zwischen der Distanzakzeptanz und der nachfolgenden Aufnahme bzw. Aufrechterhaltung multilokaler Arrangements erwarten lässt, lassen sich hier keine belastbaren Ergebnisse aufzeigen. Hierfür könnten verschiedene Gründe ausschlaggebend sein. So ist es denkbar, dass sich die Beziehung zwischen Distanzeinstellungen und Multilokalitätsverhalten bereits früh im Partnerschaftsverlauf entfaltet und der hier fokussierte Beobachtungszeitraum die „interessante Phase“ partnerschaftlicher Institutionalisierungsprozesse nur unzureichend und möglicherweise „zu spät“ abdeckt. Eine weitere Differenzierung der Daten nach Alter bzw. Partnerschaftsdauer ist jedoch aufgrund der Fallzahlen nicht möglich. Es spricht daher viel für die Annahme, dass die Personen bereits zum ersten Erhebungszeitpunkt einen hohen Grad an Selektivität aufweisen, was dann – berücksichtigt durch die Korrelation zwischen den Merkmalen Distanzeinstellungen und Multilokalität in Welle 1 sowie in Verbindung mit den hohen Stabilitätseffekten für die beiden Merkmale zwischen den Wellen – aus methodischen Gründen dazu führt, dass sich – zumindest für den hier beobachteten Zeitraum – kein (weiterer) Selektionseffekt zeigt. So wurde bereits im Methodenteil erwähnt, dass sich

durch das vorliegende Zwei-Wellen-Design verzerrte Schätzungen dahingehend ergeben könnten, wonach die Stabilitätseffekte einen derart großen Einfluss ausüben, dass sich keine zusätzlichen Effekte aufgrund zu geringer verbleibender Varianzen zeigen. Diesem Problem könnte durch weitere Erhebungswellen begegnet werden, die eine Einbeziehung entsprechender Instrumentenvariablen-Schätzer ermöglichen (Arellano/Bond 1991).

Obgleich sich der Befund, wonach multilokal im Vergleich zu nicht-multilokal lebende Personen stärker räumliche Distanz akzeptierende Einstellungen aufweisen, für alle vier Erhebungsländer als stabil erweist, offenbaren sich dennoch einige interessante Länderunterschiede, die Hinweise für künftige ländervergleichende Untersuchungen liefern könnten. So sind bei Personen aus Frankreich im Vergleich zu Deutschland eher Veränderungen der Einstellungen über die Zeit in Richtung einer geringeren Distanzakzeptanz zu beobachten. Zudem weisen Personen aus Spanien im Vergleich zu Deutschland zum ersten Erhebungszeitpunkt eine geringere Wahrscheinlichkeit für ein Leben in einer multilokalen Lebensform auf. Als eine mögliche Erklärung können, unter anderem, kulturelle Unterschiede im Hinblick auf die „erwartete Nähe“ in Paarbeziehungen vermutet werden. Sowohl Studien, die sich mit der Regulation der interpersonalen Distanz befassen, d.h. der akzeptierten körperlichen Distanz zwischen (sich nahestehenden) Personen in Interaktionssituationen (z.B. Hall 1966; Burgoon et al. 1996), als auch Studien, die sich mit intergenerationalen Wohnentfernungen beschäftigen (z.B. Isengard 2013; Hank 2007), verweisen auf bestehende Unterschiede zwischen europäischen Ländern und die Bedeutung kultureller Aspekte. So ist die räumliche Distanz zwischen Familienmitgliedern bzw. Generationen in Südeuropa tendenziell kleiner und kulturell weniger stark akzeptiert bzw. gewünscht als in mittel- oder nordeuropäischen Ländern (Hank 2009; Reher 1998). Der Befund einer abnehmenden Distanzakzeptanz in Frankreich erscheint auch insofern plausibel, als gerade Personen aus Frankreich im Ländervergleich eine geringere generelle Mobilitätsbereitschaft aufweisen (Lück/Ruppenthal 2010).

Die Untersuchung weist einige Einschränkungen auf. Erstens, die Analysen beziehen sich auf zwei Panelwellen, womit ein Zeitraum von bis zu vier Jahren beobachtet werden konnte. Eine künftige Ausweitung des Beobachtungszeitraums um weitere sowie engmaschigere Erhebungszeitpunkte erscheint sinnvoll. Zweitens, die Analysen basieren auf Fallzahlen, die eine differenzierte Betrachtung unterschiedlicher Entstehungszusammenhänge und Ausgestaltungen (z.B. nach Abwesenheitsmustern hinsichtlich Dauer oder Regelmäßigkeit) erwerbsbedingter Multilokalität an Grenzen geraten lassen. Drittens, die Einstellungen zur Distanzakzeptanz in Partnerschaften werden mit einem einzelnen Item erhoben, wobei hier (erprobte) Skalen und eine mehrdimensionale Erfassung (bspw. hinsichtlich der gewünschten Autonomie etc.) zu bevorzugen wären.

Vor dem Hintergrund einer bereits heute weiten Verbreitung einer erwerbsbedingt multilokalen Lebensführung bei Paaren und Familien, zeigen die Befunde der vorliegenden Studie, dass diese die Ausgestaltung der persönlichen Beziehungen sowie der Einstellungen und Konzepte innerhalb von Paaren und Familien beeinflussen kann. Die Befunde sind damit ein weiterer Beleg für Beeinflussungen zwischen verschiedenen zentralen Bereichen des Lebensverlaufs, hier zwischen der Erwerbs-, der Partnerschafts- bzw. der Familiensphäre sowie dem Mobilitäts- bzw. Multilokalitätsverhalten. Für die Lebensverlaufs- sowie Familienforschung ergibt sich hieraus unseres Erachtens die Schlussfolgerung einer künftig verstärkten Beschäftigung mit dieser Thematik. Vielversprechend er-

scheint es zum einen zu sein, die Analysen weiter zu differenzieren, beispielsweise hinsichtlich unterschiedlicher Entstehungszusammenhänge erwerbsbedingter Multilokalität und deren möglicher differenzieller Bedeutung für die Relevanz der Einstellungen im Rahmen der Multilokalitätsentscheidung. Zum anderen erscheint es lohnenswert zu sein, die multilokalitätsbezogenen Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse innerhalb von Paaren und Familien anhand geeigneter (Paar-)Daten detailliert nachzuvollziehen. Diese Fragen, ebenso wie diejenigen nach dem generellen Umgang mit räumlicher Distanz und Abwesenheiten innerhalb von Paar- und Familienbeziehungen sowie der Bedeutung von Multilokalitätserfahrungen im Hinblick auf Eltern-Kind-Beziehungen, das Aufwachsen von Kindern sowie die Familienentwicklung, gewinnen in modernen Gesellschaften, deren Arbeitswelten hohe Anforderungen an die räumliche Mobilität und Flexibilität ihrer Mitglieder stellen, zunehmend an Bedeutung.

Danksagung

Die Autor(inn)en bedanken sich bei den anonymen Gutachter(inne)n der Zeitschrift für wertvolle Hinweise.

Literatur

- Allison, P. D. (1990). Change scores as dependent variables in regression analysis. In: Clogg, C. (Hrsg.), *Sociological methodology*. Oxford: Basil Blackwell, S. 93-114.
- Arellano, M. & Bond, S. R. (1991). Some tests of specification for panel data: Monte Carlo evidence and an application to employment equations. *Review of Economic Studies*, 58, S. 277-297.
- Asendorpf, J. B. & Banse, R. (2000). *Psychologie der Beziehung*. Bern: Huber.
- Bathmann, N., Cornelißen, W. & Müller, D. (2013). *Gemeinsam zum Erfolg? Berufliche Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Berger, P. & Kellner, H. (1965). Die Ehe und die Konstruktion von Wirklichkeit. *Soziale Welt*, 16, 3, S. 220-235.
- Boden, D. & Molotch, H. L. (1994). The compulsion of proximity. In: Friedland, R. & Boden, D. (Hrsg.), *NowHere: Space, time and modernity*. Berkeley: University of California Press, S. 257-286.
- Boltanski, L. & Chiapello, E. (2006). *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Burgoon, J. K., Buller, D. B. & Woodall, W. G. (1996). *Nonverbal communication. The unspoken dialogue*. New York et al.: McGraw-Hill Companies.
- Clarkberg, M. (2002). Family formation experiences and changing values: The effects of cohabitation and marriage on the important things in life. In: Lesthaeghe, R. (Hrsg.), *Meaning and choice: Value orientations and life course decisions*. Den Haag: NIDI/ CBGS, S. 185-215.
- Collet, B. & Bonnet, E. (2010). Decisions concerning job-related spatial mobility and their impact on family careers in France and Germany. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 22, 2, S.196-215.
- Cornelißen, W. (2013). Zur Koordinierung von Karrieren in Paarbeziehungen: Forschungsstand und Konzeption der eigenen Untersuchung. In: Bathmann, N., Cornelißen, W. & Müller, D. (Hrsg.), *Gemeinsam zum Erfolg? Berufliche Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 23-64.
- Dindia, K. & Emmers-Sommer, T. M. (2006). What partners do to maintain their close relationships. In: Noller, P. & Feeney, J. A. (Hrsg.), *Close relationships: Functions, forms and processes*. New York: Psychology Press, S. 305-324.

- Duchêne-Lacroix, C. (2009). Mit Abwesenheit umgehen. Kontinuität und Verankerung einer transnationalen Lebensführung jenseits territorialer Abgrenzungen. *Informationen zur Raumentwicklung*, 1/2, S. 87-98.
- Eurostat (2012). *Erwerbstätigenquote, nach Geschlecht*. www.epp.eurostat.ec.europa.eu/tgm/table.do?tab=table&language=de&pcode=tsdec420&tableSelection=3&footnotes=yes&labeling=labels&plugin=1 [Stand: 2013-09-23].
- Feldhaus, M. & Schlegel, M. (2013). Job-related circular mobility and the quality of intimate relationships. *Comparative Population Studies - Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 38, S. 315-340.
- Festinger, L. (1957). *A theory of cognitive dissonance*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Fishbein, M., & Ajzen, I. (1975). Belief, attitude, intention, and behavior: An introduction to theory and research. Reading, MA: Addison-Wesley Publishing Company.
- Green, A. E., Hogarth, T. & Shackleton, R. E. (1999). Longer distance commuting as a substitute for migration in Britain: A review of trends, issues and implications. *International Journal of Population Geography*, 5, 1, S. 49-67.
- Hall, E. T. (1966). *The hidden dimension*. Garden City, N.Y.: Doubleday.
- Hank, K. (2007). Proximity and contacts between older parents and their children: A European comparison. *Journal of Marriage and the Family*, 69, 1, S. 157-173.
- Hank, K. (2009). Generationenbeziehungen im alternden Europa: Analysepotenziale und Befunde des Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 21, 1, S. 86-97.
- Hilti, N. (2009). Multilokales Wohnen. Bewegungen und Verortungen. *Informationen zur Raumentwicklung*, 1/2, S. 77-86.
- Hirsland, A., Herma, H. & Schneider, W. (2005). Geld und Karriere: biographische Synchronisation und Ungleichheit bei karriereorientierten Paaren. In: Solga, H. & Wimbauer, C. (Hrsg.), *Wenn zwei das Gleiche tun...: Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 163-186.
- Huinink, J. & Feldhaus, M. (2009). Family research from the life course perspective. *International Sociology*, 24, S. 299-324.
- Huinink, J., Vidal, S. & Kley, S. (2014). Individuals' openness to migrate and job mobility. *Social Science Research*, 44, S.1-14.
- Huynen, P., Hubert, M. & Lück, D. (2010). Research design. In: Schneider, N. F. & Collet, B. (Hrsg.), *Mobile living across Europe II: Causes and consequences of job-related spatial mobility in cross-national comparison*. Opladen & Farmington Hills, MI: Barbara Budrich Publishers, S. 25-36.
- Isengard, B. (2013). Der Apfel lebt nicht weit vom Stamm: Wohnentfernungen zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern in Europa. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 38, 2, S. 263-290.
- Jiménez, F. V. & Asendorpf, J. B. (2010). Shared everyday decisions and constructive communication: protective factors in long-distance relationships. *Interpersona*, 4, 2, S. 157-182.
- Jurczyk, K., Schier, M., Szymenderski, P., Lange, A. & Voß, G. G. (2009). *Entgrenzte Arbeit – Entgrenzte Familie*. Berlin: edition sigma.
- Jürges, H. (2006). Gender ideology, division of housework and the geographic mobility of families. *Review of Economics of the Household*, 4, S. 299-323.
- Lenz, K. (2003). *Soziologie der Zweierbeziehung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lenz, K. (2005). Familien als Ensemble persönlicher Beziehungen. In: Busch, F. & Nave-Herz, R. (Hrsg.), *Familie und Gesellschaft: Beiträge zur Familienforschung*. Oldenburg: BIS-Verlag, S. 9-31.
- Lesthaeghe, R. & Moors, G. (2002). Life course transitions and value orientations: Selection and adaptation. In: Lesthaeghe, R. (Hrsg.), *Meaning and choice: Value orientations and life course decisions*. Den Haag: NIDI/CBGS, S. 1-44.
- Limmer, R. & Schneider, N. F. (2008). Studying job-related spatial mobility in Europe. In: Schneider, N. F. & Meil, G. (Hrsg.), *Mobile living across Europe I: Relevance and diversity of job-related spatial mobility in six European countries*. Opladen & Farmington Hills, MI: Barbara Budrich Publishers, S. 13-45.

- Lois, D. & Lois, N. (2012). „Living apart together“ – eine dauerhafte Alternative? Zur Bedeutung von beruflichen Lagen und Partnerschaftsbildern für das Leben in getrennten Haushalten. *Soziale Welt*, 63, S. 117-140.
- Lösel, F. & Bender, D. (2003). Theorien und Modelle der Partnerschaft. In: Grau, I. & Bierhoff, H.-W. (Hrsg.), *Sozialpsychologie der Partnerschaft*. Heidelberg: Springer Verlag, S. 43-75.
- Lück, D. & Rüger, H. (2013). Zur Freiwilligkeit berufsbedingter räumlicher Mobilität in Europa. Ambivalenzen, Widersprüche und Restriktionen. In: Schwedes, O. (Hrsg.), *Räumliche Mobilität in der Zweiten Moderne. Freiheit und Zwang bei Standortwahl und Verkehrsverhalten*. Berlin: LIT Verlag, S. 215-236 (Reihe Mobilität und Gesellschaft, Band 3).
- Lück, D. & Ruppenthal, S. (2010). Mobile living: Spread, appearances and characteristics. In: Schneider, N.F. & Collet, B. (Hrsg.), *Mobile living across Europe II: Causes and consequences of job-related spatial mobility in cross-national comparison*. Opladen & Farmington Hills, MI: Barbara Budrich Publishers, S. 37-64.
- Mason, J. (1999). Living away from relatives: kinship and geographical reasoning. In: McRae, S. (Hrsg.), *Changing Britain*. Oxford: University Press, S. 156-175.
- Mason, J. (2004). Managing kinship over long distances: The significance of “the visit”. *Social Policy and Society*, 3, 4, S. 421-429.
- Reher, D.S. (1998). Family ties in Western Europe: Persistent contrasts. *Population and Development Review*, 24, 2, S. 203-234.
- Rhoades, G. K., Stanley S. M. & Markman, H. J. (2009). Couples’ reasons for cohabitation: Associations with individual well-being and relationship quality. *Journal of Family Issues*, 30, 2, S. 233-258.
- Rüger, H. & Becker, K. (2011). Berufsmobilität, Geschlecht und Lebensform. Berufsbedingte räumliche Mobilität und die Folgen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und partnerschaftliche Arbeitsteilung. In: Klammer, U. & Motz, M. (Hrsg.), *Neue Wege, gleiche Chancen. Expertisen zum Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 363-396.
- Schier, M. (2010a). Multilokaler Alltag beruflich mobiler Eltern. In: Brandt, C. (Hrsg.), *Mobile Arbeit – Gute Arbeit?* Berlin: verdi, S. 101-115. www.ergo-online.de/html/service/download_area/Mobile_Arbeit.pdf [Stand: 2013-10-09].
- Schier, M. (2010b). Mobilität und Multilokalität aus Sicht der Geschlechterforschung. In: Bauriedl, S., Schier, M. & Strüver, A. (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen*. Münster: Dampfboot, S. 122-145.
- Schier, M. (2013). Räumliche Entgrenzungen – Multilokales Familienleben: Spezifische Anforderungen einer mehrörtigen Alltagsgestaltung und die Rolle von Medien. In: Wagner, U. (Hrsg.), *Familienleben: Entgrenzt und vernetzt?!* München: kopaed, S. 39-54 (Interdisziplinäre Diskurse, Band 7).
- Schneider, N. F., Limmer, R. & Ruckdeschel, K. (2002). *Berufsmobilität und Lebensform – sind berufliche Mobilitätsanforderungen in Zeiten der Globalisierung noch mit Familie vereinbar?* Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag.
- Schneider, N. F. (2005). Leben an zwei Orten. Die Folgen beruflicher Mobilität für Familie und Partnerschaft. In: Mischau, A. & Oechsle, M. (Hrsg.), *Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 110-126 (Sonderheft 5 der *Zeitschrift für Familienforschung*).
- Schneider, N. F. (2009). Distanzbeziehungen. In: Lenz, K. & Nestmann, F. (Hrsg.), *Handbuch Persönliche Beziehungen*. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 677-693.
- Schneider, N. F., Ruppenthal, S. & Lück, D. (2009). Beruf, Mobilität und Familie. In: Burkart, G. (Hrsg.), *Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien*. Opladen & Farmington Hills, MI (Sonderheft 6 der *Zeitschrift für Familienforschung*), S. 111-136.
- Schneider, N. F. & Meil, G. (Hrsg.) (2008). *Mobile living across Europe I: Relevance and diversity of job-related spatial mobility in six European countries*. Opladen & Farmington Hills, MI: Barbara Budrich Publishers.

- Schneider, N. F. & Collet, B. (Hrsg.) (2010). *Mobile living across Europe II: Causes and consequences of job-related spatial mobility in cross-national comparison*. Opladen & Farmington Hills, MI: Barbara Budrich Publishers.
- Schneider, N. F. (2014). Die räumliche Herstellung von Familie. In Jurczyk, K., Lange, A. & Thiessen, B. (Hrsg.), *Doing Family – Familienalltag heute: Warum Familienleben nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim: Juventa.
- Sennett, R. (1998). *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag.
- Skora, T., Rüger, H. & Schneider, N. F. (2013). *Job mobilities and family lives in Europe. Documentation of the panel dataset*. www.bib-demographie.org/SharedDocs/Publikationen/DE/Download/Daten_Methodenberichte/Job_Mobilities_2013 [Stand: 2013-09-23].
- Thibaut, J. W. & Kelley, H. H. (1959). *The social psychology of groups*. New York: Wiley.
- Urry, J. (2007). *Mobilities*. Cambridge: Polity.
- van der Klis, M. & Mulder, C.H. (2008). Beyond the trailing spouse: The commuter partnership as an alternative to family migration. *Journal of Housing and the Built Environment*, 23, 1, S. 1-19.
- Viry, G., Widmer, E.D. & Kaufmann, V. (2010). Does it matter for us that my partner or I commute? Spatial mobility for job reasons and the quality of conjugal relationships in France, Germany, and Switzerland. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 22, 2, S. 149-169.
- Widmer, E. D., Viry, G. & Kaufmann, V. (2010). The process of becoming mobile. In: Schneider, N. F. & Collet, B. (Hrsg.), *Mobile living across Europe II: Causes and consequences of job-related spatial mobility in cross-national comparison*. Opladen & Farmington Hills, MI: Barbara Budrich Publishers, S. 113-129.
- Zimmermann, J. (2009). *Beziehungskonzepte und der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen. Eine qualitative Studie zum Zusammenhang zwischen Beziehungskonzeption, Beziehungshandeln im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen und den Auswirkungen auf die Beziehungsqualität*. Kassel: Universität Kassel (Dissertation). www.kobra.bibliothek.uni-kassel.de/bitstream/urn:nbn:de:hebis:34-2009121031415/3/DissertationJuliaZimmermann.pdf [Stand: 2014-04-25].

Eingereicht am/Submitted on: 19.11.2013

Angenommen am/Accepted on: 31.07.2014

Anschriften der Autorinnen und Autoren/Addresses of the authors:

Dr. Heiko Rüger (Korrespondenzautor/Corresponding author)

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB)

Friedrich-Ebert-Allee 4

65185 Wiesbaden

Deutschland/Germany

E-mail: heiko.rueger@bib.bund.de

Dr. Michaela Schier

Deutsches Jugendinstitut e.V.

Nockherstraße 2

81541 München

Deutschland/Germany

E-mail: schier@dji.de

Dr. Michael Feldhaus
Universität Bremen
Institut für empirische und angewandte Soziologie (EMPAS)
Unicom, Haus Salzburg
28359 Bremen
Deutschland/Germany
E-mail: feldhaus@empas.uni-bremen.de

Tammy Ries, M.A.
Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB)
Friedrich-Ebert-Allee 4
65185 Wiesbaden
Deutschland/Germany
E-mail: tammy.ries@bib.bund.de

Anhang

Tabelle 1: Vollständiger Output zum ersten Modell im Pfadmodell in Abbildung 2 (gewichtete Daten): Modell *ohne* Korrelationen der Fehlerterme (nicht-standardisierte und standardisierte Effekte)

Variablen	b	T (b/SE)	StdYX
<i>Regression: Distanzakzeptanz Welle 2 auf ...</i>			
Distanzakzeptanz Welle 1	0,325	7,400	0,306
Multilokalität Welle 1 (Ref.: nein)	0,119	2,318	0,128
Geschlecht (Ref.: männlich)	0,114	1,481	0,060
Alter	0,003	0,390	0,025
Kind < 13 J. im HH (Ref.: nein)	0,000	-0,006	0,000
Partnerschaftsdauer	-0,001	-0,134	-0,007
Bildung (Ref.: niedriges Niveau)	0,145	1,910	0,076
Frankreich (Ref.: Deutschland)	-0,244	-2,327	-0,107
Spanien	-0,059	-0,469	-0,027
Schweiz	0,071	0,742	0,033
<i>Regression: Distanzakzeptanz Welle 1 auf ...</i>			
Geschlecht (Ref.: männlich)	-0,015	-0,183	-0,008
Alter	0,003	0,314	0,024
Kind < 13 J. im HH (Ref.: nein)	-0,180	-1,945	-0,099
Bildung (Ref.: niedriges Niveau)	0,009	0,112	0,005
Partnerschaftsdauer	-0,002	-0,254	-0,016
Frankreich (Ref.: Deutschland)	-0,184	-1,627	-0,086
Spanien	-0,076	-0,639	-0,037
Schweiz	0,133	1,315	0,065
<i>Regression: Multilokalität Welle 2 (Ref.: nein) auf ...</i>			
Distanzakzeptanz Welle 1	0,259	3,672	0,231
Multilokalität Welle 1 (Ref.: nein)	0,694	15,392	0,708
Geschlecht (Ref.: männlich)	-0,187	-1,595	-0,092
Alter	-0,023	-1,699	-0,179
Kind < 13 J. im HH (Ref.: nein)	0,097	0,753	0,048
Bildung (Ref.: niedriges Niveau)	0,149	1,217	0,073
Partnerschaftsdauer	0,024	2,561	0,217
Frankreich (Ref.: Deutschland)	-0,141	-0,822	-0,058
Spanien	0,121	0,821	0,052
Schweiz	-0,251	-1,226	-0,110
<i>Regression: Multilokalität Welle 1 (Ref.: nein) auf ...</i>			
Geschlecht (Ref.: männlich)	0,431	3,782	0,208
Alter	0,017	1,457	0,130
Kind < 13 J. im HH (Ref.: nein)	-0,039	-0,326	-0,019
Bildung (Ref.: niedriges Niveau)	-0,015	-0,127	-0,007
Partnerschaftsdauer	-0,017	-1,829	-0,150
Frankreich (Ref.: Deutschland)	-0,042	-0,262	-0,017
Spanien	-0,330	-2,284	-0,140
Schweiz	-0,223	-1,363	-0,095

Modellfit

Chi2= 17,737 df= 1; p= 0,000 CFI= 0,957;

RMSEA= 0,119

Tabelle 2: Vollständiger Output zum zweiten Modell im Pfadmodell in Abbildung 2 (gewichtete Daten): Modell mit Korrelationen der Fehlerterme (nicht-standardisierte und standardisierte Effekte)

Variablen	b	T (b/SE)	StdYX
<i>Regression: Distanzakzeptanz Welle 2 auf ...</i>			
Distanzakzeptanz Welle 1	0,289	7,006	0,284
Multilokalität Welle 1 (Ref.: nein)	0,138	2,589	0,145
Geschlecht (Ref.: männlich)	0,097	1,259	0,050
Alter	0,003	0,381	0,024
Kind < 13 J. im HH (Ref.: nein)	0,003	0,032	0,001
Partnerschaftsdauer	0,000	-0,025	-0,001
Bildung (Ref.: niedriges Niveau)	0,162	2,124	0,083
Frankreich (Ref.: Deutschland)	-0,263	-2,488	-0,114
Spanien	-0,099	-0,787	-0,045
Schweiz	0,082	0,856	0,037
<i>Regression: Distanzakzeptanz Welle 1 auf ...</i>			
Geschlecht (Ref.: männlich)	0,018	0,218	0,009
Alter	0,003	0,331	0,024
Kind < 13 J. im HH (Ref.: nein)	-0,203	-2,185	-0,105
Bildung (Ref.: niedriges Niveau)	0,023	0,279	0,012
Partnerschaftsdauer	-0,001	-0,153	-0,009
Frankreich (Ref.: Deutschland)	-0,219	-1,932	-0,096
Spanien	-0,105	-0,879	-0,048
Schweiz	0,151	1,491	0,069
<i>Regression: Multilokalität Welle 2 (Ref.: nein) auf ...</i>			
Distanzakzeptanz Welle 1	0,120	1,664	0,113
Multilokalität Welle 1 (Ref.: nein)	0,708	14,939	0,719
Geschlecht (Ref.: männlich)	-0,141	-1,216	-0,069
Alter	-0,017	-1,247	-0,132
Kind < 13 J. im HH (Ref.: nein)	0,058	0,450	0,029
Partnerschaftsdauer	0,018	1,963	0,168
Bildung (Ref.: niedriges Niveau)	0,119	0,981	0,059
Frankreich (Ref.: Deutschland)	-0,163	-0,957	-0,068
Spanien	0,099	0,679	0,043
Schweiz	-0,264	-1,288	-0,115
<i>Regression: Multilokalität Welle 1 (Ref.: nein) auf ...</i>			
Geschlecht (Ref.: männlich)	0,397	3,482	0,193
Alter	0,013	1,139	0,102
Kind < 13 J. im HH (Ref.: nein)	0,000	-0,002	0,000
Bildung (Ref.: niedriges Niveau)	-0,039	-0,333	-0,019
Partnerschaftsdauer	-0,015	-1,582	-0,130
Frankreich (Ref.: Deutschland)	-0,021	-0,132	-0,009
Spanien	-0,300	-2,078	-0,128
Schweiz	-0,208	-1,271	-0,089
<i>Multilokalität Welle 1 mit Distanzakzeptanz Welle 1</i>	0,231	4,211	0,233
<i>Multilokalität Welle 2 mit Distanzakzeptanz Welle 2</i>	0,092	1,787	0,092
Modellfit		Saturiertes Modell	

Anna Dechant, Harald Rost & Florian Schulz

Die Veränderung der Hausarbeitsteilung in Paarbeziehungen

**Ein Überblick über die Längsschnittforschung und neue empirische
Befunde auf Basis der pairfam-Daten**

Changes in the division of housework among couples

**An overview of longitudinal research studies and new empirical findings based
on data from the German Family Panel pairfam**

Zusammenfassung

Der Beitrag untersucht die Veränderung der Hausarbeitsteilung im Partnerschaftsverlauf und gibt hierfür zunächst einen ausführlichen und umfassenden Überblick über den aktuellen Stand der Längsschnittforschung. Eigene Panelregressionsmodelle mit fixen Effekten auf Basis der pairfam-Daten bestätigen die bisher bekannten Befunde, dass in Deutschland eine weitgehend geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in Paaren vorliegt: Haushaltsroutinen wie Kochen, Putzen und Wäsche machen liegen überwiegend im Zuständigkeitsbereich der Frauen. Der Übergang zur Elternschaft verstärkt diese Hausarbeitsteilung deutlich. Darüber hinaus konnten Effekte des Bildungsniveaus im Paar und der Erwerbstätigkeit der Frau gezeigt werden, die im Einklang mit den gängigen Theorien stehen. Wir schließen mit der These, dass dieser Erkenntnisstand vor allem durch qualitative Längsschnittstudien erweitert werden kann, weil dadurch neue inhaltliche Dimensionen wie beispielsweise Einstellungen zu den Geschlechterrollen, Sozialisationserfahrungen oder Aushandlungsprozesse in Paaren detailliert abgebildet werden können.

Schlagwörter: Arbeitsteilung, Hausarbeit, Längsschnittstudie, Literaturüberblick, Deutschland, pairfam, Übergang zur Elternschaft

Abstract

This paper examines the changes in the division of housework over the course of relationships, first providing a detailed and comprehensive overview of the current status of longitudinal research on the subject matter. The findings available to date, revealing a largely gendered division of labor among German couples, were then confirmed using pairfam data and fixed-effects panel regression models: routine household tasks, such as cooking, cleaning, and doing laundry, remain predominantly “women’s work”. This division of housework is reinforced considerably with the transition to parenthood. Furthermore, effects of the couples’ levels of education and the women’s labor market participation could be illustrated in accordance with well-established theories. In conclusion, we suggest that this current state of knowledge can highly benefit from qualitative longitudinal studies, allowing for a detailed representation of new contextual dimensions such as attitudes towards gender roles, socialization experiences or negotiation processes among couples.

Key words: division of labor, housework, longitudinal study, literature review, Germany, pairfam, transition to parenthood

Einleitung

Hausarbeit und Arbeitsteilung in Partnerschaften sind aus verschiedenen Gründen interessante Forschungsfelder. Zwar bemerken Davis und Greenstein zynisch, dass sich eine Beschäftigung mit diesen Themen schon alleine deshalb lohne, weil es eine „fruitful line of inquiry“ (2013: 63) sei und sich zu diesem Thema mithin eine Vielzahl von Arbeiten veröffentlichen lasse. Nur etwas weniger zynisch nennen sie als einen weiteren Grund die Möglichkeit zur Betroffenenforschung, weil nun einmal jeder Mensch (irgendwie) mit (zumeist ungeliebter) Hausarbeit zu tun habe (2013: 64). Aus wissenschaftlicher Sicht, hier werden Davis und Greenstein (2013) wieder analytisch, ist Hausarbeit, gerade weil sie so alltäglich und vertraut ist, ein gleichsam idealer Bezugspunkt, um etwas über Beziehungen und ihre Dynamik erforschen zu können (vgl. auch Blood/ Wolfe 1960; Kaufmann 1999, 2005): Wer macht wie viel Hausarbeit? Wie wird die Hausarbeit in Paarbeziehungen verteilt? Wie verändert sich die Arbeitsteilung im Haushalt über die Zeit und wovon hängen diese Veränderungen ab? Welche Konsequenzen ergeben sich für die soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern und in der Gesellschaft?

So grundlegend diese Fragen sind, so lange und ergebnisreich ist inzwischen die Forschungstradition zu den Themen Hausarbeit und Arbeitsteilung im Haushalt. Heute ist sehr viel darüber bekannt, wie die Hausarbeit in Paarhaushalten verteilt wird und von welchen Einflüssen diese Verteilung abhängt (vgl. international z.B. Coltrane 2000; Shelton/ John 1996 sowie mit einem gewissen Schwerpunkt auf Deutschland z.B. Hui-nink/Röhler 2005; Künzler 1994; Schulz 2010; Stauder 2002). Die vielen Überblicksarbeiten und Einzelstudien zu diesem Forschungsthema sind sich im Grunde darin einig, dass in Deutschland weiterhin eine ausgeprägte Hausarbeitsteilung zwischen Männern und Frauen existiert. An den traditionellen Zuständigkeiten im Haushalt hat sich in den letzten Jahrzehnten nur wenig verändert: Alles in allem übernehmen Frauen in Paarhaushalten den Großteil der Hausarbeit und sind vornehmlich für die alltäglichen Routinetätigkeiten wie zum Beispiel Kochen, Putzen oder Wäsche machen zuständig. Männer erledigen deutlich weniger Hausarbeit und dabei vornehmlich die außeralltäglichen Arbeiten wie beispielsweise Reparaturen oder die Pflege des Kraftfahrzeugs.

Aufgrund der zunehmenden Verfügbarkeit von Daten aus Längsschnittstudien und methodischer Innovationen im Hinblick auf deren Auswertung ergeben sich neue Möglichkeiten, Prozesse der Veränderungen der Hausarbeit in Paarbeziehungen zu analysieren. Der zentrale Vorteil dieser Datenlage und neuer methodischer Analysestrategien ist, dass zusätzlich zu Assoziationen zwischen Variablen zu einem Zeitpunkt nun auch Aussagen darüber getroffen werden können, unter welchen Umständen sich bestimmte Arrangements herausbilden, verändern und fortentwickeln. Neben dieser Erweiterung des deskriptiven Analysespektrums ermöglichen Längsschnittdaten jedoch vor allem eine „fundiertere Überprüfung“ kausaler Hypothesen (Giesselmann/Windzio 2014: 94). So können die verschiedenen Theorien zur Erklärung der Hausarbeitsteilung, die sich ohnehin nicht so sehr auf statische Situationen konzentrieren, sondern vielmehr explizit auf den Prozess der Arbeitsteilung abstellen (Schulz 2010: 198), mit Längsschnittdaten besser empirisch überprüft werden als mit Querschnittdaten.

Vor diesem Hintergrund verfolgen wir mit unserem Papier zwei Ziele: Zum Ersten ist es an der Zeit, die bisherige Längsschnittforschung zu resümieren und einen Überblick

über den derzeitigen Forschungsstand zu geben. Studien, in denen Paneldaten mit so genannten Fixed-Effects-Modellen ausgewertet werden, sind inzwischen in ausreichender Anzahl verfügbar, um einen Zwischenstand der Forschung festhalten zu können, der als Referenzpunkt für die weitere Arbeit in diesem Themenbereich dienen kann. Da gerade diese Herangehensweise besonders gut zur Analyse von vermuteten Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen geeignet ist (vgl. Brüderl 2010; Giesselmann/Windzio 2014), beschränken wir uns darauf und besprechen andere Formen zeitbezogener Analysen allenfalls cursorisch.

Zum Zweiten wird dieser Überblick ergänzt um eine eigene Panelanalyse des neuesten und bisher nicht hinsichtlich der Arbeitsteilung ausgewerteten deutschen Datensatzes pairfam. Damit sind dann, neben dem Sozio-ökonomischen Panel, dem Bamberger Ehepaar-Panel, dem DJI-Familiensurvey, alle großen Längsschnittdaten Deutschlands mit mehr als zwei Erhebungswellen zur Arbeitsteilung ausgewertet. Das Ziel dieser eigenen Analyse ist die Überprüfung der bedeutendsten theoretischen Annahmen und empirischen Befunde der Arbeitsteilungsforschung der vergangenen Jahrzehnte. Dazu wird der Effekt der wichtigsten Erklärungsvariablen – Übergang zur Elternschaft, Erwerbskonstellation, Einkommensverhältnis und Bildungskonstellation – auf die Veränderung der Hausarbeitsteilung untersucht. Wissenschaftstheoretisch tragen wir damit bei zum kumulativen Wissensfortschritt in diesem Bereich.

Überblick über den Stand der quantitativen Längsschnittforschung

Die Erforschung der Arbeitsteilung in Paarbeziehungen blickt mittlerweile auf eine lange Tradition zurück. Zu Beginn der empirischen Forschung standen nur Querschnittsdaten zur Verfügung (Shelton/John 1996; Künzler 1994). Etwa seit den 1990er Jahren können immer häufiger auch Längsschnittdaten und Zeitreihen genutzt werden, um auf deren Grundlage die Aufteilung von Hausarbeit und ihre Veränderung über die Zeit zu analysieren. Dabei gibt es unterschiedliche Ansätze: Zum einen wird die Zeitverwendung oder die Aufteilung von Hausarbeit zu verschiedenen Zeitpunkten anhand von Zeitreihen miteinander verglichen (Chesters 2013; Chesters et al. 2008; Gwozdz et al. 2006; Gershuny et al. 1994; Bianchi et al. 2000; BMFSFJ/Destatis 2003; Gwozdz 2008; Dribe/Stanfors 2009; Neilson/Stanfors 2014). Zum anderen werden Veränderungen der Zeitverwendung von gleichen Personen oder Paaren mit Paneldaten modelliert. Studien, die sich auf Paneldaten stützen, können wiederum nach der Anzahl der berücksichtigten Panelwellen differenziert werden: Studien, die zwei Zeitpunkte vergleichen (Baxter et al. 2008; Gupta 1999; Huinink/Reichart 2008; Klaus/Steinbach 2002; Artis/Pavalko 2003; Evertsson 2014; Evertsson/Nermo 2007; Gjerdingen/Center 2005) und solche, die eine längerfristige Entwicklung abbilden können (z.B. Cooke 2007; Cunningham 2007; Schulz 2010; El Lahga/Moreau 2007; Gershuny et al. 2005; Gershuny et al. 1994; Huinink/Röhler 2005; Evertsson/Nermo 2004; Kan 2008).

Ein Großteil der Befunde zur Hausarbeitsteilung in Paarhaushalten wurde auf Basis von Methoden, die interindividuelle Unterschiede modellieren, gewonnen. Häufig werden OLS-Regressionen, gepoolte Regressionen oder Vergleiche von Mittelwerten angewandt.

In einigen, vor allem neueren Studien wird auch die Veränderung der Arbeitsteilung innerhalb einer Person mit Fixed-Effects-Modellen betrachtet (z.B. Artis/Pavalko 2003; Cunningham 2007; El Lahga/Moreau 2007; Gershuny et al. 2005; Killewald/Gough 2010; Kühhirt 2012; Schober 2013a) oder mittels Random-Effects-Modellen auf Gruppenunterschiede fokussiert (z.B. Baxter et al. 2008). Überdies gibt es Studien, die ereignisanalytische Verfahren zur Analyse der Dynamik der Hausarbeitsteilung verwenden (Schulz/Blossfeld 2006; Grunow et al. 2007, 2012; Schulz 2010).

Die Erledigung der Hausarbeit wird auf unterschiedliche Arten gemessen. Am häufigsten werden Zeitverwendungstagebücher, Zeitschätzungen und Einschätzung des eigenen Anteils an verrichteter Hausarbeit eingesetzt (vgl. Coltrane 2000). Diese unterschiedlichen Arten, die abhängige Variable zu messen, beeinflussen die wichtigsten empirischen Tendenzen zur Erledigung und Aufteilung der Hausarbeit in Paarbeziehungen jedoch nicht.

Befunde auf der Basis von Längsschnittstudien

Heterosexuelle Paare teilen sich die Hausarbeit zumeist geschlechtsspezifisch auf (Artis/Pavalko 2003; Gjerdingen/Center 2005; Evertsson/Nermo 2007; Evertsson 2014; Baxter et al. 2008; El Lahga/Moreau 2007; Evertsson/Nermo 2004; Gershuny et al. 2005). Mit Längsschnittstudien kann analysiert werden, wie sich dieser Befund über die Zeit sowie im Beziehungsverlauf entwickelt. Baxter et al. (2008) konnten zeigen, dass sich die Zeit, die Frauen und Männer für Hausarbeit aufwenden, im Vergleich von aufeinander folgenden Messzeitpunkten angleicht. Diese Veränderung kann zum Teil durch einen Kohorteneffekt erklärt werden, da jüngere Frauenkohorten weniger Hausarbeit übernehmen als ältere Kohorten. Ein anderer Teil dieser Veränderungen geht auf intraindividuelle Veränderungen zurück, beruht also auf der Reduktion oder Ausweitung der Zeitverwendung für Hausarbeit von Individuen zu unterschiedlichen Zeitpunkten (Artis/Pavalko 2003).

Der Befund der sich angleichenden Hausarbeitsanteile von Männern und Frauen zeigt sich jedoch nur für kinderlose Paare. Sobald der Übergang zur Elternschaft erfolgt, übernehmen Frauen mehr Hausarbeit (Baxter et al. 2008; Gjerdingen/Center 2005; Cooke 2007; Sanchez/Thomson 1997; Schober 2013b) – sowohl relativ als auch absolut, während der Anteil der Männer an der Hausarbeit zurück geht (Baxter et al. 2008). Gleichzeitig nimmt der Anteil der Erwerbsarbeit bei den Männern zu, was vor allem daran liegt, dass Frauen ihre Erwerbstätigkeit reduzieren (Gjerdingen/Center 2005). Bei der Berücksichtigung von mehr als zwei Panelwellen zeigt sich zusätzlich, dass die geschlechtsspezifische Verschiebung der Aufgabenbereiche langfristige Folgen hat (Cooke 2007; El Lahga/Moreau 2007; Kühhirt 2012). Dies ist ein Hinweis darauf, dass der Übergang zur Elternschaft mit einer geschlechtsspezifischen Spezialisierung auf verschiedene Arbeitsbereiche einhergeht, die auf Veränderungen in relativen Ressourcen beruht (El Lahga/Moreau 2007), was ein Hinweis für die Erklärungskraft ökonomischer Theorien ist. Ressourcentheorien gehen davon aus, dass Paarhaushalte sich die anfallenden Arbeiten anhand von relativen Ressourcen, wie Einkommen, Erwerbstätigkeit oder Bildung, aufteilen (Blossfeld/Drobnič 2001). Die ökonomische Theorie der Familie (Becker 1998) nimmt an, dass Paare in Haushalten gemeinsam wirtschaften und Entscheidungen darüber tref-

fen, wer welche Arbeiten übernimmt. Diese Entscheidungen werden so getroffen, dass der gemeinsame Haushaltsnutzen maximiert wird. Nach Becker (1998) ist dies nur dann der Fall, wenn eine Spezialisierung auf Haus- und Erwerbsarbeit stattfindet. Entscheidungen über die Spezialisierung basieren auf (minimalen) Unterschieden in den relativen Ressourcen beider Partner. In Verhandlungstheorien (Ott 1992; Lundberg/Pollak 1996) werden hingegen individuelle Nutzenmaximierungen angenommen. Sie gehen davon aus, dass Hausarbeit unbeliebt ist, da Akteure nur durch Erwerbsarbeit oder Einkommen die eigene Verhandlungsmacht und damit die Arbeitsteilung beeinflussen können. Anders als in der ökonomischen Theorie der Familie ist in Verhandlungstheorien berücksichtigt, dass die Arbeitsteilung aufgrund ‚äußerer‘ Veränderungen, zum Beispiel des Übergangs zur Elternschaft, immer wieder neu justiert und verhandelt werden muss. Gerade die Geburt von Kindern führt zu einer Verstärkung der geschlechtsspezifischen Hausarbeitsteilung (Cooke 2007; El Lahga/Moreau 2007) und zur Reduktion des Erwerbsumfanges von Müttern (El Lahga/Moreau 2007). Schober (2013b) hingegen zeigte für Großbritannien, dass vor allem das absolute Einkommen der Mütter vor der Geburt des ersten Kindes erklärt, wie stark diese nach der Geburt ihre Zeit für Hausarbeit erhöhen und zugleich die Zeit für Erwerbstätigkeit reduzieren.

Neben dem Übergang zur Elternschaft wird der Übergang zur Ehe im Hinblick auf Auswirkungen auf die Arbeitsteilung analysiert. Dahinter steht die Annahme, dass sich die normativen Bezugsrahmen von ehelichen und nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften unterscheiden und nach einer Eheschließung eine Verschiebung der Hausarbeitsteilung erfolgt (Baxter et al. 2008). Auf der Basis einer Panelstudie mit zwei Zeitpunkten kann für Australien keine Bestätigung hierfür gefunden werden (Baxter et al. 2008), für die USA hingegen schon (Gupta 1999). Auch für Deutschland zeigt sich anhand von SOEP-Daten und mit einem längeren Beobachtungsfenster ein Zusammenhang mit der Eheschließung: Der Übergang zur Ehe geht mit einem Anstieg der Zeit für Hausarbeit und einer Reduktion der Zeit für Erwerbsarbeit für Frauen einher (El Lahga/Moreau 2007). Schulz (2010) konnte darüber hinaus zeigen, dass mit zunehmender Ehedauer die Chancen einer Veränderung der Hausarbeitsteilung, insbesondere im Hinblick auf eine größere Beteiligung der Männer, sinken.

Vor allem aber erwarten ökonomische Theorien, dass die Einkommen sowie die Erwerbstätigkeit der Partner Einfluss auf die Arbeitsteilung haben. Wie theoretisch zu erwarten, führt die eigene Erwerbstätigkeit zur Reduktion des eigenen Anteils an der Hausarbeit (Cunningham 2007; Huinink/Reichart 2008; Evertsson 2014). Teilweise konnte gezeigt werden, dass nach dem Eintritt der Frau in den Arbeitsmarkt ihr Partner einen größeren Anteil der Hausarbeit übernimmt (Cunningham 2007; Gershuny et al. 2005). Gershuny et al. (2005) zeigen, dass die Reaktion der Männer auf eine Berufstätigkeit ihrer Partnerinnen zeitverzögert einsetzt. Diese Befunde lassen sich nicht nur durch ökonomische Theorien erklären, sondern auch durch die zur Verfügung stehende Zeit: Hausarbeit wird in Paarbeziehungen prinzipiell eher von Frauen erledigt. Die Zeit, die Männer für Hausarbeit aufwenden, hängt einerseits davon ab, wie viel Zeit sie selbst und ihre Partnerin dafür zur Verfügung haben, andererseits davon, wie viel häusliche Arbeit anfällt (Coverman 1985). Das heißt, dass Männer vor allem dann Hausarbeit übernehmen, wenn ihre Partnerinnen Vollzeit erwerbstätig sind. Dementsprechend zeigt sich, dass eine Teilerwerbstätigkeit für Frauen mit einem höheren Anteil an der Hausarbeit verbunden ist

als eine Vollzeitberufstätigkeit (Gershuny et al. 2005). Schober (2013a) zeigt für Deutschland und Großbritannien, dass Frauen, die nach der Geburt eines Kindes ihre Erwerbstätigkeit unterbrochen und mehr häusliche Arbeit übernommen haben, ihren Anteil an der Hausarbeit vor allem dann wieder reduzieren können, wenn sie Vollzeit in den Beruf zurückkehren. Eine Rückkehr in Teilzeit hat hingegen kaum Auswirkungen auf die Aufteilung der häuslichen Arbeiten.

Das Einkommen hat ebenfalls einen Einfluss auf die Aufteilung der Hausarbeit. Jedoch gibt es hier gemischte Evidenz. Aus Sicht der Ressourcentheorien kann erwartet werden, dass mit steigendem Einkommen einer Person ihr Anteil an der Hausarbeit im Paarhaushalt zurückgeht. Dies wurde teilweise bestätigt (Cunningham 2007; Killewald/Gough 2010; El Lahga/Moreau 2007). Jedoch fanden Killewald und Gough (2010) für die USA, dass der Zusammenhang für Frauen zwar in der Tendenz der Erwartung der Ressourcenansätze entspricht. Jedoch variiert die Stärke, mit der ein Anstieg des Einkommens in eine veränderte Arbeitsteilung umgesetzt werden kann, mit der Höhe des Einkommens der Frau: Frauen mit niedrigem Einkommen ist dies eher möglich als Frauen mit hohem Einkommen. In anderen Studien wurde hingegen ein U-förmiger Zusammenhang zwischen dem eigenen Einkommen und dem Anteil an der Hausarbeit festgestellt (Sullivan 2011; Evertsson/Nermo 2006). Nach Brines (1994) kann dieser U-förmige Zusammenhang damit erklärt werden, dass ökonomische Abhängigkeit vom Partner oder von der Partnerin für Frauen bzw. Männer mit unterschiedlichen Erwartungen verbunden ist: Gesellschaftlich wird erwartet, dass Männer ökonomisch unabhängig und Haupt- oder Alleinverdiener sind (West/Zimmerman 1987; Berk 1985). Wird diese Erwartung verletzt, können Männer ihre männliche Geschlechtsidentität nicht noch zusätzlich durch die Erledigung von weiblich konnotierter Hausarbeit gefährden (Brines 1994). Hochschild und Machung (1989) nennen diesen Mechanismus „Machtausgleich“. Demnach wird erwartet, dass Frauen am meisten Hausarbeit übernehmen, wenn sie selbst oder ihre Partner vollkommen ökonomisch abhängig sind. Sullivan (2011) verweist in einer Metaanalyse der bestehenden Forschung darauf, dass der Befund des U-förmigen Zusammenhangs meist auf einigen wenigen Ausreißern beruht und nicht zu finden ist, sobald diese aus der Analyse ausgeschlossen werden. Brines' (1994) Kompensationshypothese ist, zusammen mit der „gender deviance neutralization“-These (Bittman et al. 2003), im Übrigen die einzige Argumentation in der Arbeitsteilungsforschung, in der der Doing-Gender-Ansatz nicht nur indirekt überprüfbar ist. Häufig wird dieser im Grunde wichtige Erklärungsansatz lediglich für die Erklärung anderweitig nicht erklärbarer Varianz in der Verteilung von Haus- und Familienarbeit verwendet (Brines 1994).

Eine weitere Ressource im Sinne der ökonomischen Theorien ist die Bildung. Wie erwartet, übernehmen Personen mit höherer Bildung weniger Hausarbeit (Evertsson/Nermo 2007; Schulz 2010). Dies kann jedoch nicht nur im Sinne der ökonomischen Theorien gedeutet werden. Van Berkel und de Graaf (1999) argumentieren, dass Bildung nicht nur als Humankapitalinvestition, sondern auch als Humanvermögen, d.h. als Indikator für egalitäre Werte und Einstellungen zur Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern betrachtet werden kann. Dabei gilt, dass mit zunehmender Bildung auch die Einstellungen immer egalitärer werden, während mit abnehmender Bildung immer traditionellere Geschlechterrollenvorstellungen vorzufinden sind. Paare mit gleicher Bildung auf hohem Niveau sollten Hausarbeit egalitär aufteilen, während Paare mit niedrigem oder mittlerem

Bildungsniveau sowie Paare mit unterschiedlichen Bildungsniveaus die Hausarbeit eher geschlechtsspezifisch aufteilen. Für bildungshomogame Paare auf hohem Niveau konnte nachgewiesen werden, dass sie im Eheverlauf Hausarbeit weniger geschlechtsspezifisch aufteilen als Paare mit anderen Bildungskonstellationen (Schulz 2010).

Nicht nur bestimmte Ereignisse im Lebensverlauf und ökonomische Faktoren beeinflussen die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen, sondern auch Geschlechterrollen. Es wird angenommen, dass diese Orientierungen das alltägliche Handeln beeinflussen, da mit ihnen Erwartungen an die Zeitverwendung für Hausarbeit und Erwerbsarbeit verbunden sind und Männer und Frauen in ihrem Handeln ihre jeweiligen Geschlechtsidentitäten im Sinne des Doing Gender produzieren und reproduzieren (West/Zimmerman 1987). Gemäß dem traditionellen Leitbild der Familie wird Hausarbeit eher als weibliche Tätigkeit wahrgenommen, dementsprechend ist das Nicht-Übernehmen von Hausarbeit männlich konnotiert. Es kann folglich erwartet werden, dass Hausarbeit umso gleicher in Paarhaushalten aufgeteilt wird, je egalitärer die Geschlechterrolleneinstellungen sind (Evertsson 2014). Dies zeigt sich tatsächlich in einigen Studien (Baxter et al. 2008; Evertsson 2014; Kan 2008), wobei sich in Schweden der Einfluss der egalitären Einstellungen des Mannes vom Einfluss der egalitären Einstellungen der Frau unterscheidet: nur für Männer hat das Vorliegen einer egalitären Einstellung auch Auswirkungen auf die Zeitverwendung des Partners bzw. der Partnerin (Evertsson 2014). In Großbritannien hingegen zeigt sich für Paare im Übergang zur Elternschaft, dass egalitäre Einstellungen der Frau vor der Schwangerschaft zu einer weniger starken Verringerung ihrer Erwerbstätigkeit und zu einer geringeren Ausweitung ihrer Zeit für Hausarbeit führen, aber keinen Einfluss auf die Zeitverwendung des Mannes hat und die Einstellungen des Mannes ebenfalls keinen Einfluss auf Veränderungen der Zeitverwendung der Frau hat (Schober 2013b). In älteren Studien hingegen zeigen die Einstellungen keinen Einfluss auf Veränderungen in der Zeitverwendung für Hausarbeit von Männern und Frauen (Sanchez/Thomson 1997; Deutsch et al. 1993).

Empirische Längsschnittanalyse mit den pairfam-Daten

Unseren Literaturüberblick über die bisherigen Längsschnittstudien zur Hausarbeitsteilung ergänzen wir im Folgenden um eine eigene empirische Analyse. Das Ziel unserer Analyse ist die Überprüfung der theoretischen Annahmen der Arbeitsteilungsforschung im Sinne eines kumulativen Wissensfortschritts. Die theoretischen Grundlinien unserer empirischen Studie wurden im Rahmen des Forschungsstandes angesprochen (für eine vertiefte Auseinandersetzung vgl. z.B. Berk 1985; Blossfeld/Drobnič 2001; Brines 1994; Blood/Wolfe 1960; Hochschild/Machung 1989; Huinink/Röhler 2005; Künzler 1994; Schulz 2010; Stauder 2002; van Berkel/de Graaf 1999).

Daten, Variablen und Methode

Daten

Die Analysen basieren auf Daten der ersten vier Wellen des Beziehungs- und Familienpanels pairfam, Release 4.0 (Nauck et al. 2013). Eine ausführliche Darstellung der Studie, die seit 2008/2009 jährlich erhoben wird, findet sich in Huinink et al. (2011). Pairfam zeichnet sich durch die Kombination eines Kohortenansatzes, eines Multi-Akteur-Ansatzes sowie eines Panelansatzes aus. Es werden ausschließlich Ankerpersonen ausgewählt, die in den Jahren 1991-93, 1981-83 oder 1971-73 geboren wurden. Diese Personen werden Ankerpersonen genannt, da weitere Personen aus ihrem sozialen Umfeld bei Zustimmung ebenfalls befragt wurden: Partner, Eltern sowie Kinder. Die Befragung der Eltern und Kinder fand ab der zweiten Welle statt, wobei der Abstand zwischen zwei Wellen ein Jahr beträgt. Für die erste Panelwelle wurden aus 343 zufällig ausgewählten Kommunen Adressen zufällig ausgewählt und 12.402 CAPI-Ankerinterviews durchgeführt. Diese verteilen sich etwa zu gleichen Teilen auf die drei ausgewählten Geburtskohorten. Für die erste Welle liegen 3.743 Partnerbefragungen vor, die mit PAPI erhoben wurden. Bis zur vierten Welle sank die Zahl der befragten Ankerpersonen auf 6.999 und die der befragten Partner auf 2.182 (Fuß/Keller 2013: 3).

Für die Fragestellung zu den Veränderungen der Arbeitsteilung bei Paaren im Übergang zur Erstelternschaft sind ausschließlich Ankerpersonen relevant, die in der ersten Welle noch keine eigenen Kinder haben und auch nicht mit Kindern anderer Personen zusammenleben (N=8210). Diese Personen müssen entweder vor der vierten Welle den Übergang zur Elternschaft erleben oder die ganze Zeit über kinderlos bleiben und zu mindestens zwei Zeitpunkten in einer gemischtgeschlechtlichen Beziehung mit demselben Partner bzw. derselben Partnerin in einem Haushalt leben. Für Befragte, die im Beobachtungszeitraum Eltern geworden sind, muss mindestens zu einem Zeitpunkt vor sowie nach der Geburt das Zusammenleben mit dem zweiten biologischen Elternteil des Kindes bestehen. Es werden Fälle ausgeschlossen, in denen im Beobachtungszeitraum noch ein zweites Kind geboren wurde (n=17). Alle Personen müssen zu mindestens zwei Zeitpunkten (t_0 und t_1) gültige Werte in der Arbeitsteilungsvariablen aufweisen und ausreichend gut deutsch sprechen, um die Fragen beantworten zu können. Nach den genannten Selektionen verbleiben 1173 Fälle, von denen 280 den Übergang zur Erstelternschaft erlebt haben und 893 über den Beobachtungszeitraum kinderlos bleiben.

Variablen

Die Aufteilung von Routinehausarbeiten der Befragten mit dem Partner bzw. der Partnerin wurde in pairfam mit einer einzelnen Frage erhoben. Unter Hausarbeit wird dabei Waschen, Kochen und Putzen verstanden. Die Befragten, die in einem Paarhaushalt lebten, hatten die Möglichkeit, ihren Anteil auf einer fünfstufigen Skala (von „(fast) vollständig mein/e Partner/in“ bis „(fast) vollständig ich“) anzugeben. Angaben, dass nur eine andere Person für Hausarbeit zuständig ist oder die Aufteilung nicht zutrifft, werden als fehlende Werte behandelt. Die Informationen aus den Ankerinterviews werden in Beziehung zum

Geschlecht gesetzt und auf der fünfstufigen Skala zu „(fast) vollständig die Frau“ bis „(fast) vollständig der Mann“ umcodiert. Es wird dabei jeweils nur die Arbeitsteilung mit einem Partner bzw. einer Partnerin betrachtet, um auszuschließen, dass durch einen Partnerwechsel die Ergebnisse verfälscht werden. Falls eine Person mehrere Partnerschaften mit Kohabitation berichtete, wurde jeweils die Partnerschaft ausgewählt, die für einen längeren Zeitraum beobachtet werden konnte. Für die Paare mit Übergang zur Elternschaft wurde die Partnerschaft gewählt, in der dieser Übergang erlebt wurde.

Neben der Aufteilung der Routinehausarbeit wird in pairfam auch die Aufteilung von Einkaufen, Reparaturen (am Haus, in der Wohnung sowie am Auto) und finanziellen Angelegenheiten und Behördengängen erhoben. In diesen Bereichen der Arbeitsteilung tritt eine deutlich geringere Veränderung der Aufteilung auf als dies für die Routinetätigkeiten zu beobachten ist. Analysen der Aufteilung von Einkaufen und Reparaturen als exemplarische Arbeiten, die zum einen eher geschlechtsneutral und zum anderen eher männlich konnotiert sind, ergaben keine signifikanten Effekte für die Variablen, die auf die Aufteilung der Routinehausarbeit einen Einfluss besitzen. Dies spiegelt bisherige Befunde zur Arbeitsteilung wider, die belegen, dass sich vor allem die Aufteilung der weiblich konnotierten Routinetätigkeit verschiebt. Aus diesem Grund werden im Folgenden nur Ergebnisse für diese Hausarbeitstätigkeiten ausgewiesen.

Als erklärende Variable für die Veränderung der Hausarbeitsteilung geht die Elternschaft als zeitveränderliche Dummyvariable mit ein. Die Verteilung der ökonomischen Ressourcen geht über die Bildungs- und Einkommensrelation innerhalb des Paares und die Erwerbsbeteiligung beider Partner in die Analysen ein. Für die Bildungsrelation wird die CASMIN-Bildungsklassifikation (Brauns/Steinmann 1999) herangezogen und die Anzahl der Kategorien auf drei verringert, so dass noch zwischen (1) Personen mit Hauptschulabschluss mit oder ohne beruflicher Ausbildung oder mittlerer Reife ohne beruflicher Ausbildung, (2) Personen mit mittlerer Reife mit beruflicher Ausbildung oder Abitur mit oder ohne beruflicher Ausbildung sowie (3) Personen mit Fachhochschul- oder Hochschulabschluss unterschieden wird. Für jedes Paar wird die Bildung von Mann und Frau miteinander verglichen und in insgesamt vier Kategorien eingeteilt: (1) Paare, in denen die Frau eine niedrigere Bildung hat als der Mann (Frau < Mann), (2) Paare, in denen beide ein niedriges oder mittleres Bildungsniveau aufweisen (Frau = Mann (niedrig/mittel)), (3) Paare, in denen Mann und Frau einen (Fach-)Hochschulabschluss haben (Frau = Mann (hoch)), sowie (4) Paare, in denen die Frau einen höheren Bildungsabschluss hat als ihr Partner (Frau > Mann). Für die bildungshomogenen Paare wird diese Unterscheidung eingeführt, weil aus theoretischer Sicht zu erwarten ist (van Berkel/de Graaf 1999), dass vor allem Paare, in denen Mann und Frau ein hohes Bildungsniveau aufweisen, die Hausarbeit egalitär aufteilen.

Die Angaben zur Erwerbstätigkeit sind so recodiert, dass zwischen Vollzeit-erwerbstätigkeit, Teilzeiterwerbstätigkeit und keiner Erwerbstätigkeit unterschieden wird. Diese Information liegt für jedes Paar jeweils für Mann und Frau vor, da potenziell fehlende Informationen des Partnerfragebogens durch Informationen aus dem Ankerfragebogen bereits von pairfam ergänzt wurden. Für die Kategorisierung des Erwerbsumfanges wird für abhängig Beschäftigte die Selbsteinschätzung der Befragten gewählt; für Selbständige wird die angegebene tatsächliche Arbeitszeit herangezogen. Dabei werden wöchentliche Arbeitszeiten von mehr als 30 Stunden als Vollzeit gewertet. Durch die Kombination der

Erwerbsbeteiligung von Mann und Frau in jedem Paar wird die zeitveränderliche Variable Erwerbsrelation mit fünf Ausprägungen gebildet: (1) Doppelverdienerpaar mit gleichem Erwerbsumfang (in Voll- oder Teilzeit), (2) männlicher Hauptverdiener, weibliche Zuverdienerin, (3) männlicher Alleinverdiener, (4) weibliche Hauptverdienerin, männlicher Zuverdiener oder weibliche Alleinverdienerin und (5) Paar, in dem beide nicht erwerbstätig sind.¹

Die zeitveränderliche Variable Einkommensrelation im Paar wird aus den in Anker- und Partnerinterviews angegebenen Nettoeinkommen berechnet. Die Frage nach dem Einkommen wurde zunächst offen gestellt, wenn Befragte dies nicht angeben wollten, konnten sie es auch in vorgegebene Kategorien einordnen.² Da nur Ankerpersonen, die erwerbstätig waren, nach dem individuellen Nettoverdienst gefragt wurden, wird für Personen, die nicht erwerbstätig waren, das Einkommen mit 0 € ersetzt³. Aus diesen Angaben wird eine Variable mit drei Ausprägungen gebildet: (1) Paare, in denen die Frau weniger als 40% zum Gesamteinkommen beiträgt (Frau < Mann), (2) Paare, in denen die Frau zwischen 40 und 60% zum Gesamteinkommen beiträgt (Frau = Mann) und (3) Paare, in denen die Frau über 60% zum Gesamteinkommen beiträgt. Die Einkommensrelation ist aus Sicht der ökonomischen Theorien der entscheidende Erklärungsfaktor (Becker 1998; Ott 1992). Darüber hinaus werden auch das monatliche Haushaltsnettoeinkommen sowie das quadrierte Haushaltsnettoeinkommen in das Modell aufgenommen, um für unter-

-
- 1 Da zunehmend mehr Väter Elternzeit nehmen und aus theoretischer Perspektive eine Inanspruchnahme von Elternzeit durch Väter mit egalitären Arbeitsteilungsarrangements verbunden sein könnten, wäre es interessant, die Väterbeteiligung in die Analysen aufzunehmen. Während für die Ankerpersonen die Erwerbsbiographie seit dem vorangegangenen Interview retrospektiv erhoben wurde, liegen aus den Partnerbefragungen nur Informationen zum Zeitpunkt des Interviews vor. Somit kann ausschließlich für Ankerpersonen rekonstruiert werden, ob und wie lange Elternzeit genommen wurde. Da für die Hausarbeitsteilung die Aufteilung der Elternzeit im Paar relevant ist, diese aber nicht vorliegt, kann in den Modellen die Inanspruchnahme von Elternzeit nicht berücksichtigt werden.
 - 2 Da diese Kategorien von der ersten zur zweiten Welle verändert wurden und sich in der ersten Welle die Kategorien zwischen Anker und Partner unterscheiden (Brüderl et al. 2013: 35), ist der Einbezug der kategorisierten Angaben problematisch. Um diese Fälle nicht zu verlieren, wurde das von Brüderl et al. (2013: 35f.) vorgeschlagene Kodierschema angewandt und jeweils die Klassenmitte gewählt. Analog wurden auch die Angaben der Partnerinterviews kodiert – wobei für die erste Welle alle Angaben aus Kategorien, die höher als die höchste mögliche Kategorie der Ankerpersonen waren, ebenfalls auf das für die Ankerpersonen höchstmögliche Einkommen festgesetzt wurden. Dies betrifft 17 Fälle. Durch die Veränderung der Kategorien des Einkommens ist es möglich, dass Einkommensveränderungen beobachtet werden, die ausschließlich auf die Veränderung des Kategoriensystems zurückzuführen sind. Dennoch ist die Angleichung des Kategoriensystems von Partner- und Ankerbefragung notwendig, da das relative Einkommen durch die unterschiedlichen Kategorien verzerrt sein kann.
 - 3 Darüber hinaus wurde auch getestet, ob die Ergebnisse davon beeinflusst werden, dass durch diese Annahme das Einkommen von Personen in Elternzeit unterschätzt wird. Hierfür wurde das Einkommen von Personen in Elternzeit mit Elterngeldbezug im Haushalt durch 65% des vorherigen Einkommens, unter Berücksichtigung der Unter- und Obergrenze des Elterngeldes, ersetzt. Diese Approximierung hat keinen Einfluss auf die Ergebnisse, weshalb die Annahme, dass nichterwerbstätige Personen 0 € Einkommen haben, dargestellt wird.

schiedliche Outsourcingmöglichkeiten in unterschiedlichen Einkommensgruppen zu kontrollieren.

Als weitere Variable geht der Institutionalisierungsgrad der Beziehung mit in das Modell ein. Die zeitveränderliche Dummyvariable gibt an, ob ein Paar verheiratet ist.

Zuletzt wird noch die Dauer des Zusammenwohnens in den Analysen berücksichtigt, da gemäß der Honeymoon-Hypothese die Hausarbeit mit zunehmender Beziehungsdauer immer mehr von der Frau übernommen wird (Künzler/Walter 2001). Die Dauer des Zusammenwohnens geht als metrische Variable in das Modell ein und wird durch Subtraktion des Beginns des Zusammenwohnens von dem Interviewdatum errechnet. Da hier Kohabitationsunterbrechungen vernachlässigt werden, wird dafür mittels einer Dummyvariable, die diese Unterbrechungen anzeigt, kontrolliert. Diese Vorgehensweise wurde gewählt, da die meisten dieser Unterbrechungen nur von sehr kurzer Dauer waren und davon ausgegangen werden kann, dass sich eher lange Phasen der Nicht-Kohabitation auf die Hausarbeitsaufteilung auswirken.

Mit den derzeit vorliegenden Daten können die Effekte der Einstellungen auf die Dynamik der Hausarbeitsteilung nicht zufriedenstellend analysiert werden. In pairfam werden die relevanten Gender- und Rollenorientierungen zwar im Anker- sowie Partnerfragebogen erfasst, allerdings nur in jeder zweiten Welle, d.h. bisher nur in der ersten und dritten Welle. Bei dieser Datenlage ist eine Analyse der Einstellungen, die über das bisher Bekannte hinaus geht, jedoch schwierig, da die theoretisch interessanten Fragen nicht hinreichend gut modelliert werden können: Wann verändern sich die Einstellungen? Was bewirkt diese Veränderungen? Wann finden Anpassungseffekte der Einstellungen statt? Über welchen Zeitraum erstrecken sich solche Veränderungen? Welche Rolle spielt dabei der Übergang zur Elternschaft? Diese Vielzahl an Fragen zeigt, dass die Analyse der Einstellungen als Prädiktor der Hausarbeitsteilung im Längsschnitt einer sehr viel ausführlicheren Diskussion bedarf, als ihr im Zuge eines Überblicks als ‚Prädiktor unter Vielen‘ zugestanden werden kann. Die Forschung hierzu befindet sich am Anfang (Baxter et al. 2011) und bietet sicherlich großes Potenzial für die Zukunft. Neben diesen inhaltlichen Aspekten spricht gegen die Berücksichtigung der Einstellungen in den Panelmodellen zum jetzigen Zeitpunkt auch die geringe Varianz in den Einstellungsmessungen und insbesondere die deutliche Reduktion der Fallzahl durch die Beschränkung auf nur zwei Wellen. Bei verschiedenen Analysen, in denen die Einstellungen testweise ins Modell aufgenommen wurden, haben sich die Ergebnisse als nicht stabil erwiesen.

Methode

Die Auswertung der pairfam-Daten erfolgt in zwei Schritten. Zunächst werden einige deskriptive Befunde zur Hausarbeitsteilung und ihrer Entwicklung über die Zeit sowie bivariate Zusammenhänge präsentiert. Daran anschließend werden Regressionsanalysen für Paneldaten mit fixen Effekten (z.B. Allison 1994; Brüderl 2010; Halaby 2004) geschätzt um aufzuzeigen, wie die Hausarbeitsteilung im Längsschnitt mit den theoretisch abgehandelten, zeitveränderlichen Merkmalen der Paarbeziehung zusammenhängt. Dadurch wird die Panelstruktur der Daten genutzt, um mit sparsamen Modellen Kausaleffekte identifizieren zu können (Brüderl 2010). Das geschieht konkret über die Anwendung des

so genannten Fixed-Effects-Modells. Dieses Modell nutzt die personenspezifische Variation der Daten über die Zeit aus, um „Kausaleffekte durch den intraindividuellen Vergleich zu schätzen“ (Brüderl 2010: 973). Dabei wird angenommen, dass es keine zeitveränderliche unbeobachtete Heterogenität gibt, sich die Personen (i) über die Zeit (t_0 nach t_1) also nur in beobachteten Merkmalen (X) unterscheiden. Mithin kann man „Kausalanalyse anhand eines intertemporalen Vergleichs ein und derselben Person betreiben ... und [ist] nicht auf den Vergleich zwischen Personen angewiesen“ (Brüderl 2010: 965): $\Delta_i^W = Y_{i,t_1}^{X=1} - Y_{i,t_0}^{X=0}$. Der Grund dafür liegt in der Eigenschaft des Within-Schätzers, der den unbeobachteten personenspezifischen Fehlerterm aus dem Schätzmodell eliminiert. Das Within-Modell $y_{it} - \bar{y}_i = (x_{it} - \bar{x}_i)' \beta + (\varepsilon_{it} - \bar{\varepsilon}_i)$ kann dann mit der Kleinsten-Quadrate-Methode (OLS) geschätzt werden und liefert konsistente Schätzer, die nicht durch unbeobachtete Heterogenität verzerrt sind. Dabei darf allerdings der im Modell verbleibende idiosynkratische Fehler (ε_i) nicht mit den beobachteten erklärenden Variablen (X) korrelieren (vgl. zur Herleitung des Within-Schätzers und des Fixed-Effects-Modells z.B. Brüderl 2010 oder Cameron/Trivedi 2005).

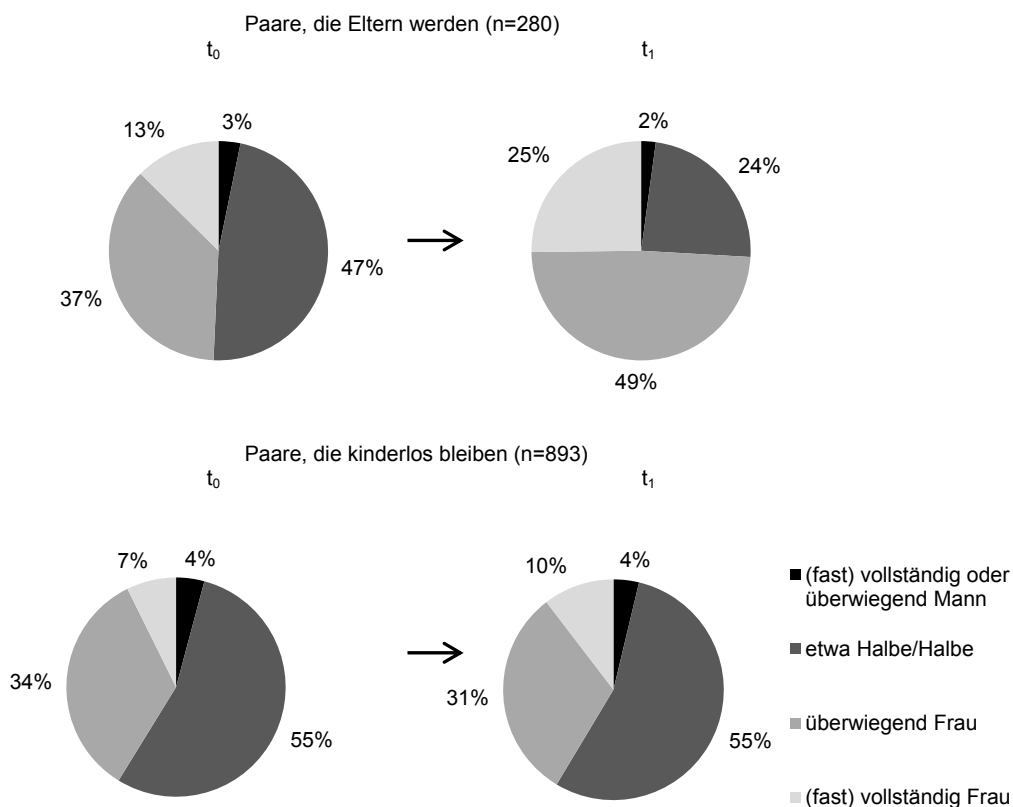
Empirische Ergebnisse

Von den 1.173 für diese Fragestellung ausgewählten Paaren haben im Beobachtungszeitraum der ersten vier pairfam-Erhebungswellen 280 Paare ihr erstes Kind bekommen, 893 sind kinderlos geblieben. Die Abbildung 1 zeigt, wie die Hausarbeitstätigkeiten Waschen, Kochen und Putzen in beiden Gruppen jeweils zu den zwei Zeitpunkten (t_0 und t_1) aufgeteilt waren.

Es gibt sowohl bei den Eltern als auch bei den kinderlos Gebliebenen nur wenige Paare (4% bei den kinderlos gebliebenen Paaren und 3% bei den Paaren, die Eltern geworden sind), in denen der Mann ausschließlich oder überwiegend diese Haushaltstätigkeiten zum Zeitpunkt t_0 übernahm. Bei etwa der Hälfte (55% bzw. 47%) zeigt sich eine partnerschaftliche Arbeitsteilung, d.h. beide verrichteten in gleichem Umfang die anstehenden Arbeiten im Haushalt. Fast ausschließlich durch die Frau wurden diese Tätigkeiten bei 7% der kinderlosen Paare und 13% der späteren Eltern erledigt und bei 34% bzw. 37% der Paare waren überwiegend die Frauen dafür zuständig.

Während bei den kinderlos gebliebenen Paaren zwischen t_0 und t_1 fast keine Veränderung bei der Aufteilung der Hausarbeit stattgefunden hat, zeigt sich bei den Paaren, die Eltern geworden sind, folgendes Muster: 25% der Befragten berichten, dass ausschließlich oder fast ausschließlich nach der Geburt des ersten Kindes die Mütter für Hausarbeit zuständig sind und bei knapp der Hälfte werden die Haushaltstätigkeiten nun überwiegend von der Frau erledigt. Nur noch 24% der Paare haben partnerschaftliche Aufteilungsarrangements. Nach wie vor selten bleibt die überwiegende Zuständigkeit des Mannes für Haushaltsroutinen.

Abbildung 1: Entwicklung der Arbeitsteilung bei der Hausarbeit bei Eltern und kinderlosen Paaren

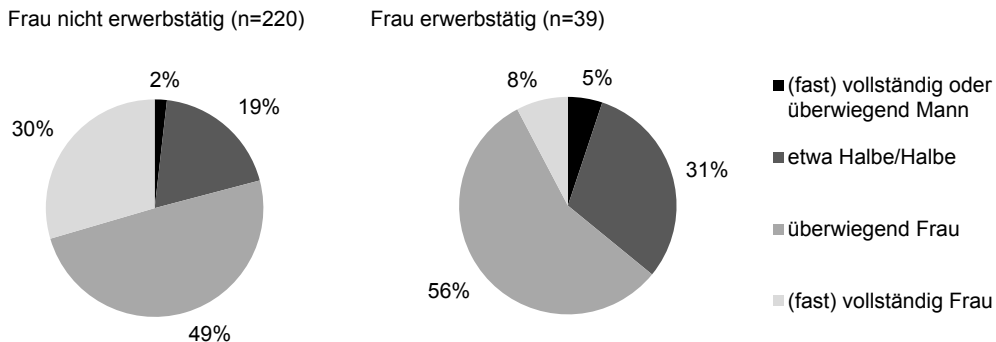


Quelle: pairfam, Release 4.0; eigene Berechnungen

Zusammengefasst zeigt sich, dass die Längsschnittdaten mit den pairfam-Daten die bisherigen Ergebnisse anderer einschlägiger Studien zur Arbeitsteilung bei deutschen Paaren bestätigen: Im Zuge des Übergangs zur Erstelternschaft kommt es bei Paaren zu einer zunehmenden Spezialisierung der Arbeitsteilung im Haushalt, d.h. mehrheitlich übernehmen die Frauen ausschließlich oder überwiegend Tätigkeiten wie Waschen, Kochen und Putzen (Rost/Schneider 1994; Schneewind et al. 1996; Künzler/Walter 2001; Huinink/Röhler 2005; Wengler et al. 2009; Schulz 2010; Kühhirt 2012). Der Anteil an Paaren mit einer partnerschaftlichen Aufteilung der Hausarbeit nimmt nach der Familiengründung deutlich ab. Diese drei Tätigkeiten decken zwar nicht das gesamte Spektrum der Hausarbeit ab, bisherige Forschungsarbeiten belegen jedoch einhellig, dass diese regelmäßig wiederkehrenden Aufgaben im Haushalt sehr gut als diskriminierende Variablen zur Unterscheidung verschiedener Gruppen geeignet sind und auch als Indikator für die nach wie vor traditionell ausgerichtete ungleiche Verteilung der Hausarbeit zwischen den Geschlechtern (Kaufmann 2005; Schulz/Rost 2012).

Differenziert nach der Erwerbsbeteiligung der Frau zum Zeitpunkt t_1 wird deutlich, dass Paare, bei denen die Frauen frühzeitig den Wiedereinstieg in den Beruf realisieren, d.h. maximal für ein Jahr ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen, ein partnerschaftlicheres Modell der Arbeitsteilung im Haushalt in ihrer Partnerschaft praktizieren als Paare, bei denen die Frauen eine längere berufliche Pause einlegen. Die Abbildung 2 zeigt, dass bei den Eltern, bei denen die Mütter zum Zeitpunkt t_1 bereits wieder berufstätig waren, der Anteil an Paaren mit partnerschaftlicher Arbeitsteilung oder höherer Beteiligung des Mannes an der Hausarbeit doppelt so hoch ist wie bei den Paaren, in denen ausschließlich der Mann erwerbstätig ist. Damit können die Befunde von Schulz und Rost (2012) mit den pairfam-Daten bestätigt werden, wobei allerdings in Bezug auf die Repräsentativität dieser Aussage zu berücksichtigen ist, dass es sich hier um relativ kleine Fallzahlen handelt.

Abbildung 2: Arbeitsteilung bei der Hausarbeit bei Eltern nach der Erwerbsbeteiligung der Frau



Quelle: pairfam, Release 4.0; eigene Berechnungen

Betrachtet man die Paare, für die in allen vier Erhebungswellen die Stichprobenkriterien zutreffen, zeigt sich, dass der Effekt der Spezialisierung der Arbeitsteilung auch längerfristig erhalten bleibt. Für die ausgewählten Paare, die zwischen der ersten (t_0) und zweiten (t_1) Welle Eltern geworden sind, bleiben die Veränderungen in der Aufteilung der Hausarbeit auch für die weiteren Beobachtungszeitpunkte der dritten (t_2) und vierten Welle (t_3) weitgehend gleich. Die folgende Tabelle 1 verdeutlicht, dass nach der Geburt des ersten Kindes jeweils bei ca. 80% der Eltern die Frau überwiegend oder vollständig für Waschen, Kochen und Putzen zuständig ist. Die verstärkte Zuständigkeit der Frauen für die Hausarbeit ist demnach eine Veränderung, die sich nicht nur direkt nach dem Übergang zur Erstelternschaft zeigt, sondern auch einen nachhaltigen Effekt für das weitere Familienleben hat. Hinsichtlich der Generalisierung der Aussagen ist allerdings zu beachten, dass es sich um eine relativ kleine Gruppe ($n=61$) handelt, für die diese Berechnungen durchgeführt werden konnten.

Tabelle 1: Entwicklung der Arbeitsteilung bei der Hausarbeit über alle vier Erhebungswellen bei Eltern und kinderlosen Paaren

Aufteilung der Hausarbeit (Waschen, Kochen und Putzen)	Eltern (n=61)			
	t ₀ vor der Geburt	t ₁ nach der Geburt	t ₂ nach der Geburt	t ₃ nach der Geburt
(Fast) vollständig oder überwiegend Mann	1,6%	-	6,6%	8,3%
Etwa Halbe/Halbe	45,9%	19,7%	19,7%	13,1%
Überwiegend Frau	41,0%	60,7%	49,2%	52,5%
(Fast) vollständig Frau	11,5%	19,7%	24,6%	26,2%
	Kinderlose Paare (n = 320)			
	t ₀ erster Zeitpunkt des Zusammenwohnens	t ₁	t ₂	t ₃
(Fast) vollständig oder überwiegend Mann	3,4%	3,1%	4,7%	3,8%
Etwa Halbe/Halbe	53,8%	53,4%	48,8%	49,1%
Überwiegend Frau	34,1%	32,2%	36,0%	34,1%
(Fast) vollständig Frau	8,8%	11,3%	10,6%	13,1%

Quelle: pairfam, Release 4.0; eigene Berechnungen

Im Gegensatz zu den Paaren, die Eltern geworden sind, ist bei den Paaren, die über alle vier Beobachtungszeitpunkte kinderlos geblieben sind, nur eine marginale Verschiebung der Aufgabenteilung zu beobachten. In der Kontrollgruppe hat beispielsweise der Anteil an partnerschaftlicher Aufteilung der Hausarbeit von t₀ nach t₃ um 4,7 Prozentpunkte abgenommen.

Modell

Die deskriptiven Analysen werden im Folgenden um ein multivariates Regressionsmodell erweitert. Die Aufteilung der Hausarbeit wird dabei im Längsschnitt unter Kontrolle der wichtigsten Einflussvariablen geschätzt. So kann überprüft werden, wie die Hausarbeitsteilung in den Paaren über die Zeit durch die Übergänge zur Ehe und Elternschaft, die Beziehungsdauer sowie Veränderungen in den Bildungs-, Erwerbs- und Einkommenskonstellationen beeinflusst wird.

Tabelle 2 zeigt zunächst für den gepoolten Personen-Jahr-Datensatz alle Veränderungen des Beteiligungsindex der Hausarbeitsteilung, um abschätzen zu können, welche Dynamik überhaupt im Prozess in der Hausarbeitsteilung steckt (analog Schulz 2010: 199).

Tabelle 2: Häufigkeiten der Zustandswechsel arbeitsteiliger Arrangements der Paare

Arrangement zum Zeitpunkt x	Arrangement zum Zeitpunkt x+1					Gesamt (Zeilen)
	Frau alleine	Eher Frau	Halbe/Halbe	Eher Mann	Mann alleine	
Frau alleine	133	113	20	1	1	268
Eher Frau	146	509	211	10	1	877
Halbe/Halbe	89	255	841	43	8	1.196
Eher Mann	4	10	30	21	3	68
Mann alleine	3	0	9	2	3	17
Gesamt (Spalten)	335	887	1.111	77	16	2.426

Quelle: pairfam, Release 4.0; eigene Berechnungen

Dieser Überblick zeigt, dass Veränderungen in der Hausarbeitsteilung durchaus häufig vorkommen, das Veränderungspotenzial jedoch je nach Ausgangszustand variiert. Paare, in denen die Hausarbeit im Grunde alleine von den Frauen übernommen wird, behalten etwa zur Hälfte dieses Arrangement (133 von 268 Episoden). Das bedeutet aber gleichzeitig, dass für die andere Hälfte der Episoden eine Veränderung in Richtung einer größeren Beteiligung des Mannes beobachtet werden kann. In den Paaren, in denen die Frau den überwiegenden Teil der Hausarbeit übernimmt, ist die Stabilität der Arrangements um etwa 10 Prozentpunkte höher. Die größte Stabilität weist allerdings das partnerschaftliche Arrangement auf: in 70% der Fälle bleibt dieses Arrangement zwischen zwei Erhebungswellen konstant. Wird eine Veränderung weg vom partnerschaftlichen Modell beobachtet, dann erfolgt diese in 85% der Fälle in die Richtung einer größeren Beteiligung der Frauen. Episoden, in denen der Mann die Hausarbeit überwiegend oder nahezu alleine übernimmt, sind indessen selten, genauso wie Episoden, die in einem dieser beiden Zustände enden (vergleichbare Befunde zur Veränderung der Hausarbeitsteilung berichtet Schulz 2010: 199ff.).

Tabelle 3 zeigt die Ergebnisse der multivariaten Regressionsanalyse mit fixen Effekten. Die einzelnen Modelle wurden mit alternativen Variablenkonstellationen, konstanten Fallzahlen und Bootstrap-Verfahren auf ihre „Robustheit“ überprüft. Trotz dieser verschiedenen Modellierungen verändern sich die Hauptaussagen nicht.

In allen drei Modellen ist der Effekt der Elternschaft negativ und hochsignifikant. Der Übergang zur Elternschaft reduziert mithin den relativen Beitrag des Mannes zur Hausarbeit. Dieser Befund ist im Einklang mit allen bisherigen Längsschnittstudien zur Hausarbeitsteilung (zuletzt für Deutschland: Kühhirt 2012; Schulz 2010; Schober 2013a), die dieses Ereignis als den wichtigsten Faktor der im Mittel immer noch dominierenden „Traditionalisierung“ der Hausarbeitsteilung im Verlauf von Paarbeziehungen in Deutschland wie im internationalen Vergleich herausstellen. Die theoretische Interpretation dieses Effekts erfolgt gemeinhin über die Bedeutung normativer Bezugsrahmen (z.B. Grunow et al. 2007; Schulz 2010) oder Identitätsformationsprozesse (Bielby/Bielby 1989) innerhalb einer Geschlechterkultur, die trotz „verbaler Aufgeschlossenheit“ (Beck 1986) die polare Geschlechtsrollenkonzeption Parsons'scher Prägung nach wie vor nicht überwunden hat.

Tabelle 3: Multivariate Analyse der Einflussfaktoren auf die Hausarbeitsteilung im Längsschnitt

	Modell 1	Modell 2	Modell 3
<i>Elternschaft</i>	-0.18*** (0.05)	-0.24*** (0.07)	-0.31*** (0.06)
<i>Ehe</i>	-0.01 (0.05)	-0.05 (0.06)	-0.07 (0.06)
<i>Kohabitationsdauer</i>	-0.00* (0.00)	-0.00 (0.00)	-0.00 (0.00)
<i>Bildungskonstellation</i>			
Frau < Mann	-0.25** (0.12)	-0.53*** (0.15)	-0.56*** (0.15)
Frau = Mann (n/m)	-0.12 (0.13)	-0.46*** (0.17)	-0.47*** (0.17)
Frau = Mann (h) (Ref.)	–	–	–
Frau > Mann	-0.17 (0.13)	-0.35** (0.17)	-0.34** (0.17)
<i>Erwerbskonstellation</i>			
Doppelverd. VZ/TZ (Ref.)	–	–	–
Männlicher 1,5 Verd.	-0.09** (0.04)	-0.11* (0.06)	
Männlicher Alleinverdiener	-0.24*** (0.04)	-0.17*** (0.06)	
Weiblicher 1,5 Verdiener	0.13*** (0.05)	0.16** (0.08)	
Kein Verdiener	0.14* (0.08)	0.26* (0.14)	
Andere Konstellationen	0.05 (0.11)	0.06 (0.13)	
<i>Einkommensrelation</i>			
Frau < Mann (Ref.)		---	---
Frau = Mann		-0.05 (0.05)	0.00 (0.05)
Frau > Mann		0.04 (0.08)	0.21*** (0.07)
Haushaltsnettoeinkommen		0.00 (0.00)	0.00 (0.00)
Quadriertes Haushaltsnettoeinkommen		-0.00 (0.00)	-0.00 (0.00)
<i>Konstante</i>	2.75*** (0.12)	2.97*** (0.19)	2.92*** (0.19)
Anzahl Beobachtungen	3,569	1,962	1,972
Anzahl Gruppen	1,164	802	802
R-Quadrat (within)	0.06	0.07	0.06

Panelregression mit fixen Effekten, Regressionskoeffizienten, Standardfehler in Klammern.

Signifikanzniveaus: * $p < 0.05$ | ** $p < 0,01$ | *** $p < 0,001$

Quelle: pairfam, Release 4.0; eigene Berechnungen

Keinen statistisch signifikanten Einfluss auf die Veränderung der Hausarbeitsteilung haben in den multivariaten Modellen indessen der Institutionalisierungsgrad und die Koha-

bitationsdauer. In Modellen, in denen der Effekt dieser Variablen separat geprüft wurde, waren die Koeffizienten noch bei gleichen Vorzeichen signifikant, was wie erwartet darauf hindeutete, dass der Übergang zur Ehe und eine zunehmende Beziehungsdauer den Beitrag des Mannes über die Zeit reduzieren. Beide signifikanten Effekte verschwinden in dem Moment, in dem auch für die Elternschaft kontrolliert wird.⁴ Beide Koeffizienten zeigen zwar in die gleiche Richtung wie die Elternschaft, was durchaus im Einklang mit dem Referenzmodell der bürgerlichen Familie steht, tragen aber in den hier präsentierten Modellen aus statistischer Sicht nicht zur Erklärung des Rückgangs der männlichen Beteiligung an der Hausarbeit bei.

Die Koeffizienten der Bildungskonstellationen haben in allen drei Modellen ein negatives Vorzeichen bezogen auf die Referenzkategorie der homogam-hochgebildeten Paare; in den Modellen 2 und 3 sind alle Koeffizienten obendrein statistisch signifikant. Diese Konstellation entspricht genau den Erwartungen des Egalitarian-Values-Modells (van Berkel/de Graaf 1999). Aus diesem Modell kann abgeleitet werden, dass die Paare, in denen beide Partner über einen hohen (universitären) Bildungsabschluss verfügen, am ehesten eine Hausarbeitsteilung mit einer bedeutsamen Beteiligung der Männer realisieren dürften (Schulz 2010; Dechant/Schulz 2013). Diese Interpretation basiert auf der doppelten Bedeutung der Bildung, die sowohl als einkommensrelevantes Humankapital als auch als Humanvermögen im Sinne einer größeren Aufgeschlossenheit gegenüber partnerschaftlichen Arrangements in Paarbeziehungen interpretiert werden kann (van Berkel/de Graaf 1999). Das wird besonders deutlich im Vergleich der drei Modelle: während zwei der drei Bildungskoeffizienten in Modell 1 nicht signifikant sind, sind die Koeffizienten in den Modellen 2 und 3 allesamt hochsignifikant, weil die darin ebenfalls enthaltene Einkommensvariable die ‚ökonomische Komponente‘ des Einkommenspotenzials aus der Bildungsvariable ‚herauspartialisieren‘ dürfte. Befunde, welche die Egalitarian-Values-Interpretation ebenfalls unterstützen, finden sich nicht nur für Deutschland und die Niederlande (Schulz 2010 bzw. van Berkel/de Graaf 1999), sondern auch für Dänemark und die USA (Bonke/Esping-Andersen 2011 bzw. Greenstein 1996), allerdings bislang nur für Deutschland im Längsschnitt.

In den Modellen 1 und 2 wird für die Erwerbskonstellationen kontrolliert. Die Erwerbstätigkeit der Partner hat in der Literatur neben der Elternschaft den größten Einfluss auf die Hausarbeitsteilung, wenngleich nicht so eindeutig wie die Elternschaft. Die Modelle zeigen bezogen auf die Referenzkategorie der Doppelverdienerpaare mit ähnlichem Erwerbsumfang, dass in den Paaren, in denen der Mann in größerem Umfang erwerbstätig ist als seine Partnerin, die Frauen relativ mehr Hausarbeit übernehmen. Umgekehrt sieht man, dass die Männer dann relativ mehr Hausarbeit erledigen, wenn die Frauen stärker in den Arbeitsmarkt eingebunden sind. Diese Befunde können als Evidenz für die verschiedenen Ressourcenmodelle angesehen werden (z.B. Blood/Wolfe 1960; Ott 1992), die annehmen, dass das Arrangement der Hausarbeitsteilung im Sinne eines Nullsummenspiels das umgekehrt proportionale Verhältnis der Ressourcenkonstellation der Verhandlungspartner darstellt. Interessant ist der Befund, dass der relative Beitrag der Männer größer ist, wenn keiner der Partner erwerbstätig ist. Dieser Befund widerspricht im Grunde der

4 Der Effekt der Kohabitationsdauer ist in Modell 1 signifikant – jedoch zeigt eine eingehendere Überprüfung dieses Effektes mittels Bootstrap-Modellen, dass dieser Effekt nicht stabil ist.

Kompensationshypothese von Brines (1994), die ein negatives Vorzeichen erwartet hätte, und stützt hingegen die Interpretation eines Austauschmodells, das im Falle gleicher ökonomischer oder zeitlicher Ressourcen der Beziehungspartner eine tendenziell partnerschaftliche Arbeitsteilung erwartet.

Kaum einen Effekt auf die Veränderung der Hausarbeitsteilung hat die Einkommenskonstellation. Wird für die Erwerbskonstellationen kontrolliert, hat das relative Einkommen keinen statistisch signifikanten Einfluss (Modell 2), wohl weil die Einkommensverhältnisse in aller Regel durch die Erwerbskonstellationen determiniert sein dürften. In Modell 3 findet sich noch ein Hinweis auf die Interpretation im Sinne der Ressourcentheorien. In Paaren, in denen die Frauen ein größeres Einkommen haben als ihre männlichen Partner, übernehmen die Männer relativ mehr Hausarbeit – unter Kontrolle des Haushaltsnettoeinkommens, das selbst keinen signifikanten Einfluss hat. Die Befunde zum Einfluss des Einkommens sind in den bisherigen Längsschnittstudien nicht eindeutig. Unbestritten ist allerdings die Rolle des Einkommens als Kontrollvariable zur Interpretation der Bildungskonstellationen.

Diskussion und Ausblick

Zu den Themen Hausarbeit und Arbeitsteilung im Haushalt gibt es eine lange Forschungstradition. Am Anfang ausschließlich auf Querschnittsforschung beschränkt, werden mit zunehmender Verfügbarkeit von Längsschnittdaten und methodischer Innovationen ihrer Analysemöglichkeiten inzwischen vor allem Hypothesen mit kausaler Erklärungskraft überprüft. Aufgrund der zahlreichen Forschungsarbeiten zu diesem Thema konzentriert sich dieser Beitrag daher auf die Darstellung des Forschungsstandes von Studien, die sich auf quantitative Längsschnittdaten beziehen. Die verschiedenen Ergebnisse der Panelanalysen über Zusammenhänge bei Veränderungen der Hausarbeitsteilung in Paarbeziehungen zeigen gemischte Evidenz für die Bestätigung unterschiedlicher theoretischer Annahmen wie beispielsweise die ökonomische Theorie, Verhandlungstheorien oder den Doing-Gender-Ansatz.

Für Paarhaushalte in Deutschland weisen alle Forschungsarbeiten eine recht spezialisierte Arbeitsteilung bei den alltäglichen Haushaltsroutinen nach, d.h. Kochen, Putzen und Wäsche machen wird hauptsächlich von den Frauen verrichtet. Insbesondere der Übergang zur Erstelternschaft spielt eine zentrale Rolle für die Zuständigkeiten, die nach der Geburt des ersten Kindes eher nach einem ‚traditionellen‘ Geschlechterrollenmuster ausgerichtet werden. Die Längsschnittauswertungen der ersten vier Wellen des Beziehungs- und Familienpanels pairfam bestätigen diesen Befund. Während sich bei kinderlosen Paaren kaum Veränderungen bei der Arbeitsteilung zeigen, nimmt der Anteil an Paaren mit einer partnerschaftlichen Aufteilung der Haushaltsroutinen nach dem Übergang zur Elternschaft deutlich ab. Die Ergebnisse der multivariaten Regressionsanalyse mit fixen Effekten zeigen darüber hinaus, dass der Effekt der Familiengründung den relativen Beitrag des Mannes zur Hausarbeit signifikant reduziert. Die weiteren signifikanten Effekte bei der Bildungs- und Erwerbskonstellation bestätigen die Befunde anderer Studien und stützen somit die Egalitarian-Values-Interpretation und verschiedene Ressourcenmodelle.

Im Grunde reproduziert die Längsschnittanalyse der pairfam-Daten die bekannten Befunde aus den vorhandenen Analysen: Sie liefert keinen Hinweis auf die Gültigkeit einer bestimmten Theorie, sondern unterstreicht, dass es sich bei der Hausarbeitsteilung um ein Phänomen handelt, für dessen Erklärung mehrere Annahmen und Modelle benötigt werden. Allerdings wurden in der bisherigen Arbeitsteilungsforschung Panelregressionsmodelle mit fixen Effekten nur in wenigen Fällen eingesetzt. Aufgrund des großen Potenzials für die Analyse von Kausalzusammenhängen und der in dieser Hinsicht immer besseren Datenlage dürfte die Bedeutung dieser Modelle für die Arbeitsteilungsforschung in der Zukunft zunehmen.

Den inzwischen begrenzten theoretischen Zusatznutzen von quantitativen Studien für die Analyse der spezialisierten Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern in Deutschland zeigen die bisherigen Forschungsbefunde aber auch dadurch, dass sie gleiche oder zumindest der Tendenz nach ähnliche Ergebnisse und Zusammenhänge bei dieser Fragestellung hervorbringen. Soziodemographische und sozialstrukturelle Variablen haben keine umfassende Erklärungskraft, Merkmale des Aushandlungsprozesses zwischen den Partnern und Daten zu Einstellungen zu Geschlechtsrollen oder -identitäten sind oftmals in quantitativen Längsschnittdaten nicht oder nicht in ausreichender Qualität verfügbar. Zudem sind viele andere interessante Aspekte, wie etwa Macht in der Beziehung oder Streitigkeiten nicht mit Bezug zur Hausarbeitsteilung erfasst, sondern so allgemein, dass diese Variablen kaum für die Erklärung der Hausarbeitsteilung und ihrer Veränderung herangezogen werden können.

Hinweise auf die Bedeutsamkeit weiterer Faktoren für die Arbeitsteilung liefern indes qualitative Längsschnittstudien, die meist bestimmte Ereignisse im Lebenslauf, wie die Geburt des ersten Kindes (Dechant/Schulz 2013; Notz 1991; Wiesmann 2010; Fox 2009), oder einzelne Gruppen, wie Paare mit gleicher Aufteilung der Rollen (Bürgisser 2006), in den Fokus nehmen. Diese Fokussierung spezieller Ereignisse oder bestimmter Arbeitsteilungsmuster im Längsschnitt erlaubt es, sehr viel genauer zu analysieren, wie die Paare ihre Situation wahrnehmen und wie sie selbst ihre Arbeitsteilung begründen. Die Längsschnittperspektive erlaubt etwa im Falle eines entscheidenden Ereignisses im Lebenslauf zu beobachten, wie sich diese individuellen Erklärungsmuster verändern oder andere Aspekte für die Erklärung der Situation priorisiert werden.

Studien, die untersuchten, wie sich die Anforderungen an Hausarbeit und deren Verteilung in Paaren im Übergang zur Elternschaft entwickeln, haben gezeigt, dass die Aufteilung der Hausarbeit nach der Geburt des Kindes von den wenigsten Paaren vorher abgesprochen ist, während die zukünftige Aufteilung der Erwerbsarbeit und der Kinderbetreuung weitgehend geplant wird (Wiesmann 2010; Dechant/Schulz 2013; Fox 2009; Notz 1991). Als Konsequenz werden nach der Geburt des Kindes Aushandlungen über die Hausarbeit notwendig, die zum Teil durch Handeln im Einklang mit geschlechtstypischen Vorstellungen gelöst werden. Dechant und Schulz (2013) zeigen, dass, entgegen der Annahme etwa des Egalitarian-Values-Modells (van Berkel/de Graaf 1999), eine hohe Bildung beider Partner nicht dafür ausreicht, egalitäre Rollenvorstellungen umzusetzen. Neben dieser (jedoch notwendigen) Bedingung muss aktiv und von beiden Partnern gemeinsam ein Gegenmodell zu den bürgerlichen Geschlechtsrollen geplant werden, das eine Rückkehr der Frau in den Arbeitsmarkt nach ihrem Mutterschutz bzw. der Elternzeit vorsieht sowie die Verantwortung für Hausarbeit und Kinderbetreuung zwischen den Partnern aufteilt. Dies erfordert auch, sich die notwendigen Rahmenbedingungen, wie ex-

terne Unterstützung, zu schaffen. Auch Wiesmann (2010) verweist darauf, dass die Umsetzung einer egalitären Arbeitsteilung im Übergang zur Elternschaft eine bewusste Entscheidung und Verhandlungsprozesse voraussetzen, während eine Spezialisierung der Aufgaben sowohl intendiert als auch unintendiert stattfinden kann. Im Hinblick auf Paare mit Kindern, die über einen längeren Zeitraum eine egalitäre Aufteilung leben, zeigt Bürgisser (2006), dass vor allem zu Beginn Aushandlungsprozesse über die Hausarbeitsaufteilung notwendig sind, die im Zeitverlauf zu einer Verstetigung mit seltener werdenden Diskussionen über die egalitäre Aufteilung führen. Selbst wenn Hausarbeit egalitär verteilt wird, gibt es Hinweise darauf, dass die Organisation und die Koordination der Hausarbeitsteilung zumeist eine Aufgabe der Frau ist (Bürgisser 2006; Notz 1991).

Aus diesen Hinweisen auf andere, alternative Erklärungsansätze sowie auf das Zusammenspiel von Faktoren, die in den gängigen Theorien nebeneinander gestellt werden, folgern wir, dass es mehr qualitative Herangehensweise an die Aufteilung der Hausarbeit in Paarbeziehungen geben sollte, um den bisherigen Forschungsstand kritisch zu hinterfragen und herauszufordern. Denn nur qualitative Längsschnittstudien erlauben die explorative Suche und die inhaltliche Verdichtung der hinreichenden Bedingungen für die Aufteilung der Hausarbeit in Paarbeziehungen, die in quantitativen Studien von ihrer Anlage her üblicherweise nicht erfassbar sind, wie beispielsweise Einstellungen zu den Geschlechterrollen, Sozialisationserfahrungen oder Aushandlungsprozesse in Paaren.

Literatur

- Allison, P. D. (1994). Using panel data to estimate the effects of events. *Sociological Methods and Research*, 23, S. 174-199.
- Artis, J. E. & Pavalko, E. K. (2003). Explaining the decline in women's household labor: Individual change and cohort differences. *Journal of Marriage and Family*, 65, S. 746-761.
- Baxter, J., Buchler, S. & Western, M. (2011). *A life changing event: First births and men's and women's attitudes to gender roles and motherhood* (Paper prepared for presentation at the Population Association of America Conference).
- Baxter, J., Hewitt, B. & Haynes, M. (2008). Life course transitions and housework: Marriage, parenthood, and time on housework. *Journal of Marriage and Family*, 70, S. 259-272.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker, G. S. (1998). *A treatise on the family*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Berk, S. F. (1985). *The gender factory. The apportionment of work in American households*. New York: Plenum Press.
- Bianchi, S. M., Milkie, M. A., Sayer, L. C. & Robinson, J. P. (2000). Is anyone doing the housework? Trends in the gender division of household labor. *Social Forces*, 79, 1, S. 191-228.
- Bielby, W. T. & Bielby, D. D. (1989). Family ties: Balancing commitments to work and family in dual-earner households. *American Sociological Review*, 54, S. 776-789.
- Bittman, M., England, P., Folbre, N., Sayer, L. C. & Matheson, G. (2003). When does gender trump money? Bargaining and time in household work. *American Journal of Sociology*, 109, 1, S. 186-214.
- Blood, R. O. & Wolfe, D. M. (1960). *Husbands and wives: The dynamics of married living*. New York: The Free Press.
- Blossfeld, H.-P. & Drobnič, S. (2001). Theoretical perspectives on couples' careers. In: Blossfeld, H.-P. & Drobnič, S. (Hrsg.), *Careers of couples in contemporary societies. From male breadwinner to dual earner families*. Oxford & New York: Oxford University Press, S. 16-50.

- Bonke, J. & Esping-Andersen, G. (2011). Family investments in children. Productivities, preferences, and parental child care. *European Sociological Review*, 27, 1, S. 43-55.
- Brauns, H. & Steinmann, S. (1999). Educational reform in France, West-Germany and the United Kingdom: Updating the CASMIN educational classification. *ZUMA Nachrichten*, 44, 23, S. 7-44.
- Brines, J. (1994). Economic dependency, gender and the division of labor at home. *American Journal of Sociology*, 100, 3, S. 652-688.
- Brüderl, J. (2010). Kausalanalyse mit Paneldaten. In: Wolf, C. & Best, H. (Hrsg.), *Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 963-994.
- Brüderl, J., Hajek, K., Huyer-May, B., Ludwig, V., Müller, B., Müller, U., Passet, J., Pforr, K., Scholten, M., Schütze, P. & Schumann, N. (2013). *pairfam Data Manual. Release 4.0*. Revised since Release 3.1, December 2012. München.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) & Statistisches Bundesamt (Destatis) (2003). *Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02*. Wiesbaden.
- Bürgisser, M. (2006). *Egalitäre Rollenteilung. Erfahrungen und Entwicklungen im Zeitverlauf*. Zürich & Chur: Rüegger.
- Cameron, A. C. & Trivedi, P. K. (2005). *Microeconometrics. Methods and applications*. New York: Cambridge University Press.
- Chesters, J. (2013). Gender convergence in core housework hours: Assessing the relevance of earlier approaches for explaining current trends. *Journal of Sociology*, 49, 1, S. 78-96.
- Chesters, J., Baxter, J. & Western, M. (2008). *Paid and unpaid work in Australian households: Towards an understanding of the new gender division of labour*. Melbourne (Paper presented at the 10th Australian Institute of Families Studies Conference July 9-11, 2008, Melbourne).
- Coltrane, S. (2000). Research on household labor: Modeling and measuring the social embeddedness of routine family work. *Journal of Marriage and the Family*, 62, 4, S. 1208-1233.
- Cooke, L. P. (2007). Persistent policy effects on the division of domestic tasks in reunified Germany. *Journal of Marriage and Family*, 69, 4, S. 930-950.
- Coverman, S. (1985). Explaining husbands' participation in domestic labor. *The Sociological Quarterly*, 26, S. 81-97.
- Cunningham, M. (2007). Influences of women's employment on the gendered division of household labor over the life course: Evidence from a 31-year panel study. *Journal of Family Issues*, 28, 3, S. 422-444.
- Davis, S. N. & Greenstein, T. N. (2013). Why study housework? Cleaning as a window into power in couples. *Journal of Family Theory and Review*, 5, 2, S. 63-71. doi: 10.1111/jftr.12004.
- Dechant, A. & Schulz, F. (2013). Bedingungsszenarien einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung beim Übergang zur Elternschaft in Deutschland. *Comparative Population Studies*, 38, 5.
- Deutsch, F. M., Lussier, J. B. & Servis, L. J. (1993). Husbands at home: Predictors of paternal participation in childcare and housework. *Journal of Personality and Social Psychology*, 65, 6, S. 1154-1166.
- Dribe, M. & Stanfors, M. (2009). Does parenthood strengthen a traditional household division of labor? Evidence from Sweden. *Journal of Marriage and Family*, 71, S. 33-45.
- El Lahga, A. & Moreau, N. (2007). *Would you marry me? The effects of marriage on German couples' allocation of time*. DIW Berlin (SOEPpapers on Multidisciplinary Panel Data Research 12/2007).
- Evertsson, M. (2014). Gender ideology and the sharing of housework and child care in Sweden. *Journal of Family Issues*, 35, 7, S. 927-949.
- Evertsson, M. & Neramo, M. (2004). Dependence within families and the division of labor: Comparing Sweden and the United States. *Journal of Marriage and the Family*, 66, S. 1272-1286.
- Evertsson, M. & Neramo, M. (2006). *Testing the u-curve: The association between women's housework and economic dependency*. New Haven: Yale University, The Centre on Inequalities and the Life Course (CIQLE Working Paper 2006-4).
- Evertsson, M. & Neramo, M. (2007). Changing resources and the division of housework: A longitudinal study of Swedish couples. *European Sociological Review*, 23, 4, S. 455-470.

- Fox, B. (2009). *When couples become parents. The creation of gender in the transition to parenthood*. Toronto & Buffalo: University of Toronto Press.
- Fuß, D. & Keller, S. (2013). *pairfam Quick Guide. Release 4.0*. 15. Mai 2013 (überarbeitet am 07. Oktober 2013).
- Gershuny, J., Bittman, M. & Brice, J. (2005). Exit, voice, and suffering: Do couples adapt to changing employment patterns? *Journal of Marriage and Family*, 67, 3, S. 656-665.
- Gershuny, J., Godwin, M. & Jones, S. (1994). The domestic labor revolution: A process of lagged adaptation? In: Anderson, M., Bechhofer, F. & Gershuny, J. (Hrsg.), *The social and political economy of the household*. Oxford: Oxford University Press, S. 151-197.
- Giesselmann, M. & Windzio, M. (2014). Paneldaten in der Soziologie: Fixed Effects Paradigma und empirische Praxis in Panelregression und Ereignisanalyse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 66, 1, S. 95-113.
- Gjerdingen, D. K. & Center, B. A. (2005). First-time parents' postpartum changes in employment, childcare, and housework responsibilities. *Social Science Research*, 34, 1, S. 103-116.
- Greenstein, T. N. (1996). Husband's participation in domestic labor: Interactive effects of wives' and husbands' gender ideologies. *Journal of Marriage and the Family*, 58, 2, S. 585-595.
- Grunow, D., Schulz, F. & Blossfeld, H.-P. (2007). Was erklärt die Traditionalisierungsprozesse häuslicher Arbeitsteilung im Eheverlauf: soziale Normen oder ökonomische Ressourcen? *Zeitschrift für Soziologie*, 36, 3, S. 162-181.
- Grunow, D., Schulz, F. & Blossfeld, H.-P. (2012). What determines change in the division of housework over the course of marriage? *International Sociology*, 27, 3, S. 289-307.
- Gupta, S. (1999). The effects of transitions in marital status transitions on men's performance of housework. *Journal of Marriage and Family*, 61, 3, S. 700-711.
- Gwozdz, W. (2008). *Die Persistenz der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung im Haushalt. Eine Analyse auf Basis der Zeitbudgeterhebungen des Statistischen Bundesamtes*. Stuttgart-Hohenheim: Universität Hohenheim (Dissertation).
- Gwozdz, W., Hufnagel, R., Seel, B. & Wahrig, L. (2006). Messung der Entwicklung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung mit den Daten der Zeitbudgeterhebungen 1991/92 und 2001/02. *Haushaltswirtschaft und Wissenschaft*, 54, 1, S. 22-58.
- Halaby, C. (2004). Panel models in sociological research. *Annual Review of Sociology*, 30, S. 507-544.
- Hochschild, A. R. & Machung, A. (1989). *The second shift. Working parents and the revolution at home*. London: Piatkus.
- Huinink, J., Brüderl, J., Nauck, B., Walper, S., Castiglioni, L. & Feldhaus, M. (2011). Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam): Conceptual framework and design. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 23, 1, S. 77-100.
- Huinink, J. & Reichart, E. (2008). Der Weg in die traditionelle Arbeitsteilung – eine Einbahnstraße? In: Bien, W. & Marbach, J. H. (Hrsg.), *Familiale Beziehungen, Familienalltag und soziale Netzwerke. Ergebnisse der drei Wellen des Familiensurvey*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 43-79.
- Huinink, J. & Röhlér, H. K. A. (2005). *Liebe und Arbeit in Paarbeziehungen. Zur Erklärung geschlechtstypischer Arbeitsteilung in nichtehelichen und ehelichen Lebensgemeinschaften*. Würzburg: Ergon Verlag.
- Kan, M. Y. (2008). Does gender trump money? Housework hours of husbands and wives in Britain. *Work, Employment and Society*, 22, 1, S. 45-66.
- Kaufmann, J.-C. (1999). *Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit*. Konstanz: UVK.
- Kaufmann, J.-C. (2005). *Schmutzige Wäsche. Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen*. Konstanz: UVK.
- Killewald, A. & Gough, M. (2010). Money isn't everything: Wives' earnings and housework time. *Social Science Research*, 39, 6, S. 987-1003.
- Klaus, D. & Steinbach, A. (2002). Determinanten innerfamiliärer Arbeitsteilung. Eine Betrachtung im Längsschnitt. *Zeitschrift für Familienforschung*, 14, 1, S. 21-43.

- Kühhirt, M. (2012). Childbirth and the long-term division of labour within couples: How do substitution, bargaining power, and norms affect parents' time allocation in West Germany? *European Sociological Review*, 28, 5, S. 565-582.
- Künzler, J. (1994). *Familiale Arbeitsteilung. Die Beteiligung von Männern an der Hausarbeit*. Bielefeld: Kleine.
- Künzler, J. & Walter, W. (2001). Arbeitsteilung in Partnerschaften. Theoretische Ansätze und empirische Befunde. In: Huinink, J., Strohmeier, K. P. & Wagner, M. (Hrsg.), *Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung*. Würzburg: Ergon Verlag, S. 185-218.
- Lundberg, S. & Pollak, R. A. (1996). Bargaining and distribution in marriage. *The Journal of Economic Perspectives*, 10, 4, S. 139-158.
- Nauck, B., Brüderl, J., Huinink, J. & Walper, S. (2013). *The German Family Panel (pairfam)*. GESIS Data Archive, Cologne. ZA5678 Data file, Version 4.0.0.
- Neilson, J. & Stanfors, M. (2014). It's about time! Gender, parenthood, and household divisions of labor under different welfare regimes. *Journal of Family Issues*, published online before print. doi: 10.1177/0192513X14522240.
- Notz, G. (1991). *Du bist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann. Die Auswirkungen der Geburt des ersten Kindes auf die Lebens- und Arbeitsplanung von Müttern und Vätern*. Bonn: J. H. W. Dietz.
- Ott, N. (1992). *Intrafamily bargaining and household decisions*. Berlin: Springer.
- Rost, H. & Schneider, N. F. (1994). Familiengründung und Auswirkungen der Elternschaft. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 2, S. 34-57.
- Sanchez, L. & Thomson, E. (1997). Becoming mothers and fathers. Parenthood, gender, and the division of labor. *Gender and Society*, 11, 6, S. 747-772.
- Schneewind, K. A., Vaskovics, L. A., Gotzler, P., Hofmann, B., Rost, H., Schlehlein, B., Sierwald, W. & Weiß, J. (1996). *Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch. Endbericht*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schober, P. S. (2013a). Maternal labor market return and domestic work after childbirth in Britain and Germany. *Community, Work and Family*, 16, 3, S. 307-326.
- Schober, P. S. (2013b). The parenthood effect on gender inequality: Explaining the change in paid and domestic work when British couples become parents. *European Sociological Review*, 29, 1, S. 74-85.
- Schulz, F. (2010). *Verbundene Lebensläufe. Partnerwahl und Arbeitsteilung zwischen neuen Ressourcenverhältnissen und traditionellen Geschlechterrollen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schulz, F. & Blossfeld, H.-P. (2006). Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf. Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58, 1, S. 23-49.
- Schulz, F. & Rost, H. (2012). Hausarbeitsteilung und Erwerbsunterbrechung von Müttern unter den Bedingungen des neuen Elterngeldgesetzes. Erste empirische Befunde aus Bayern. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 24, 1, S. 27-45.
- Shelton, A. & John, D. (1996). The division of household labor. *Annual Review of Sociology*, 22, S. 299-322.
- Stauder, J. (2002). *Eheliche Arbeitsteilung und Ehestabilität. Eine Untersuchung mit den Daten der Mannheimer Scheidungsstudie 1996 unter Verwendung ereignisanalytischer Verfahren*. Würzburg: Ergon Verlag.
- Sullivan, O. (2011). An end to gender display through the performance of housework? A review and re-assessment of the quantitative literature using insights from the qualitative literature. *Journal of Family Theory & Review*, 3, 1, S. 1-13.
- van Berkel, M. & de Graaf, N. D. (1999). By virtue of pleasantness? Housework and the effects of education revisited. *Sociology*, 33, 4, S. 785-808.
- Wengler, A., Trappe, H. & Schmitt, C. (2009). Alles wie gehabt? Zur Aufteilung von Hausarbeit und Elternaufgaben in Partnerschaften. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 34, S. 57-78.

West, C. & Zimmerman, D. (1987). Doing gender. *Gender and Society*, 1, 2, S. 125-151.

Wiesmann, S. (2010). *24/7 negotiation in couples' transition to parenthood*. Utrecht: ICS.

Eingereicht am/Submitted on: 01.04.2014

Angenommen am/Accepted on: 21.07.2014

Anschriften der Autorin und der Autoren/Addresses of the authors:

Anna Dechant, Diplom-Soziologin (Korrespondenzautorin/Corresponding author)

Harald Rost, Diplom-Soziologe

Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg

Heinrichsdamm 4

96047 Bamberg

Deutschland/Germany

E-Mail: anna.dechant@ifb.uni-bamberg.de

harald.rost@ifb.uni-bamberg.de

Dr. Florian Schulz

Universität Erlangen-Nürnberg

Zentrale Universitätsverwaltung

Halbmondstraße 6-8

91054 Erlangen

Deutschland/Germany

E-Mail: florian.schulz@fau.de

Swantje Reimann & Dorothee Alfermann

Zum Einfluss der Elternschaft auf die Karriereorientierung von Ärztinnen. Eine Fallrekonstruktion

Parenthood as a turning point in the career orientation of women doctors

Zusammenfassung

Ziel: Anhand einer detaillierten Fallbeschreibung werden karriereförderliche- und hinderliche Bedingungen auf subjektiver und Paarebene rekonstruiert, denen Ärztinnen durch das kritische Lebensereignis Elternschaft ausgesetzt werden können. Um Aussagen struktureller Art treffen zu können, werden diesem Paar weitere Paare in minimalem und maximalem Kontrast dazugestellt, die in einem längsschnittlichen Design über vier bis sechs Jahre mindestens drei Mal interviewt wurden. Ergebnisse: Trotz egalitärer Rollenvorstellungen der Paare vor einer Schwangerschaft kann es zu Traditionalisierungseffekten durch den Übergang in eine Triade kommen, wobei Sozialisationserfahrungen aus der Ursprungsfamilie bedeutsam sind. Konflikte entstehen dann, wenn die Lebensbereiche Beruf und Familie für karriereorientierte Ärztinnen durch eine Elternschaft nicht an Bedeutung verlieren, sondern sie beides gleichzeitig wollen. Die damit verbundenen Anforderungen einlösen zu können, erfordert gerade auf Seiten der Frau ein hohes Maß an Organisation und Arrangement. Diskussion: Neben arbeitsstrukturellen und -organisatorischen Bedingungen und Strukturgebern, müssen individuelle Bedarfe der Ärztinnen in den Blick genommen werden, um beide Lebensbereiche zufriedenstellend ausfüllen zu können.

Schlagwörter: Doppelkarrierepaare, Ärztinnen, Karriereorientierung, Elternschaft

Abstract

Aim: In order to find conditions that may promote or constrain the career of women doctors, we conducted longitudinal interviews with dual-career couples over a period of four to six years. Based on content analysis, we identified one couple for detailed analysis. For minimally and maximally contrasting these couples, we complemented our analysis by including additional couples for gaining more structured insights. Results: Despite egalitarian role concepts prior to pregnancy, it is through the transition into a triad that effects of traditionalism emerge for which, in turn, socialization effects from the family of origin are meaningful. Conflicts do arise when both the areas of professional and family life do not lose their relevance after entering parenthood. It requires a high degree of management for getting things organized, especially on the part of the women. Discussion: In addition to important structural and organizational working conditions that serve as important providers of structure, individual needs of women doctors have to be taken into account for enabling women doctors to perform satisfactorily in both areas of life.

Key words: dual career couples, women doctors, career orientation, parenthood

1. Einleitung

Die Zahl der Studienanfängerinnen der Humanmedizin in Deutschland übersteigt mit 67% mittlerweile deutlich die der Studienanfänger; auch die Geschlechterrelation in den Studienabschlüssen der Medizin fällt mit 65% inzwischen zu Gunsten der Frauen aus (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz, GWK 2013; Statistisches Bundesamt 2012, 2014). Der Anteil der Ärztinnen an Führungspositionen in Deutschland ist dem gegenüber vergleichsweise gering, so steigen nur ca. 13% der berufstätigen Ärztinnen auch in höhere und höchste Leitungspositionen im klinischen Bereich auf (Hohner et al. 2005) und der Anteil der Ärztinnen an Professuren (C/W- und Juniorprofessuren) liegt bei nur knapp 20% (GWK 2013). Trotz der Tendenz einer abnehmenden horizontalen Strukturierung, besteht eine vertikale Segregation auch weiterhin, wobei mit steigender Karrierestufe auch der Männeranteil steigt. Dieses Phänomen existiert nicht nur in der Medizin, sondern auch in anderen Berufsbereichen (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung 2013) und wird metaphorisch als „gläserne Decke“ (u.a. Ochsenfeld 2012) bezeichnet. So zeigt sich typischerweise im Verlauf der beruflichen Entwicklung ein scherenartiges Muster der Geschlechter (Abele 2006): Frauen bleiben, trotz zunächst bester Voraussetzungen durch Ausbildung und Motivation, im Berufserfolg, gemessen an Status und Einkommen, hinter den Männern zurück.

Während die quantitativen Daten ein scheinbar eindeutiges Bild der vertikalen Strukturierung bieten, sind die Ursachen dafür weniger eindeutig zu verorten. Es können z.B. strukturelle Bedingungen der Arbeitswelt eine Rolle spielen, soziale Rollenerwartungen an die Geschlechter, oder auch individuelle Lebensentscheidungen von Frauen und Männern bedeutsam sein. So kann es in den Arbeitsarrangements von Partnerschaften gerade nach der Geburt der Kinder zu „Traditionalisierungseffekten“ (Kortendiek 2004: 388) kommen, die sich auf verinnerlichte Geschlechterrollenkonzepte bezüglich der Familienarbeit beziehen. Diese können sich dann bspw. in der Tendenz der Frauen äußern, sich aus dem Beruf zu Gunsten der Sorgearbeit für die Familie zurückzuziehen, während die Partner nur noch unterstützende Arbeiten ausüben (siehe Fthenakis et al. 2002). Damit korrespondieren bestimmte verinnerlichte „Mütter-/Väterbilder“ beispielsweise in Form einer Naturalisierung der Mutterrolle (Rothe et al. 2013) unter Ausblendung der sozialen Bedingungsgefüge und Beeinflussungen, die in einer Re-Traditionalisierung vormals egalitärer partnerschaftlicher Arrangements ihren Ausdruck erfahren können.

Das Ziel der vorliegenden Untersuchung ist die Rekonstruktion förderlicher und hinderlicher Bedingungen für die Karriereverläufe von Ärztinnen auf Seiten der Partnerschaft und des Paararrangements in der Übergangsphase des Paares zu einer Triade. Wir vermuten hier sensible Übergangszonen, in denen Selbstbilder durch die Auseinandersetzung mit einer neuen Rolle als Entwicklungsaufgabe des Paares justiert werden. Um diese Fragestellung zu den spezifischen Bedingungen auf Seiten der Partnerschaft und der beruflichen Orientierung erfolgreicher Karriereverläufe von Ärztinnen rekonstruieren zu können, orientieren wir uns in der folgenden Darstellung verschiedener Befunde an zwei Hauptthemen, die unseres Erachtens zum Verständnis beitragen: Zum einen fokussieren wir auf strukturelle Bedingungen von Karrieren bei Ärztinnen. Daran anknüpfend richten wir den Blick auf empirische und theoretische Überlegungen zu Einflüssen sozialer und psychologischer Variablen auf das berufliche Selbstverständnis und die Karriereentwick-

lung von Ärztinnen; hier interessiert uns insbesondere das biographische Ereignis Elternschaft. Im Anschluss an eine Übersicht zu unserer Untersuchungsgruppe und den hier verwendeten Analysemethoden zeichnen wir anhand eigener Interviews mit Ärztinnen und deren Partner_innen¹ nach, welche Bedeutung diesem Ereignis zukommen und welche Wirkung die innerfamiliäre Bewältigung (als Anpassungsleistung) dieses Ereignisses auf die beruflichen Karriereverläufe der Ärztinnen zeitigen kann. Dazu rekonstruieren wir anhand eines Fallvergleichs Bedingungen, die Ärztinnen im Verfolgen einer beruflichen Karriere seitens der Paarstruktur und Paardynamik dabei unterstützen bzw. behindern können. In der vorliegenden Arbeit werden Ergebnisse aus der Längsschnittstudie „Karriereverläufe und Karrierebrüche bei Ärztinnen während der fachärztlichen Weiterbildung (KarMed)“² vorgestellt, die den spezifischen Raum der Paararrangements fokussieren. Damit kann diese Untersuchung einen Beitrag zum Verständnis von (veränderlichen) Arrangements in Partnerschaften mit einem hohen Bildungsstatus leisten. Ein Spezifikum dieser Studie ist die Auswahl der Stichprobe, da Ärztinnen und ihre Partner_innen im Längsschnitt untersucht wurden. Im Rahmen eines gleichstellungspolitischen und gendergerechten Anspruchs ist die Entwicklung der Geschlechterrelation gerade im Medizinstudium und der medizinischen Tätigkeit ein wissenschaftlich und politisch hoch interessantes Forschungsterrain, um verstehen zu können, was Frauen in der Verfolgung ihrer medizinischen Karrieren behindert bzw. fördert.

2. Forschungsstand und theoretische Überlegungen

In einer Längsschnittstudie an Erlanger Absolvent_innen der Medizin findet Abele (2006) keine Unterschiede im Berufserfolg zwischen Frauen ohne Kinder und Männern, wohl aber gravierende Unterschiede von Frauen mit Kindern im Vergleich zu Männern inkl. Vätern, wobei sie Elternschaft als ein Erfolgshindernis für Ärztinnen ausmacht im Gegensatz zu Ärzten, bei denen Elternschaft als Erfolgsfaktor wirkt (Abele 2006: 21). Diese charakteristischen Unterschiede zeigen auch die Ergebnisse einer Studie zu Bedingungen der fachärztlichen Weiterbildung, wonach Ärztinnen mit Kind(ern) diese später beginnen als Ärztinnen ohne Kind(er), jedoch Ärzte mit Kind(ern) ihre Weiterbildung eher beginnen als ohne Kind(er) (van den Bussche et al. 2013). Die Geburt eines Kindes sowie die nachfolgenden Aufgaben der Betreuung und Fürsorge werden immer noch zu großen Teilen von Frauen wahrgenommen, was mit der Bereitschaft zur Arbeitszeitreduktion ein-

1 Die Verwendung des linguistischen Gender_Gap soll in Abgrenzung zum Binnen_I verdeutlichen, dass hiermit alle sozialen Geschlechter gemeint sind.

2 Im Rahmen der KarMed-Studie wurden zwei methodische Perspektiven umgesetzt: Zum einen wurden durch die Forschungsgruppe am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE) längsschnittlich quantitative Aspekte von Karriereverläufen an einer Grundgesamtheit von Ärzt_innen in Weiterbildung erfasst. Zum anderen wurden anhand von fokussierten Interviews und Gruppendiskussionen über einen Längsschnitt von vier Erhebungszeitpunkten individuelle und kollektive Orientierungen von Ärzt_innen bezüglich des Verlaufs von Berufswegen mittels des qualitativen Ansatzes durch die Forschungsgruppe der Universität Leipzig rekonstruiert. Gefördert wurde dieses Projekt durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) und den Europäischen Sozialfonds (ESF) für eine Laufzeit von 2008 bis 2014 mit den Förderkennzeichen: 01FP1241, 01FP1242, 01FP1243, 01FP1244.

hergeht. So sind Ärztinnen häufiger als Ärzte in Teilzeitbeschäftigung tätig (z.B. Abele 2006; Buddeberg-Fischer et al. 2008; Stiller/Busse 2008) oder wünschen sich dies für die Zukunft (Gedrose et al. 2012). Eine Teilzeittätigkeit vermindert jedoch deren Berufserfolg, da eine Karriere, nicht nur im medizinischen Feld, immer noch mit Vollzeitbeschäftigung und Kontinuität in der Tätigkeit assoziiert und daran gebunden wird. Sofern Arbeitszeit jedoch nicht reduziert wird, weisen Mütter mit Vollzeitbeschäftigung zwar eine ähnlich ambitionierte Berufsentwicklung auf wie Frauen ohne Kinder und wie Männer (Ochsenfeld 2012), dennoch arbeiten sie durchschnittlich ca. 12 Stunden pro Woche weniger als karriereorientierte Ärzte (Hohner et al. 2003: 68), wenn der Umfang der Überstunden in einer Vollzeitbeschäftigung betrachtet wird.

Geschlechterunterschiede findet Abele (2006) auch in den beruflichen Orientierungen: So sind Männer stärker als Frauen an „Karriere“ orientiert, während Frauen eine „Balance“ (zwischen Beruf und Privatleben) präferierten. In einer Untersuchung der Arbeitsgruppe um Hoff und Hohner (dazu u.a. Hohner et al. 2003; Dettmer et al. 2003; Hoff et al. 2005) zeigten sich diese Geschlechterunterschiede dann auch in den medizinischen Berufsverläufen. Dabei wird der klassische und *kontinuierliche Aufstieg* in der medizinischen Hierarchie von weitaus mehr Medizinern beschritten und auch antizipiert als von Medizinerinnen (35% zu 13%; Hohner et al. 2003: 68). Ebenso signifikant unterscheidet sich die Kinderanzahl der „Aufsteigenden“, denn die Männer haben durchschnittlich 1,9 Kinder, wohingegen die Frauen im Durchschnitt 0,8 Kinder haben (ebd.). In einem Verlaufsmuster, das durch zwei *kontinuierliche Phasen* (erst Klinik, dann Niederlassung), aber *ohne Aufstieg* gekennzeichnet ist, sind mehr Ärztinnen als Ärzte vertreten, während das Muster *Kontinuität in einer Institution ohne Aufstieg* von Frauen und Männern gleichermaßen gelebt wird.

In den Bedingungen Elternschaft, Teilzeittätigkeit und berufliche Orientierung kommen nicht nur bestimmte arbeitsstrukturelle Rahmen zum Ausdruck, es sind darin auch implizite gesellschaftliche Normen und Erwartungen an deren Umsetzung in Form von Geschlechterrollenkonzepten und Arbeitsarrangements in Partnerschaften eingelassen. Neben arbeitsstrukturellen Mechanismen zur Absicherung der „gläsernen Decke“ weisen diese Normen auf Bedingungen hin, die sich in Paararrangements in Form bestimmter Rollenzuweisungen finden (als soziale und psychologische Bedingungen, siehe Sieverding 2006; Dechant/Schulz 2013). Eine besondere Rolle bei der beruflichen Entwicklung von Frauen kommt somit auch der Partnerschaft zu, wobei die Unterstützung und das Engagement für die berufliche Karriere der Frau und die familiäre Arbeitsteilung wichtige Einflussfaktoren darstellen (Abele/Spurk 2011; Walther/Lukoschat 2008; Dechant/Schulz 2013). Da akademisch gebildete Frauen häufiger in bildungshomogenen Partnerschaften leben als akademisch gebildete Männer (Rusconi/Solga 2007), erfahren sie durch ihre meist vollzeittätigen Partner weniger Unterstützung hinsichtlich Familiensorge und Hausarbeit (Hohner et al. 2003). Dabei kann gerade „bedeutsamen Lebensereignissen“ (siehe u.a. Filipp 2007) im Lebensverlauf eine kritische Rolle zukommen, auch wenn sie als normative Ereignisse auftreten, so z.B. die Geburt des ersten Kindes. Kritisch aus dem Grund, da solcherart Lebensereignisse Anpassungsleistungen für das Paar erforderlich machen, sich auch als Triade mit je spezifischen Geschlechterrollen so zu arrangieren, dass Lebens- und Berufsverläufe selbstbildstabilisierende Kohärenzen aufweisen (Filipp 2007; Filipp/Mayer 2005). Wimbauer (2012; siehe auch Henninger et al. 2007) zeigt an-

hand von Interviews mit Doppelkarrierepaaren, die hoch berufsorientiert sind, eine partnerschaftliche Lebensführung und gleichberechtigte Teilhabe am Erwerbsleben und an Kinderbetreuung wünschen, dass das egalitäre Modell nur selten gelingt. Dort berichten die Partner über ihre Sorge, dass sich ein stärkeres Familienengagement negativ auf ihre Berufschancen auswirken könne. Trotz egalitärer Diskurse bezüglich Hausarbeit und Familiensorge vor der Geburt von Kindern lösen sich diese meist in tradierte Familienarbeitsverteilungen auf, wobei die zugeschriebenen Rollen, als *doing gender*, als ausschlaggebend für diese Traditionalisierungsprozesse herausgestellt werden. Dauerhafte egalitäre partnerschaftliche Modelle werden nach dem Egalitarian-Values-Modell (van Berkel/de Graaf 1999) eher bei bildungshomogenen Paaren mit hoher Bildung erwartet (Dechant/Schulz 2013), was bedeutet, dass auch nach der Geburt des ersten Kindes egalitäre Einstellungen in der Partnerschaft umgesetzt werden und nicht nur Lippenbekennnisse sind. In der Untersuchung bildungsgleicher Paare von Dechant/Schulz (2013) konnte ein solches Bedingungszenario des egalitären partnerschaftlichen Arbeitsarrangements auch nach der Geburt des ersten Kindes rekonstruiert werden. Weitere Untersuchungen zeigen, dass die Aufteilung der Elternaufgaben bei jungen aber auch bei älteren Personen deutlich durch Rollenvorstellungen determiniert werden, auch unabhängig anderer soziodemographischer Variablen (Wengler et al. 2008). Sofern es eine egalitäre Einstellung bezüglich der Aufteilung bestimmter Familienaufgaben gibt, werden diese auch gleichmäßig auf beide Partner_innen verteilt; ist dies nicht der Fall, tragen die Frauen den Großteil der Elternaufgaben.

Sieverdings These (u.a. 1990), wonach neben solchen sozialen Barrieren psychologische Einstellungen und Selbstkonzepte seitens der Frauen einen die Karriere behindernden Einfluss haben, korrespondiert mit diesen Befunden. Einen zentralen Aspekt bildet dabei das berufliche Selbstkonzept, welches durch Attributionen (und hier so genannten „Potentialfehleinschätzungen“, ibd.) ebenso mitbestimmt wird und damit der Möglichkeit Raum gibt, entweder eine Karriere verfolgen zu wollen oder dies nicht in die berufliche Planung einzubeziehen. Diese beruflichen Selbstbeurteilungen durch die Frauen könnten, so unsere These, dann auch die Unterscheidung zwischen verschiedenen Orientierungen, bezogen auf die berufliche Tätigkeit, markieren. Wir nehmen in vorliegender Arbeit an, dass es neben Gemeinsamkeiten auch grundlegende Unterschiede zwischen Ärztinnen gibt, die aktiv eine Karriere verfolgen („Aufstiegsorientierung“, siehe oben) und Ärztinnen, die dies nicht tun.

Für die nachfolgende Analyse fassen wir unsere Thesen folgendermaßen zusammen: Wir erwarten in unserem Sample von Ärztinnen mit einem hohen Bildungsgrad, dass sie sich a) aufgrund ihrer verschiedenen beruflichen Selbstkonzepte hinsichtlich einer Karriereorientierung unterscheiden. In der Gruppe der karriereorientierten Ärztinnen vermuten wir b), dass das Ereignis Elternschaft, auch in seinem Nichteintreten, und dessen Handhabung in der Partnerschaft Auswirkungen auf die Karrieremotive der Ärztinnen zeigt. Wir zeigen anhand einer Fallrekonstruktion, wie c) diese Auswirkungen in der Paardynamik ausgehandelt und gehandhabt werden, welche Arrangements wir finden und in einem letzten Schritt d), welches Bedingungsgefüge am ehesten die Karriere einer Ärztin fördert. Hier sind vor allem erlebte Diskrepanzen zwischen beruflicher Realität in Form strukturierender Bedingungen, beruflichem Selbstbild und geschlechtsrollenbezogenem Selbstkonzept von Bedeutung, die in Einklang mit den Herausforderungen der familialen und

beruflichen Struktur zu bringen sind. Anhand einer biographischen Fallrekonstruktion (siehe u.a. Rosenthal 1995, 2001; Rosenthal/Fischer-Rosenthal 2000; Schütze 1983) und einer davon minimalen und maximalen Kontrastierung zeigen wir, wie das Thema Elternschaft in seinen Bedeutungshorizonten in einer Partnerschaft und in der beruflichen Orientierung und Entwicklung der Ärztin gerahmt werden kann.

3. Methode

Untersuchungsdesign und Sample

Die hier vorgestellten Ergebnisse gehen aus einer längsschnittlichen qualitativen Interviewstudie mit Paaren hervor, in denen die Frau als Ärztin arbeitet und deren Partner_in³ ebenfalls berufstätig ist (im weiteren Sinne verstanden als *dual career couples, DCC*⁴). Dieses Untersuchungsdesign greift somit methodisch und inhaltlich eine bestehende Lücke auf, die für das Verstehen der Karriereentwicklung speziell von Frauen in der Profession Medizin von Bedeutung ist. Das übergeordnete Interesse des Forschungsprojekts konzentriert sich auf die subjektiv gedeuteten förderlichen und hemmenden Bedingungen und Einflüsse auf *Karriereverläufe* von Ärztinnen während der fachärztlichen Weiterbildung und der beruflichen Tätigkeit als tertiäre Sozialisationsphase. Die Forschungsfrage beinhaltet somit explizit einen Entwicklungsaspekt, der durch ein längsschnittliches Untersuchungsdesign aufgenommen wird. Neben retrospektiven Deutungen wichtiger Einflüsse auf eine berufliche und/oder Karriereorientierung – dem „Erlebten Leben“ als Vergangenheitsperspektive (siehe Rosenthal 1995, 2002) – können so auch die situativen Aspekte von Aushandlungsprozessen – dem „Erzählten Leben“ als Gegenwartsperspektive (siehe ibd.) – betrachtet und in ihrer zeitlichen und entwicklungsbedingten Verflochtenheit miteinander in Beziehung gesetzt werden. Über einen Zeitraum von fünf Jahren (2008-2013) haben wir in einem Abstand von zwölf bis 18 Monaten insgesamt je vier fokussierte Interviews mit Ärztinnen und getrennt davon mit ihren Partner_innen geführt⁵.

3 Eine Ärztin in dieser Gruppe lebt mit einer Frau in Partnerschaft zusammen.

4 „Als Doppelkarrierepaare werden jene Paare bezeichnet, bei denen beide Partner hochqualifiziert sind und eigene Berufslaufbahnvorstellungen verfolgen, ohne auf Kinder und ein erfülltes Familienleben verzichten zu wollen. Sie grenzen sich u.a. dadurch gegen Doppelverdiener-Paare (*double earner couples*) ab, dass sie Arbeit als sinnstiftenden Bestandteil ihrer persönlichen Identität sehen und nicht nur als Möglichkeit des Geldverdienens und wirtschaftlichen Faktor“ (Tunnat 2005: 1). Wir modifizieren diese Definition für unser Sample dahingehend, dass wir jene Paare als DCC bezeichnen, in denen die Ärztin eine Karriere verfolgt und ihr/e Partner_in ebenso akademisch gebildet ist, und somit gleichfalls eine Karriere verfolgen könnte.

5 Einschlusskriterien für Paare: Die Frau arbeitet als Ärztin, ihr/e Partner_in ist ebenfalls erwerbstätig, entweder als Arzt, Ärztin oder in einem anderen Beruf, und eine feste Beziehung besteht seit mindestens drei Jahren. Innerhalb dieser Kriterien wurden sowohl Paare mit als auch ohne Kind(er) und mit bzw. ohne Facharztabschluss rekrutiert. Die Rekrutierung erfolgte über *purposive sampling* (Glaser/Strauss 1998), gezielte Ansprachen, Anschreiben und das Schneeballprinzip. Als Kontrastierung dazu haben wir auch drei Ärztinnen in unser Sample aufgenommen, die nicht in einer Partnerschaft leben.

Zum ersten Zeitpunkt (DCC I) haben wir insgesamt 50 Einzelinterviews mit Ärztinnen und, wenn möglich, ihren jeweiligen Partner_innen geführt (27 Ärztinnen und 23 Partner_innen). Zum vierten Erhebungszeitpunkt waren noch 29 Personen (davon 17 Ärztinnen) zu einem Interview bereit⁶.

Nach einer kurzen Beschreibung des Forschungsvorhabens sowie der Methode wurde die Ärztin und getrennt davon ihr/e Partner_in zu Beginn des ersten Interviews gebeten, über einen „gewöhnlichen“ Arbeitstag zu erzählen, um narrative Anteile und individuelle Schwerpunktsetzungen in den Erzählungen zu ermöglichen. Immanente Fragen z.B. zu spezifischen Arbeitsaufgaben und Lebensumständen wurden am Ende eines jeweiligen Erzählabschnittes gestellt, während exmanente Fragen am Ende des Interviews gestellt wurden. Der Fokus des zweiten Interviews zielte auf Veränderungen und Kontinuitäten im beruflichen und privaten Bereich seit dem letzten Interview⁷, auf biographische Aspekte sowie die Entscheidung, den Beruf der Medizinerin gewählt zu haben⁸. Der Eingangsstimulus des dritten Interviews bezog sich, wie im vergangenen, auf berufliche und private Veränderungen bzw. Kontinuitäten und der jeweiligen individuellen Bewertung. Dieses Vorgehen wurde auch im vierten Interview beibehalten, woran sich am Ende eine Bilanzierungsfrage hinsichtlich beruflicher und privater Dis-/Kontinuitäten sowie der jeweiligen Bewertung anschloss, die sich auf den gesamten Zeitraum des Studienverlaufs bezog. Trotz der fokussierten Eingangsstimuli wurde den narrativen Anteilen große Bedeutung beigemessen, so dass diese in allen Interviews hoch sind⁹.

Analyse und Fallauswahl

Grundlegend für unsere Forschungsperspektive ist die Annahme einer wechselseitigen Bezugnahme von Individuum und Gesellschaft (u.a. Keupp 2001; Mead 1973[1934]; Rosenthal 1995). In einer mikrosoziologischen Rekonstruktion von Handlungen gehen wir

-
- 6 Die Absage, an einem weiteren Interview teilnehmen zu wollen, lässt sich strukturell zum einen aus dem organisatorischen Aufwand heraus verstehen, da gerade die medizinische Tätigkeit die Handhabbarkeit und Verfügbarkeit privater Zeit oft erheblich einschränkt. Andererseits könnte auch das fehlende Interesse an der Thematik ein Hinderungsgrund für die Teilnahme sein. Ebenso sind Vorbehalte gegenüber der Methode eines narrativen Interviews, welches eigene Erzählimpulse und -weisen voraussetzt sowie das Vertrauen der Interviewpartner_innen denkbar, über ihre beruflichen und privaten Erfahrungen auch offen sprechen zu können. Daneben gibt es bekannte Faktoren, die das Ausscheiden aus der Studie begründeten: So haben sich zwei Paare getrennt und der jeweilige Partner hat sich geweigert, weiterhin an der Studie teilzunehmen; bei einem Paar ist der Partner ein Jahr nach Studienbeginn verstorben. Da die betroffenen Ärztinnen betonten, auch weiterhin an der Studie teilnehmen zu wollen, wurde ein geplanter Interviewtermin verschoben, wenn er in solcherart Trennungs- und Trauerzeit fiel.
 - 7 Erzählaufforderung zum 2.-4. Interview: „Bitte erzählen Sie mir, was sich seit dem letzten Interview am (Datum) bezogen auf Ihre Tätigkeit sowie in Ihrem Privatleben verändert hat und was gleich geblieben ist und wie Sie das jeweils bewerten.“
 - 8 Sofern der/die Partner_in kein/e Mediziner_in ist, wurde er/sie zur eigenen Berufsbiographie befragt; sonst unterschieden sich die Interviews nicht.
 - 9 Die Interviews wurden jeweils durch eine/n Projektmitarbeiter_in durchgeführt und auditiv aufgezeichnet, anschließend vollständig transkribiert und anonymisiert. Die Auswertung erfolgte unterstützend mit dem Programm MaxQDA (Version 2007, 2011).

davon aus, dass berufliche Orientierungen und Konflikte der Aushandlung, im weitesten Sinne verstanden als Vereinbarkeitsprobleme, sowie Prozesse der Anerkennung und das Herstellen von Bedeutung vor allem aus der Auseinandersetzung mit einem „signifikanten Anderen“ (Mead 1973[1934]) hervorgehen, dadurch aufrecht erhalten werden und auch prospektiv Situationen und Erfahrungen strukturieren.

In einer ersten inhaltsanalytischen Auswertung (u.a. Mayring 2010) haben wir unter der Perspektive einer beruflichen Entwicklung und eines Karriereverlaufs die Gruppe der 27 Ärztinnen hinsichtlich des Merkmals der beruflichen Orientierung (karriere- und nichtkarriereorientierte Ärztinnen) unterschieden. Dem Interesse unserer Fragestellung folgend, welche Bedingungsgefüge im Umfeld von Krisenzonen von Karriereverläufen rekonstruiert werden können, haben wir in einem zweiten Schritt Themen zusammengefasst, die die Ärztinnen als Hürden (oder positive Bedingungen) ihrer persönlichen Karriereentwicklung genannt haben. Hier zeigten sich neben arbeitsstrukturellen und -organisatorischen Bedingungen (a.a.O.), dass das Ereignis Elternschaft kritische Situationen und Auseinandersetzungen mit den eigenen beruflichen Selbstkonzepten hervorrufen kann. Da uns die Auseinandersetzung mit diesem biographischen Ereignis nicht nur retrospektiv deutend, sondern besonders in Form des „Erzählten Lebens“ (siehe Rosenthal 1995, 2002) interessierte, suchten wir in einem dritten Analyseschritt karriereorientierte Ärztinnen, die erst während des Interviewzeitraumes mit ihrem ersten Kind schwanger geworden sind. Hier lassen sich unseres Erachtens veränderte (oder gleich gebliebene) Paararrangements nicht nur rückwirkend aus den Erzählungen rekonstruieren, sondern diese auch in einem Vergleich vor und nach der Geburt eines Kindes nachzeichnen. In unserem Sample sind nur eine karriereorientierte Ärztin und ihr Mann in den ersten beiden Interviews kinderlos und erwarten erst zum Zeitpunkt des dritten Interviews ihr erstes Kind. Zum vierten Interviewzeitpunkt leben sie seit knapp einem Jahr mit einer Tochter zusammen. Anhand dieses Paares (Peters¹⁰), so unsere Überlegung, lassen sich Einflüsse durch das Ereignis Elternschaft auf die Entwicklung einer Karriereorientierung, aber auch die Entwicklung der Partnerschaft von einer Dyade zu einer Triade als Ermöglichung von Vereinbarkeit nicht nur anhand der Vergangenheitsperspektive, sondern auch anhand des „Erzählten Lebens“ als Gegenwartsperspektive (siehe Rosenthal 1995, 2002) nachzeichnen. Bei einer biographischen Fallanalyse wird Biographie nicht gleichgesetzt mit der chronologischen Abfolge individueller Lebensereignisse, sondern theoretisch „gefasst als ein *sprachliches Produkt* in Gestalt der narrativen Zuwendung zur eigenen Lebensgeschichte und als ein *soziales Konstrukt*, in dem Individuum und Gesellschaft interagieren. Biografie bildet so einen Schnittpunkt zwischen gesellschaftlich vorgefundenem und handelnd konstituierten Prozessen“ (Schulze 2010: 570 f.). In der hier vorgestellten Fallrekonstruktion (u.a. Schütze 1983; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997) nehmen wir grundlegend an, dass Motive und Orientierungen aus den Deutungen der Sprechenden anhand des Sprechens *über* Konflikte, Aushandlungsprozesse und alltägliche Handlungen rekonstruiert werden können. Dieser Ansatz lässt sich als ein relationaler verstehen, „der

10 Alle in der Analyse verwendeten Namen sind Pseudonyme; alle Daten, die Rückschlüsse auf die Personen ermöglichen würden, wurden mit der Maßgabe verändert, dabei die inhaltlichen Zusammenhänge soweit es geht beizubehalten.

Paarbeziehung und deren Verflechtung und Eingebundenheit in gesellschaftliche Kontexte in den Mittelpunkt rückt“ (Wimbauer 2012: 166).

Komparativ setzen wir der detaillierten Beschreibung dieses Paares Fälle aus der Gruppe der karriereorientierten Ärztinnen hinzu, die sich innerhalb unseres Samples in Bezug auf eine erfolgreiche Karriere und in Bezug auf Elternschaft unterscheiden: Paare, die zum ersten Interview schon Kinder haben bzw. schwanger sind und kinderlose Paare. Die Rekonstruktion anhand einer minimalen und maximalen Kontrastierung ermöglicht Aussagen struktureller Art über den Fall hinaus, der hier eingenommene Zugang zum Material ist ein interpretativer und nimmt „gesellschaftsbezogen den Zugang Einzelner zur sozialen Wirklichkeit und die Herstellung sozialer Wirklichkeit“ (Schulze 2010: 571) in den Blick. Dabei nehmen wir in dem zugrundeliegenden Fallvergleich das Paar- bzw. Familiensystem als „Fall“ an, an dem „latente Sinnstrukturen“ (siehe u.a. Oevermann et al. 1979) dann im Vergleich mit anderen Fällen herausgearbeitet werden können.

Unsere Ergebnisse können keinen Anspruch auf quantitative Repräsentativität erheben, sondern viel eher die quantitativen Befunde in einen Verstehens- und Erklärungszusammenhang setzen. Die Strukturbeschreibung anhand der Fallrekonstruktion soll dem Anspruch an Validität der hier untersuchten und rekonstruierten Bedingungsgefüge in dem ausgewählten Sample genügen.

4. Ergebnisse

Nach der Darstellung der inhaltsanalytischen Auswertung in Bezug auf die beruflichen Orientierungen und der Beschreibung unseres Gesamtsamples, rekonstruieren wir spezifische Paararrangements karriereorientierter Ärztinnen mit und ohne Kind(ern) anhand ausgewählter Fälle.

Berufliche Orientierung

In einer ersten inhaltsanalytischen Kategorienbildung konnten wir erwartungsgemäß zwei Ausformungen der beruflichen Orientierung unterscheiden: eine *Berufungsorientierung ohne Karrieremotiv* und eine *Karriereorientierung*. Karriere verstehen wir dabei in enger Anlehnung an die Deutungen der Ärztinnen als die Kombination wissenschaftlicher Qualifikation und klinischer Expertise sowie dem Erreichen bestimmter leitender Positionen durch proaktives Verhalten (z.B. Bewerbungen auf Stipendien, Bewerbungen auf leitende Positionen, Initiieren von Forschungsprojekten, etc.).

Innerhalb einer *Berufungsorientierung ohne Karrieremotiv* wird der ärztlichen Tätigkeit eine hohe Bedeutsamkeit beigemessen, es wird sich sowohl zeitlich als auch motivational und emotional für diese Tätigkeit verausgabt, andere Interessen, teils auch das eigene physische und psychische Wohl, werden hintan gestellt, private und Familienzeit dafür „geopfert“, man „geht darin auf“. Die medizinische Tätigkeit dient nicht nur der existenziellen Sicherung, sondern stiftet darüber hinaus Sinn in der Suche nach einem kohärenten Lebensstil als Ausdruck von Individualität und Persönlichkeit durch die Arbeit selbst. Dies kann in der Wahl der fachärztlichen Ausrichtung (beispielsweise mit mehr

oder weniger dialogischem Patientenkontakt), aber auch in der Wahl der Arbeitsform (angestellte Tätigkeit im Krankenhaus oder in der Niederlassung bzw. Selbstständigkeit) zum Ausdruck kommen. Dieses Ergebnis ist so unerwartet nicht bei dieser Profession, da die Wahl des medizinischen Berufsfeldes allein schon Ausdruck eines bestimmten Anspruches an Erwerbsarbeit selbst sein kann: Arbeit als geeignete Ausdrucks- und Erlebensform individueller Bedürfnislagen in Erwartung von Kohärenz des Selbstbildes mit der beruflichen Ausformulierung dessen (siehe u.a. Reimann 2013). Somit stellt diese Gruppe eigentlich die Grundgesamtheit unseres Samples dar, da alle interviewten Ärztinnen als beruflich hoch engagiert und -orientiert bezeichnet werden können. Ebenso wäre es im Gegensatz zu dieser Annahme möglich, dass sich nur Ärztinnen zu diesen Interviews bereit erklärt haben, die ein besonders hohes Interesse an ihrem Beruf als auch an kritischen Perspektiven darauf haben, und wir somit keine nicht hoch berufsorientierten Ärztinnen „sehen“ konnten, was die Selektivität des Samplings verdeutlicht und damit die Aussagen limitiert.

Wir ordneten 14 Ärztinnen dieser Orientierung zu, von denen zehn schon als Fachärztinnen, teils in der Klinik (3), teils in der Niederlassung (7) arbeiteten, drei befanden sich noch in ihrer fachärztlichen Weiterbildung in einer Universitätsklinik und eine Ärztin trat gerade ihren Ruhestand an. Acht dieser Ärztinnen haben, zum Teil auch schon erwachsene, Kinder. In unserer Untersuchungsgruppe arbeiteten nur Ärztinnen ohne Kinder oder mit erwachsenen Kindern in Vollzeit, Ärztinnen mit minderjährigen Kindern waren in Teilzeit beschäftigt. Zwei Ärztinnen lebten nicht in einer Partnerschaft, zwei Partner der in Partnerschaften lebenden Ärztinnen wollten nicht an einem Interview teilnehmen. Neun Partner_innen haben eine akademische Ausbildung, davon sind vier ebenfalls Ärzte. In Übereinstimmung mit anderen Befunden (siehe Kapitel 2), finden wir hiermit eine Gruppe von Ärztinnen, die mit einer Berufsorientierung eher an einer Balance als an Karriere orientiert ist und einer Teilzeitbeschäftigung nachgeht, wenn minderjährige Kinder im Haushalt leben. Der berufliche Verlauf ist durch die Kontinuität zweier Phasen gekennzeichnet, so sind sieben Fachärztinnen nach ihrer fachärztlichen Weiterbildung aus der Universitätsklinik in eine Niederlassung gewechselt, was eine mögliche Karriere (Klinik und/oder Forschung) somit ausschließt.

Zusätzlich zu diesen 14 Ärztinnen mit einer Berufsorientierung gibt es vier Ärztinnen, die wir zwar als *berufsorientiert ohne Karrieremotiv* kategorisiert haben, die aber im Verlauf ihrer beruflichen Entwicklung die Position einer Oberärztin einnahmen. Da sie dies jedoch nicht aktiv forciert haben, sondern durch ihren Vorgesetzten diese Position angetragen bekamen, ordneten wir sie der Gruppe der nichtkarriereorientierten Ärztinnen zu. Drei dieser Ärztinnen arbeiteten in einer Art Doppelmodell: zum einen in ihrer oberärztlichen Tätigkeit in Teilzeit an einem Krankenhaus und zum anderen daneben in einer Niederlassung.

Unter Hinzunahme eines aktiven Momentes in der beruflichen Orientierung kann eine davon abgrenzbare Gruppe beschrieben werden: Ärztinnen mit einer hohen *Karriereorientierung*. Parallel zu einer Berufsorientierung existiert die Motivation, eine Karriere aktiv zu verfolgen. Das vordringlichste Unterscheidungsmerkmal besteht demnach in der Aktivierung, die sich aus der Gleichzeitigkeit von wissenschaftlichem und klinischem Interesse speist und neben der Tendenz zur Verausgabung (wie oben) ein starkes Leistungsmotiv aufweist, was sich verschiedentlich zeigen kann, z.B. durch eine Promotion, teil-

weise zweifache Promotionen, Habilitation, teilweise zweifache Facharztweiterbildungen, Forschungstätigkeiten, teils auch im Ausland, Lehrtätigkeiten und Engagement für die Lehre, Zweitstudium neben der Berufsausübung, kontinuierliche Weiterqualifikationen, etc.. Die einzelnen Schritte in der Verfolgung übergeordneter Ziele sind dabei immer mit Aufstieg assoziiert: auf der wissenschaftlich-forschenden Ebene ist dabei der Weg über Promotion – Forschungsgruppenleiterin – Habilitation – eigenes Forschungsgebiet – zur Professur gemeint; auf der klinischen Ebene der Weg von der Fachärztin – Oberärztin – Leitende Oberärztin – stellvertretende Klinikleitung – zur Klinikleitung eingeschlossen. Diese Gruppe haben wir nochmals unterteilt in zwei Ausprägungen, die sich auf den objektiv sichtbaren Erfolg dieser Karriereorientierung beziehen, d.h. wir sehen auf der einen Seite sechs karriereorientierte Ärztinnen, deren Karrieren durch „Brüchigkeit“ gekennzeichnet ist bzw. die durch die Ärztinnen selbst als abgebrochen gewertet werden. Diese sechs Ärztinnen sind promoviert und fünf arbeiten an einer Universitätsklinik. Alle Partner dieser Ärztinnen sind akademisch gebildet, vier davon ebenfalls als Mediziner tätig. In der zweiten Untergruppe dieser karriereorientierten Ärztinnen sehen wir erfolgreiche Karriereverläufe bei drei Ärztinnen. Alle drei Ärztinnen sind promoviert, zwei habilitieren sich und haben am Ende unseres Untersuchungszeitraumes eine Professur inne; eine dieser beiden Ärztinnen bekommt zwei Kinder in diesem Karriereverlauf, wobei diese durch den Ehepartner, der freiberuflich tätig ist, versorgt werden. Die zweite Professorin entscheidet sich gemeinsam mit ihrem Partner dazu, keine Kinder zu bekommen. Die dritte karriereorientierte und damit erfolgreiche Ärztin verfolgt eine klinische Karriere über die Stufen Oberärztin – Leitende Oberärztin – außerplanmäßige Professur – stellvertretende Klinikdirektorin – Chefärztin/Klinikleitung, nachdem ihr einziges Kind in die Schule gekommen ist. Von ihrem Partner, ebenfalls Arzt, aber in Niederlassung tätig, wurde sie in ihrem Karriereverlauf unterstützt.

Biographische Fallrekonstruktion Paar Peters

Zu Beginn unserer Interviews im Jahr 2008 trafen wir ein junges Ärztee Paar in der Phase ihrer fachärztlichen Weiterbildung, beide waren seit ca. 1,5 Jahren berufstätig, Alexandra Peters (Abkürzung: AP) wechselte nach anfänglicher und nur kurzer Tätigkeit in der Chirurgie in die Weiterbildung zur Fachärztin für Allgemeinmedizin sowie Kinder- und Jugendmedizin einer Universitätsklinik, sie arbeitete in einem Rotationssystem zwischen beiden Stationen und war zu 105% beschäftigt. Ihr Mann Thorsten (Abkürzung: TP) wechselte vor ca. sechs Monaten aus der Intensivmedizin in die Weiterbildung zum Facharzt für Kinder- und Jugendheilkunde in ein Landeskrankenhaus. Beide lernten sich zu Beginn ihres Medizinstudiums in einer norddeutschen Großstadt kennen und verbrachten miteinander einen Teil ihres Praktischen Jahres (PJ) im Ausland. Zwei Jahre vor der Approbation begannen sie, mit einem gemeinsamen Thema an ihrer Dissertation zu arbeiten, die sie 2009 abschlossen. Ein Jahr nach Abschluss ihres Studiums, Ende 2007, heirateten sie und als Frau Peters schwanger wurde, zog das Paar aus einer studentischen Wohngemeinschaft in ein Eigenheim. In dieser Phase sprachen wir beide zum dritten Mal und sie hat, wie geplant, noch während ihrer Schwangerschaft ihre erste fachärztliche Prüfung abgelegt. Ihrem Mann stand seine fachärztliche Prüfung auch zum Zeitpunkt unseres vier-

ten Interviews noch bevor. Zu diesem letzten Interview war Frau Peters gerade am Ende ihrer zehnmonatigen Elternzeit, aus der sie unentgeltlich tageweise wieder arbeitete. Als wir ihren Mann zwei Monate später zum vierten Mal interviewten, war sie schon wieder vollzeitberufstätig, während er die beiden letzten Elternzeitmonate zuhause blieb, um die Eingewöhnungsphase der Tochter in der Kinderbetreuungseinrichtung zu übernehmen. Die Unterschiede zwischen Frau und Herrn Peters bezogen auf eine Karriereorientierung werden hier schon deutlich: Während sie zwei fachärztliche Weiterbildungen absolvierte, eine Prüfung schon abgelegt hatte und in einer Universitätsklinik in Vollzeit arbeitete, war er an einem Landeskrankenhaus tätig und auch am Ende unserer Erhebungsphase noch in fachärztlicher Weiterbildung. Sie sind somit zwar auf hohem Niveau bildungshomogam, standen jedoch nicht in gegenseitiger Konkurrenz zueinander, da er als berufsorientiert beschrieben werden kann, ohne jedoch, wie sie, auch eine Karriere verfolgen zu wollen.

Die Entwicklung der beruflichen Orientierung zu einem „*authentischer*“¹¹ Lebensbereich

Frau Peters wuchs mit berufstätigen Eltern auf, wobei die Mutter ihre medizinische Tätigkeit als niedergelassene Augenärztin nach der Geburt der drei Kinder jeweils nur kurz unterbrach. Für Alexandra Peters stellte diese Sozialisationserfahrung schon frühzeitig ein Modell dar, gleichermaßen als Ärztin vollzeittätig und Mutter sein zu können. Konsequenzen aus dieser mehrfachen Beanspruchung beschrieb sie im zweiten Interview rückblickend jedoch vor allem negativ, denn als Kind habe sie ihre Mutter immer erschöpft von der Arbeit erlebt und nur wenig Zeit und vor allem Aufmerksamkeit von ihr bekommen. In Widerspruch zu diesen Erfahrungen auf emotionaler Ebene wählte sie nach einer anfänglich oppositionellen Haltung dem Arztberuf gegenüber ebenfalls das Studium der Medizin aufgrund seiner naturwissenschaftlichen Ausrichtung und des hohen Strukturierungsgrades. Der Widerspruch zwischen emotionalen und kognitiven Aspekten wurde von ihr auch als solcher wahrgenommen, und so löste sie die daraus resultierende Dissonanz auf rationalem Weg: *„Und als Ärzte sind wir beide ganz anders geworden, das find ich sehr spannend. Ä:hm. Weil mein Bestreben dann immer war, ich werde besser als meine Mutter. So. M::: und ich schaffe Sachen schneller als meine Mutter. So und ich beweise der, dass das eben wie sie's gemacht hat, dass das nicht das Non-plus-Ultra is', ja?“* (DCC II AP)¹².

11 Alle Begriffe, die in Zitationszeichen und kursiv gesetzt sind, haben wir den Interviews wörtlich entnommen.

12 In der Transkription sind die Regeln nach Przyborski/Wohlrab-Sahr (2010) angewendet worden: Unterstrichenes wird betont, Fettgedrucktes laut gesprochen. Ein Punkt in einer Klammer zeigt eine Pause von einer Sekunde, Zahlen in Klammern entsprechend längere Pausen an. Das Zeichen @ verweist auf Lachen oder lachend Gesprochenes; das Zeichen ° hingegen auf leises Sprechen, Doppelpunkte (:::) zeigen Wortdehnungen an. Wenn zwischen Worten oder Buchstaben ein Gleichheitszeichen (=) gesetzt steht, bedeutet es eine Wortverschleifung. Zur besseren Lesbarkeit haben wir die Transkriptauszüge vereinfacht dargestellt.

Ihre anfängliche, aber nur kurze chirurgische Tätigkeit verweist auf einen starken Leistungsaspekt, den sie an den Beruf koppelt, und damit ermöglichte dieser ihr auch, sich maximal von der ärztlichen Tätigkeit ihrer Mutter abzugrenzen und bezogen auf die Karriere ihre Mutter „überholen“ zu können. Frau Peters' Interesse an den naturwissenschaftlichen Aspekten der Medizin sowie die Wahl einer zweifachen fachärztlichen Weiterbildung deutet darauf hin, sich besonders über die berufliche Leistung Anerkennung zu sichern: „*ich brauchte d-das so=n bisschen so=ne (.) in dem Punkt bewundert zu werden. Jedenfalls damals als das Studium vorbei war*“ (DCC II AP: 81).

Zusätzlich zu diesem Leistungsaspekt projizierte sie in ihren Beruf aber auch die Erfüllung emotionaler Bedürfnisse, die anfänglich noch unberücksichtigt blieben. Diese, und hier vor allem der Wunsch nach Nähe, Beziehung und Zuwendung, erfüllte sie sich erst durch den Wechsel in den Bereich der Allgemeinmedizin und der Kinder- und Jugendmedizin, und so beschrieb sie ihre Wahl dieser Fachrichtung auch als ein sich „*authentisch fühlen*“, ein „*Ankommen*“ und „*richtig Sein*“ (DCC II AP). Diese Suchbewegungen nach Befriedigung eigener Bedürfnisse *durch* die ärztliche Tätigkeit verweisen auf einen starken identitätsgenerierenden und -stabilisierenden Charakter, der auf die ärztliche Tätigkeit attribuiert wird. Die Zuschreibung individueller Verwirklichung an den Beruf deutet auf eine hohe Berufsorientierung hin; zusätzlich zu dieser Berufsorientierung kann Frau Peters als karriereorientiert beschrieben werden, was an dieser Stelle durch die zweifache fachärztliche Weiterbildung belegt werden kann.

Auch für ihren Partner waren biographische Erfahrungen für die Wahl des Medizinstudiums und der fachärztlichen Spezialisierung bedeutsam. Seinen Vater, als Kraftfahrer mehr unterwegs als zu Hause, nahm er als Sozialisationsinstanz und Rollenvorbild eher durch dessen Abwesenheit wahr. Sofern der Vater zu Hause gewesen ist, erlebte er ihn als emotional abwesend, zudem körperlich aggressiv. Sich für das Medizinstudium und hier speziell für die Intensivmedizin entschieden zu haben, attribuierte er auf die Suche nach einem „*männlichen*“ Fach, nach etwas „*Handhabbaren, Manuellen*“ (DCC I TP). Beide Deutungen waren für sein Geschlechtsrollenselbstkonzept relevant, wobei die Anerkennung durch Kommilitonen und ärztliche Kollegen zusätzlich der Bestätigung dieses Konzeptes diene. Aber auch er erlebte in diesem Bereich den Mangel an individueller Authentizität und Auseinandersetzung mit der eigenen Person. Der Wechsel in die Kinder- und Jugendmedizin wurde jedoch erst nachträglich von ihm positiv konnotiert, denn es war seine Frau, die die Auswirkungen seiner beruflichen Eingebundenheit auf die Partnerschaft besonders stark wahrnahm und eine Veränderung einforderte.

Zu dieser Zeit sah sich das Paar selten und wenn, konnte es den privaten Bereich Liebe und Partnerschaft nicht zufriedenstellend leben, da beide zu erschöpft waren und die zur Verfügung stehende private Zeit zur Regenerierung benötigten: „*Und dann dieses manchmal (.) dann zwar körperlich so zu Hause zu sein, aber irgendwie noch (.) nicht richtig da zu sein auch. Und (.) auch irgendwie angespannt zu sein oder fertig zu sein und der andere möchte eben, dass man mal=n bisschen locker-fluffig dann einfach irgendwas Schönes zusammen macht und es geht aber [schnippst mit den Fingern] gar nicht so schnell umzuschalten irgendwie*“ (DCC I AP: 94).

Diese kritische Situation der Vereinbarkeit von beruflichen und privaten Interessen bewältigte das Paar nur durch die Veränderung auf beruflicher Ebene: Frau Peters begann eine Tätigkeit und Weiterbildung in der Kinder- und Jugendmedizin, ihr Mann wechselte

sein Fach grundlegend von der Intensivmedizin hin zur Kinder- und Jugendmedizin, wobei der Wechsel seines Arbeitsgebietes von seiner Frau als Leistung für die Partnerschaft eingefordert wurde. Im Nachhinein wertete er es als Konsens und Ausdruck eines egalitären Partnerschaftsmodelles, da diese wichtige Entscheidung zur Verbesserung der gemeinsamen Beziehung geführt habe. Sein Arbeitsumfang reduzierte sich nach dem Wechsel der Fachrichtung von 300 auf 180 Arbeitsstunden im Monat, was zu einer Entspannung in der Beziehung führte und auch er erlebte sich seitdem „wieder eher bei“ sich (DCC I TP).

Unter Vereinbarkeitsaspekten und Fragen der partnerschaftlichen Aushandlung beschrieben beide die neue Situation als eine gute Basis, die Autonomie über die Gestaltung des Lebens und Arbeitens wenigstens teilweise zurück erlangt zu haben. Mögliche konservativ-traditionelle Lösungen dieses Vereinbarkeitskonfliktes nicht gewählt zu haben, indem die Frau ihre Arbeitszeit reduziert bzw. den Bereich wechselt, stützt an dieser Stelle die These einer nicht-traditionellen Partnerschaft im klassischen Sinne. Beide Lebensbereiche – berufliche Verwirklichung und partnerschaftliche Zufriedenheit – umzusetzen, war mit starken Interessenskonflikten bezüglich der eigenen Rollen verbunden. Diesen Konflikt im Arbeitsarrangement löste das Paar jedoch mehr umgekehrt traditionell als egalitär, da Frau Peters von ihrem Mann die Reduktion der Arbeitszeit und den Wechsel in einen „beziehungsfreundlicheren“ Bereich einforderte. Ihr Wechsel in die Kinder- und Jugendmedizin, v.a. durch die Mehraufwendung einer zweifachen ärztlichen Spezialisierung, stellte sich langfristig gesehen jedoch vielmehr als eine Erhöhung ihrer beruflichen Anforderungen heraus, woraus sehr deutlich eine hohe Karriereorientierung rekonstruiert werden kann. Selber beschrieb sie sich neben der hohen Berufsorientierung auch als karriereorientiert: Sie strebte nach Abschluss ihrer beiden Facharztprüfungen eine leitende Funktion in der Abteilung an, ihr genügte es nicht, „nur“ als Fachärztin zu arbeiten; anders als ihr Mann, der sich vorstellen konnte, auch nach seiner Facharztprüfung auf dieser Ebene zu arbeiten und seiner zukünftigen Berufsvorstellung keine Aufstiegsziele einschrieb. Gleichwohl sich beide als stark identifiziert mit der beruflichen Tätigkeit erlebten, sind Spannungen einer solchen Identitätsbildung auf der Ebene der Paarbeziehung deutlich nachweisbar in Situationen, in denen berufliche Konzepte und Orientierungen mit den partnerschaftlichen Vorstellungen eines „guten“ Lebens konfrontiert wurden und in Konkurrenz zueinander standen. Herausfordernd und krisenhaft wurden diese verschiedenen Orientierungen dann besonders in der Situation des Überganges von einer Dyade zu einer Triade wahrgenommen. Es kam zu Reibungspunkten bezüglich der Versorgung der Tochter und des Zurückstellens beruflicher Ambitionen.

Von der Dyade zur Triade – „richtiger Paarsprengstoff“

Schon im ersten Interview sprach Frau Peters von dem Wunsch, Kinder zu bekommen und formulierte ihn entlang arbeitsstruktureller und -organisatorischer Eckpunkte, wobei sich ihre Planung vorrangig am beruflichen Fortgang orientierte und sie damit die private der beruflichen Entwicklung unterordnete. Idealerweise wollte sie während der Schwangerschaft ihre erste fachärztliche Prüfung absolvieren, um nach der Elternzeit in die Vollzeitberufstätigkeit zurückzukehren. Beide betonten die Wichtigkeit, ihre berufliche Tätig-

keit nicht zu lang zu unterbrechen und die Elternzeit nicht allein der Mutter zu überlassen. Dass diese Elternzeit jedoch nicht gleichverteilt geplant wurde, sondern Herr Peters nur zwei Monate zu Hause bleiben wollte, spricht an dieser Stelle für eher traditionelle Geschlechtsrollenselbstkonzepte, die durch ein kritisches Lebensereignis (re-)aktualisiert werden können, aber hier auf eine traditionell verstandene Aufteilung.

Doch auch während ihrer zehnmonatigen Elternzeit zeigte sich bei Frau Peters ein starkes Motiv nach beruflicher Anerkennung, und so arbeitete sie unentgeltlich tageweise schon wieder auf der kindermedizinischen Station. Ihr Vorgesetzter erkannte diesen engagierten freiwilligen Dienst jedoch nicht an, sondern warf ihr vor, nur „aus dem off“ (DCC IV AP) zu arbeiten. Anders in ihrer zweiten Beschäftigung: Hier hatte sie viel Kontakt zu den Kolleginnen und Kollegen, die sie auf Grund von Entscheidungsunsicherheiten und der Notwendigkeit einer Absicherung regelmäßig anriefen. Dadurch wurde ihr berufliches Selbstbild auch in der Zeit des „nur Mutter-Seins“ (DCC IV AP) bestätigt und sie erfuhr Anerkennung auch auf der beruflichen Ebene.

Sie selbst beschrieb ihre Elternzeit als durchwachsen von dem Gefühl, zu „verblöden“ (DCC IV AP). In ihren Erzählungen wurde die Konkurrenz zwischen den Motiven der Leistung auf beruflicher Ebene und der Anerkennung in den Nahbeziehungen sehr deutlich und besonders durch die Elternschaft eher noch verstärkt als gemindert: „Ja also, dass so dieses nur Mutter-Sein und lange zu-Hause-Bleiben irgendwie für mich nicht möglich ist. Also so, sondern eher dieses (.) ja, ich brauch diese Arbeit auch. Die macht mir einfach zu sehr Spaß, als dass ich jetzt Woch-, Monate lang ohne die sein möchte. Hm, so. (.) Und dann kommt diese so ZerreiBprobe, einfach zu merken auch: Okay, wie organisier ich's, (.) dass ich dann trotzdem arbeiten gehen kann:n oder ein bisschen arbeiten gehen kann? Und wie ist dann unser Kind betreut? Und, und das ist dann eine Logistik, sag ich immer dazu, wo ich so denke: Oh=Gott=oh=Gott, mir dampft der Kopf. Wer ist wann zu Hause? Wie wird das Kind übergeben? Wer könnte als Alternative sein, wenn irgendein Dienst oder irgendwas sich verrückt und so? Also es, (.) äh, und das hängt so eher an meinen (.) Beinen, weil ich einfach mehr Zeit gerade hab dafür, dieses Ganze zu planen. Und (.) und mein Mann ist glaub ich ziemlich angenervt davon, weil er Vollzeit arbeiten geht, dann gerne eine Zeit (.) f=für uns und auch für, für seine Tochter haben möchte. Und dann diese ganzen (.) Planung nebenher und so, (.) ja. Äh, wo er sagt: Na wenn du nicht arbeiten gehen würdest, dann wär es viel einfacher, wenn du einfach nur Elternzeit machen würdest. Und das gibt so Konflikte die wir früher so extrem nicht hatten. Wo so richtig, so Karriere(.)ideen richtig miteinander anfangen zu kämpfen. (...) Weil das ist, das ist richtig Paarsprengstoff, ja so. Weil da kommen jetzt glaub ich so alte, innere Rollenmodelle, die jeder so mitbringt, wie er das mit seinen Eltern erlebt hat. Kommen so in einem raus (.) und kollidieren dann hier, (.) weil das mit der aktuellen Situation dann doch nicht so geht. Also bei meinem Mann war die Mutter lange zu Hause mit den Kindern, ja. (.) Äh, bei mir war meine Mutter immer arbeiten. (.) Und ich kenne das nicht, eine, eine Mutter die zu Hause ist und ja, das hat auch was Schönes“ (DCC IV AP).

Der „Paarsprengstoff“ entzündete sich in einer Situation, die die unterschiedlichen biographischen Sozialisierungserfahrungen, die damit verbundenen eher impliziten Vorstellungen von Familie und die wiederum darin enthaltenen Geschlechtsrollenselbstkonzepte aktualisierte und somit für beide die Unterschiedlichkeit ihrer Konzepte deutlich aufzeigte. Entgegen der retrospektiven Bewertung ihrer je verschiedenen Erfahrungen in

Bezug auf Kinderversorgung und Arbeitstätigkeit durch ihre Mütter und Väter, überführten sie diese „Mutter“- und „Vaterbilder“ in ihre eigene Familie. So zeigte der Sozialisationsinfluss sehr viel stärkere Auswirkung auf ihr Familienbild und die Paarbeziehung als anfänglich vermutet, als beide davon sprachen, es mit den eigenen Kindern „besser“ machen zu wollen. Durch das bedeutsame Lebensereignis der Elternschaft kollidierten (vorgestellte, antizipierte) Lebenspläne mit der latenten Wirkmächtigkeit der Sozialisation und die Familie wurde zu *dem* „Kristallisationspunkt, an dem ambivalente Beziehungen zwischen Traditionalisierungseffekten und Modernisierungsprozessen von Geschlecht deutlich werden“ (Kortendiek 2004: 388).

Der durch die eigene Elternschaft erlebte erhebliche Einfluss auf die berufliche Orientierung machte Frau Peters die Umdeutung der negativen Erfahrungen mit ihrer berufstätigen Mutter möglich und vor allem notwendig: Sie hob nun die Berufstätigkeit in ihren Vorzügen hervor und verteidigte somit das Motiv der Selbstverwirklichung durch die berufliche Tätigkeit. Dieser radikale Umdeutungsprozess musste an dieser Stelle vollzogen werden, um die kognitive Dissonanz zu reduzieren, trotz der individuellen negativen Erfahrungen mit einer vollberufstätigen Mutter, diesen Berufsweg auch eingeschlagen zu haben. Als Ausdruck ihrer Vorstellungen, es „besser“ als ihre Mutter zu vereinbaren, zeichnete sich die Sorge um eine qualitativ hochwertige Betreuung ihrer Tochter ab, die sie akribisch plante und organisierte: Während des ersten Lebensjahres des Kindes arbeitete Herr Peters noch in Vollzeit und die Tochter wurde an den freiwilligen Arbeitstagen seiner Frau durch deren Mutter versorgt und betreut. Ihre Elternschaft wurde jedoch nicht nur durch die eigenen Eltern unterstützt, sondern Frau Peters arbeitete zusätzlich dazu zwei Babysitter ein, ein dritter befand sich „in Ausbildung“ und das Paar konnte auf einen großen Freundeskreis mit Kindern zurückgreifen. Diese Absicherung schien besonders Frau Peters wichtig und notwendig zu sein, um beide Lebensbereiche vereinbaren zu können, und verdeutlicht dabei aber auch den hohen organisatorischen Aufwand, der vor allem an ihren „Beinen“ verblieb. Der unbefristete Arbeitsvertrag sowie die Möglichkeiten der Absprachen bezüglich Diensten und der Anpassung der Arbeitszeiten an persönliche Bedarfe ermöglichten Frau Peters seitens der Arbeitsstruktur zusätzlich die Parallelität beider Lebensbereiche.

Das Paar Peters zeigte als bildungshomogames Ärztepaar vor der Geburt des ersten Kindes ein egalitäres Arrangement, beide promovierten, beide suchten sich einen Arbeitsbereich, der ihren Neigungen entsprach. Zu einer ersten Krise in der Partnerschaft kam es, als die Auswirkungen der hohen beruflichen Orientierung beider auf ihre Partnerschaft deutlich wurden; diese Krise bewältigten sie jedoch in einem eher umgekehrt-traditionellen als egalitären Modus, da die Ärztin mit einer zweiten fachärztlichen Weiterbildung ihrer Karriereorientierung Ausdruck verlieh, während ihr Partner seinen Fachbereich grundlegend wechselte. Dieses Arrangement ermöglichte ihnen wieder eine zufriedenstellende Partnerschaft, wobei sie hinsichtlich ihrer beruflichen Orientierung unterschiedliche Ausprägungen zeigten, denn er verfolgte aktiv nun keine Karriere mehr. Zu einer erneuten Krise kam es beim Wechsel der Dyade in die Triade, in der traditionelle Geschlechterrollenkonzepte aktualisiert wurden. Beide sahen sich in der neuen Rolle als Mutter und Vater mit eigenen Ansprüchen und biographisch geprägten Mustern, hier vor allem mit einem bestimmten „Mutterbild“, konfrontiert und gerieten an ihre Konzeptgrenzen eines egalitären Partnerschafts- und Familienmodells. Gerade die Auseinandersetzung über die Verteil-

lung der Arbeits- und Familienzeit machte ihnen ihre verschiedenen Stile deutlich, so dass Irritationen und neuartige Haltungen ihres Partners, ihrer Partnerin zu teils heftigen Auseinandersetzungen führten. Diese konfligierenden Haltungen verweisen, wie wir gezeigt haben, auf jeweils unterschiedliche biographische Bedingungen: Herr Peters wünschte sich für seine Tochter eine Mutter, die „*einfach*“ nur zu Hause bleiben kann und nicht während der Elternzeit noch arbeitete, als eine Art „natürliche“ Mutterrolle. Frau Peters hingegen sah sich durch die Konfrontation mit seinem traditionellen Konzept vor eine Erwartung gestellt, die bei ihr auf Widerstand stieß. Gerade der Übergang in eine Triade lockerte das vorher gelebte und als Ausdruck einer modernen Partnerschaft verstandene egalitäre Rollenmodell (siehe Geisler/Oechsle 1996); es zeigt sich, dass diese Egalität prozesshaft zu verstehen und als solche in Familien und vor allem zwischen den Partner_innen hart erkämpft ist. Unbekannte, neue Situationen, und hier vor allem das Ereignis der Elternschaft, stellen dabei besondere Herausforderungen dar, die zu „Traditionalisierungseffekten“ (Kortendiek 2004: 388) als Bewältigungsform führen können. Hier jedoch wurde diese Traditionalisierungsfalle geschickt gehandhabt, nämlich mit traditionellen und umgekehrt traditionellen Mustern gleichzeitig: Frau Peters organisierte allein die Kinderbetreuung während und nach ihrer Elternzeit, dies verblieb an „ihren Beinen“. Dadurch stellte sie jedoch sicher, dass sie ihrer Arbeitstätigkeit und ihrer Karriere nach der Elternzeit in selber Intensität nachgehen konnte, wie es ihren Vorstellungen entsprach. Und sie forderte von ihrem Mann den Wechsel der beruflichen Ausrichtung als Paarleistung ein. Wichtige strukturelle Bedingungen auf privater und beruflicher Ebene (z.B. ein unbefristeter Arbeitsplatz, klare Arbeitszeitregelungen, Freiräume in der Verteilung der Arbeitszeit, doppelte fachärztliche Ausbildung zur Existenzsicherung, privat organisierte Kinderbetreuung) können als Unterstützung gedeutet werden, dieser Traditionalisierungsfalle auch wieder entkommen zu können, diesen Prozess leistete jedoch in diesem Fall hauptsächlich die Frau.

Minimal kontrastierende Fallvergleiche

Ob die mit Elternschaft verbundenen Mehraufwendungen vor allem zeitlicher und organisatorischer Art langfristig Auswirkungen auf die Karriereorientierung der Ärztin zeitigen, kann vor dem Hintergrund dieser Fallrekonstruktion nicht eindeutig beantwortet werden. Gleichwohl zeichnen sich schon Tendenzen von Vereinbarkeitsproblemen ab, die die These des Rückzugs aus der Karriereorientierung (wenigstens zeitweise) stärken, hier z.B. die längere Elternzeit der Ärztin, sowie die Sorge um die Kinderbetreuung fast ausschließlich in ihrer Verantwortung.

Für einen Strukturvergleich ziehen wir aus diesem Grund drei ähnliche Fälle karriereorientierter Ärztinnen aus unserem Sample hinzu, die zum Zeitpunkt des ersten Interviews schon schwanger waren oder mindestens ein Kind und zum letzten Interview mindestens zwei Kinder hatten. Anhand dieser Fälle können wir rekonstruieren, wie karriereorientierte Ärztinnen mit Kind(ern) eine Vereinbarkeit verschiedener Motivlagen vor allem innerpsychisch und in ihren Partnerschaften leisten und die Karriereorientierung als dynamisches Motiv hinter persönlichen Motiven und hinter der beruflichen Orientierung wieder zurück treten kann als Ausdruck eines (re-)traditionellen Arrangements. Die Geburt

des ersten Kindes wurde von diesen Ärztinnen noch nicht als ein die eigene Karriere behinderndes Lebensereignis gewertet: „*das erste Kind ist nicht der Karriereknick, das zweite sehr wohl*“ (DCC III Kerstin Lehmann). In ähnlicher Weise berichtete auch die zweite Ärztin nach der Geburt ihres zweiten Kindes, spätestens jedoch nach der Geburt ihres dritten Kindes von einem „*Kinderleuchten*“ (DCC II Katja Kühn), welches sie dafür verantwortlich machte, der Karriere nicht mehr den Vorzug geben zu *können*, und ihre berufliche Tätigkeit zwar interessant und fordernd, jedoch nicht mehr als sinnstiftend zu erleben. Der Rückzug der Karriereorientierung wurde in beiden Fällen auf den Bedeutungszuwachs des Bereichs Familie zu Ungunsten der hohen beruflichen Identifizierung und Karriereorientierung attribuiert und damit auch naturalisiert („*Den Frauen ist das nicht gegeben*“, DCC II Katja Kühn). Hierbei ist von großer Bedeutung, dass die erlebte Notwendigkeit der Vereinbarung oder auch Entscheidung als eine individuelle gerahmt und gedeutet wurde, was die Verinnerlichung oder „Naturalisierung“ der Mutterrolle (siehe dazu Rothe et al. 2013, 2012) und gesellschaftlicher Normen verdeutlicht. In diesen Fällen waren es gerade die Ärztinnen, die sich vor ihrer ersten Schwangerschaft rückblickend als karriereorientiert beschrieben, wohingegen deren Partner keine karriereorientierten Ambitionen aufwiesen. Es handelte sich retrospektiv (ohne Kinder) um egalitäre Partnerschaftsarrangements, die jedoch nach der Geburt der Kinder traditionelle Tendenzen aufzeigten, die sich vorrangig auf die Fürsorge der Kinder bezogen. Dennoch nahmen die Väter mindestens zwei Monate Elternzeit und maßen der Beziehung zu ihren Kindern eine hohe Bedeutung bei, was dazu nicht im Gegensatz steht. Sie waren nicht die Haupternährer der Familie, sondern unterstützten das berufliche Engagement ihrer Partnerinnen.

Der dritte Fall (Ehepaar Weidestatt) unterscheidet sich von den beiden anderen Fällen hinsichtlich der beruflichen Orientierung des Partners, da hier die Ärztin mit einem Arzt zusammenlebte, der ebenso karriereorientiert war wie sie: Beide promovierten und habilitierten sich, nahmen oberärztliche Positionen ein, immer leicht zeitlich versetzt zu seinen Gunsten. Doch kurz bevor Frau Weidestatt die Bedingungen für eine außerplanmäßige Professur (APL) erfüllte, erhielt ihr Mann einen Ruf auf eine Professur in einer anderen Stadt, was die Familie zu einem Umzug zwang und somit der Ärztin die Gelegenheit auf die angestrebte Position verunmöglichte. Zum vierten Interview befand sie sich mit dem zweiten Kind im Mutterschutz, nachdem sie vorher in Aussicht auf eine leitende Position an der Universitätsklinik, in der ihr Mann die Professur antreten wollte, in eine Niederlassung wechselte. Somit wird sie nach dem Mutterschutz das erste Mal arbeitslos sein und bei Neuantritt einer Stelle als Fachärztin wieder beginnen müssen, die Voraussetzungen für eine APL zu erfüllen. Besonders ist dieser Fall zusätzlich, da innerhalb der Partnerschaft eine Abwertung der beruflichen Leistung der Ärztin rekonstruiert werden konnte, wie sie in Form von Diskriminierung weiblicher Karrieren für das medizinische System strukturell typisch zu sein scheint: „*Ich muss gestehen [seufzt leise], das fördert nicht den Gedanken der Gleichberechtigung, aber ich würd gerne zwei Monate mit denen zusammen machen* (Elternzeitverteilung, Anm. der Autorinnen), *aber ich würde nicht, fifty-fifty wäre mir persönlich zu lange weg von der Arbeit als Oberarzt nicht, also ich weiß nicht, da würde ich dann irgendwo sagen, gerne Familie, aber irgendwo ist auch Schluss, weil Karriere für mich auch wichtig ist. Wobei ich weiß natürlich, meine Frau sagt auch, Karriere sei ihr genauso wichtig und sie fänd's unfair, das dürft ich jetzt so in ihrer Gegenwart nicht sagen. Weil sie sagt natürlich, hey, wir sind gleichberechtigt was Karriere an-*

geht und sie habilitiert sich doch jetzt auch, und das darf ich in keinster Weise. Ich, wie gesagt, ich find's auch toll, aber ich darf's in keiner Weise kritisieren. Weil sie sagt, das ist für uns völlig das Gleiche und ich denk halt immer mein Gott, ich arbeite seit meiner Studentenzeit auf diese spezielle Stelle hin. Und hab jetzt fünfzig Publikationen und sie hat sich jetzt grad mit sieben auf nen (Cut) habilitiert. Dann denke ich halt, naja, da gibt's schon unterschiedliche Motivationen, die schon unterschiedlich länger bestehen“ (DCC III Herr Weidestatt).

Auch wenn Untersuchungen zeigen, dass Ärztinnen nur ca. zwei bis fünf Jahre nach der Geburt in Teilzeit arbeiten wollen, um danach wieder in die Vollzeittätigkeit zurück zu kehren (Gedrose et al. 2012), verweisen die hier dargestellten Fälle auf Traditionalisierungseffekte (Kortendiek 2004), die das Verbleiben in Teilzeitbeschäftigung oder auch den Wechsel der Arbeitsform (von Krankenhaus in Niederlassung) auch über einen längeren Zeitraum wahrscheinlicher werden lassen und damit eine Karriere nicht nur erschweren, sondern in den dargestellten Fällen auch beenden können.

Maximaler Fallkontrast – Das Doppelkarrierepaar

Anhand des Kriteriums der Elternschaft bei karriereorientierten Ärztinnen wählen wir das Paar Elisabeth Larek (Abkürzung: EL) und Carl Menke (Abkürzung: CM) als einen maximalen Kontrastfall innerhalb unseres Samples, da das Paar während unseres Untersuchungszeitraumes kinderlos blieb, auch keine Schwangerschaft eintrat, und sich als Doppelkarrierepaar im engen Sinne verstehen lässt. Elisabeth Larek, Ende der 1960er Jahre geboren, befand sich zum ersten Interview noch in ihrer assistenzärztlichen Weiterbildung in einem männlich dominierten Fachgebiet vollzeitbeschäftigt an einer Universitätsklinik. Ihr Mann Carl, vier Jahre jünger als sie, arbeitete schon seit vielen Jahren in hoher beruflicher Position in einer Firma im Ausland. Beide waren seit vier Jahren ein Paar und führten eine Fernbeziehung, in der sie sich regelmäßig ein bis zwei Mal im Monat trafen. Durch den Umzug von Frau Larek in eine Stadt mit besserer Anbindung an einen Flughafen (DCC III) sah sich das Paar statt alle zwei bis drei nun alle ein bis zwei Wochen. Während dieses dritten Interviews sprachen beide stärker als zuvor von der Idee, zusammenzuziehen. Zum vierten Interview trafen wir das Paar dann in ihrer ersten gemeinsamen Wohnung.

Hohe Leistungsbereitschaft ...

Das Paar ließ sich zu jedem Interviewzeitpunkt als karriereorientiert beschreiben: Sie identifizierten sich in hohem Maß mit ihrer beruflichen Tätigkeit, waren beruflich stark eingebunden, sehr leistungsorientiert und setzten sich aktiv für das Erreichen bestimmter leitender Positionen ein. Das Selbstverständnis der beiden als Paar war auf der Ebene der beruflichen Entwicklung kongruent: Beiden war eine Selbstverwirklichung im Beruf und die Realisierung beruflicher Ziele und Wünsche wichtig; die Paarbeziehung bedeutete für sie eher einen Ausgleich dazu. Elisabeth Larek bewertete die Fernbeziehung unter dem beruflichen Aspekt als positiv, da sie so ihr hohes berufliches Engagement realisieren

konnte. Bei ihr spielten die Arbeitsinhalte, die Erfahrung von Selbstwirksamkeit und die Anerkennung von Leistung eine besonders bedeutende Rolle. Dies band sie zurück an die Erfahrung mit ihrem Vater, einem niedergelassenen Hausarzt, der sie zu überdurchschnittlichen Leistungen angetrieben habe: *„Mein Vater war ein sehr strenger äh: Herr, der nur allerbeste Leistungen ä:hm akzeptiert hat (.) u:::nd, (2) in seinen Zuneigungsverteilungen sehr schwankend war. Im Klartext: Man musste 'ne Leistung erbringen, um sich seine Zuneigung (.) zu erkaufen? [leicht fragend] (.) Und wenn man nicht gehorcht hat, wurde man halt mit Missachtung bestraft“* (DCC II EL). Ihre berufliche Biographie zeichnete sich zusätzlich zu diesem Leistungsaspekt durch eine hohe (fern)räumliche Mobilität und Flexibilität aus, sie studierte und arbeitete im In- und Ausland an verschiedenen (Universitäts-)Kliniken: *„Ich bin so oft in meinem Leben umgezogen, das gehört zu der Karriere eines Klinikers. Man muss extrem flexibel sein oder man kann nicht das machen, was man machen möchte. Und ich hab mich dafür entschlossen, dass mein Beruf eines der wichtigsten Dinge in meinem Leben ist, also bin ich Sklave meines Berufes und ziehe wie ein Nomade durch die Gegend“* (DCC II EL).

Die berufliche Entwicklung von Frau Larek verlief auf zwei Ebenen, die sich bezogen auf eine erfolgreiche Karriere sehr deutlich voneinander unterscheiden: Auf der klinischen Ebene, im engeren Sinne ihre fachärztliche Spezialisierung betreffend, befand sie sich zum ersten Interview noch in ihrer Weiterbildung, aber auch nach ihrer fachärztlichen Prüfung kam sie hier nur *„schleppend“* voran. In ihrer Karriere als Forscherin war sie demgegenüber weitaus erfolgreicher: Sie war doppelpromoviert, warb hochrangige Forschungsstipendien sowie ein Habilitationsstipendium für sich ein, betreute mehrere Doktorarbeiten innerhalb kürzester Zeit erfolgreich, war zum vierten Interview habilitiert und hatte eine Professur inne. Die Verbindung zwischen dem klinischen und dem wissenschaftlichen Arbeiten war in ihrer Vorstellung einer sinnstiftenden Tätigkeit zwar essentiell, aber nicht selbstverständlich umzusetzen. Als klinische Ärztin stieß sie immer wieder an implizite Grenzen, die sie vor allem als geschlechterbezogene Diskriminierungen innerhalb des medizinischen Systems erfuhr. Ihr wurden für die klinische Weiterbildung notwendige und wichtige Rotationen durch männliche Vorgesetzte aufgrund ihrer Forschungsambitionen, aber auch aufgrund ihres Frauseins vorenthalten: *„U:::nd, nachdem ich jetzt auch noch dies ä:hm, Habilitandinnenstipendium bekommen habe, da habe ich eine sehr nette Email vom leitenden Oberarzt bekommen, mit dem Hinweis: Da ich mich ja nur für die Forschung interessiere, ist meine klinische Rotation jetzt erstmal gestrichen. Ja! So sieht's aus! Richtig! @(.)@ richtig“* (DCC II EL). An dieser Stelle zeigte sich, wie vertikale Strukturierung wirksam werden kann: Obwohl ihr Chef zwar auch Frauen förderte, verteidigten gerade die männlichen Oberärzte die „gläserne Decke“ vehement, sie *„klüngeln und ha'm kein Interesse, erfolgreiche Frauen voran zu bringen“* (DCC II EL), *„die lassen das ni:::e, nie und nie und nie zu, dass Frauen ä:h in die äh leitenden oder auch oberärztlichen Positionen oder genügend Frauen in diese (Positionen) kommen. Das würden- werden die nie zulassen. Niemals. Das is' äh Geschlechterkampf. Das is' es einfach. Wie kann das sein, dass eine Frau besser is' als ein Mann? Geht ja gar nich'. Das is' so. Es is' traurig und es is' so“* (DCC III EL). Ihre klinische Expertise brachte sie ausschließlich durch ihr eigenes Engagement voran, erfuhr darin keine Unterstützung durch Vorgesetzte, sondern erlebte vielmehr die Hürden, die ihr in den Weg gestellt wurden, gerade weil sie eine wissenschaftlich erfolgreiche Ärztin war.

Anhand der Erfahrungen von Diskriminierung und Mobbing seitens der Kollegen und Vorgesetzten aufgrund ihres starken beruflichen Interesses und ihrer hohen Karriereorientierung, lässt sich die These aufstellen, dass die *Berufungsorientierung* einer Ärztin insbesondere durch Vorgesetzte als „zuviel“, da nicht mit einem traditionellen Ideal von Weiblichkeit kompatibel, gedeutet wird. Sofern die hohe Motivation für den Beruf als zu ehrgeizig und ambitioniert wahrgenommen wird und in Folge zu Diskriminierungen führt, kann diese eigentlich karriereförderliche Bedingung auch genau in das Gegenteil umschlagen.

... und private Opfer

Die Vereinbarkeit mit Elternschaft schien dem Paar vor diesem Hintergrund besonders schwer vorstellbar, da zusätzlich zu den Diskriminierungen als Ärztin dann auch die Diskriminierung als Mutter wahrscheinlich und Elternschaft somit eher als Belastung antizipiert wurde. So beschrieb Elisabeth Larek ihre Wahrnehmung von arbeitenden Müttern im klinischen Bereich besonders in Bezug auf Verantwortung: *„So und jetzt fragen=se mich nach Kindern. Ich bin ledig und hab keine Kinder (...) Und wenn ich einen Beruf habe wie den meinigen, dann muss man bereit sein etwas dafür zu opfern, nich nur etwas sondern ne ganze Menge“* (DCC I EL).

Die Darstellung dieses negativen Vergleichshorizontes rahmte Frau Lareks Entscheidung gegen eine eigene Elternschaft, da es ihr damit möglich blieb, ihre hohen beruflichen Ambitionen umzusetzen, ohne weitere Einbußen hinzunehmen. Ihr Engagement und auch ihre Bereitschaft, für den Beruf vieles zu opfern, wurde durch ihren Partner immer akzeptiert und unterstützt, da er selbst ähnlich ambitioniert und engagiert in seinem Beruf war. Beide erlebten ihre Partnerschaft als einen Möglichkeitsraum von Autonomie und Selbstverwirklichung eigener, vorrangig beruflicher Vorstellungen und Ziele, und verstanden sich damit als ein egalitäres Paar, welches aktuellen Lebensbereichen keine traditionelle Geschlechterverteilung zuwies. Als das Thema Kinder und Elternschaft erneut angesprochen wurde, zeigten sich dennoch traditionelle Vorstellungen versteckt hinter der Entscheidung, keine Kinder bekommen zu haben: *„Also das ist sicherlich nicht für alle die Idealform und man muss dazu sagen, das geht auch nur ohne Kinder. (.) Ich weiß nicht, wie es (.) funktioniert hätte, mit, aber ich glaub wir ham uns auch ganz bewusst dagegen entschieden äh, weil halt ähm, gewisse Voraussetzungen da sein müssen, um (.) das kindgerecht zu gestalten. Und das hätte ich nicht gemacht, wenn er im Ausland gewesen wär. Das war grundsätzlich das, was ich gesagt hab, (.) ohne Papa zuhause kommt gar nicht infrage. Ich mach die ganze Arbeit nicht allein“* (DCC IV EL). Und auch ihr Partner beschrieb aus seiner Perspektive die Entscheidung ähnlich: Auf die Frage „Haben Sie Kinder?“ antwortete Carl Menke: *Nee, ham 'wa nich. Is auch schwer darstellbar glaub ich im Moment. Also s'is' also nich ein gemeinsamer Ort und und' also äh kein Beruf, der wenig' also dann gut, mit den Nachtschichten und so, das geht ja als Arzt muss sie ja eh erst mal aufhören im Prinzip. Also es is ja schon allein deshalb irgendwie extrem schlecht geregelt in Deutschland. Also dass ja' dass=es quasi wie so'n Berufsverbot fast is“* (DCC I CM).

Die Entscheidung gegen eine Elternschaft wurde demnach nicht nur an strukturelle Bedingungen zurückgebunden, sondern dieser Entscheidung lagen ebenso auch traditio-

nelle Vorstellungen eines geschlechterbezogenen Arbeitsarrangements zugrunde. Die Überlegung, der Mann könne seine Tätigkeit für die Familiensorge unterbrechen oder gar aufgeben, wurde von beiden nicht angesprochen. In der Auseinandersetzung mit den vorgestellten Auswirkungen von Elternschaft geriet das Paar dann auch an seine egalitären Grenzen, und verdeutlicht somit die Wirkung und Beeinflussung dieses Lebensereignisses allein schon in seiner Antizipation. Frau Larek entkam der „Mutterschaftsfalle“ (Kortendiek 2004: 389) durch die Entscheidung, keine Kinder zu bekommen. Dabei kam der Sorge vor einer Verfestigung traditioneller Familienvorstellungen, die den Rückzug aus dem Beruf zu Gunsten der Sorgearbeit für die Familie erwarten ließ, während der Partner nur unterstützende Funktionen übernehmen würde (siehe Fthenakis et al. 2002), eine besonders hohe Relevanz zu.

Strukturbeschreibung

Anhand der hier dargestellten Fallbeschreibungen können neben den, ebenfalls bedeutsamen, unterstützenden oder hindernden arbeitsstrukturellen und -organisatorischen Umständen, wichtige individuelle und soziale Bedingungen für einen erfolgreichen Karriereverlauf von Ärztinnen rekonstruiert werden. Eine grundlegende Bedingung auf Seiten des beruflichen Selbstbildes der Ärztinnen stellt dabei neben der Berufsorientierung die Karriereorientierung der Ärztin dar. Ein beruflich hohes Engagement in Form des Einsatzes an Zeit und Energie für den Beruf mit der Tendenz zur Verausgabung, eine Sinnfindung sowie eine Bedürfniserfüllung durch die medizinische (klinische und forschende) Tätigkeit kennzeichnen alle diese Ärztinnen. Zusätzlich dazu finden wir ein Karrieremotiv, was diese Ärztinnen von „nur“ berufsorientierten Ärztinnen unterscheidet, denn diese Ärztinnen verfolgen aktiv eine Karriere in Form bestimmter Qualifikationen, mehrfachen Weiterbildungen, zusätzlichen Ausbildungen, Lehrtätigkeiten, Engagement in Forschungstätigkeiten etc., was wir als Leistungsmotiv rekonstruieren. Sie schreiben ihrer beruflichen Tätigkeit Aufstieg ein, was sich auch in der Wahl des Arbeitsverhältnisses äußert: fünf der neun karriereorientierten Ärztinnen verbleiben auch nach ihrer fachärztlichen Weiterbildung an einer Universitätsklinik, an einem Arbeitsort, der die Parallelität einer klinischen und wissenschaftlichen Karriere ermöglichen kann, während acht der nichtkarriereorientierten Fachärztinnen nach ihrer Weiterbildung in die Niederlassung wechselten und zwei der Fachärztinnen in einem Krankenhaus tätig sind.

Gesellschaftliche Normen, Erwartungen und die daran anschließenden Geschlechterrollenkonzepte werden nicht nur in den beruflichen Selbstbildern wirksam, sondern besonders auch in den Nahbeziehungen, und hier vor allem in Krisensituationen, aktualisiert. So können die Partnerschaften den Ärztinnen einen Raum von Ermöglichung ihrer Karrieren bieten. Grundlegendes Kennzeichen der hier untersuchten Partnerschaften ist der gleiche Bildungsstand bei fast allen Partner_innen, diese Ärztinnen leben demnach eher in bildungshomogenen Partnerschaften auf einem hohen Niveau. Dass die untersuchten Ärztinnen das Studium der Medizin und die ärztliche Tätigkeit gewählt haben und ihre Partner_innen dies in weiten Teilen akzeptieren, verweist auf zumindest ansatzweise egalitäre, wenigstens jedoch emanzipative Partnerschaftsarrangements. Einem konservativ-traditionellen Paararrangement entsprechen diese Konstellationen schon von Be-

ginn an eher nicht. Dies korrespondiert auch mit der gesellschaftlich geteilten Einstellung zur Berufstätigkeit von Frauen. Die Partner akzeptieren den beruflichen Einsatz der Ärztinnen und unterstützen ihn teilweise.

Die Egalität gerät jedoch in eine Bewährungsprobe, wenn im Verlauf der Partnerschaften bedeutsame Lebenssituationen implizite Geschlechterrollenkonzepte, und hier vor allem das „Mutterkonzept“, aktualisieren. Die Verantwortung für die Qualität der Partnerschaft sowie der Fürsorge für die Kinder wird vor allem dann in den Partnerschaften dem Aufgabenbereich der Ärztin zugesprochen, wenn der Partner selbst sehr karriereorientiert ist. In den sensiblen Phasen der Familiengründung kann aus einem egalitären Paar bezogen auf die berufliche Selbstverwirklichung somit ein traditionelles Paar werden. Denn die Mehraufwendung an Zeit für eine familiäre Lebensführung, besonders wenn die eigene Karriere aktiv verfolgt wird, bedeutet gerade für Mütter eine Mehrbelastung, die an anderen Stellen ausgeglichen oder aber an andere delegiert werden muss. Die Delegation zeigt sich z.B. anhand des Fallbeispiels *Peters* in der Organisation der Kinderbetreuung, die der Frau obliegt, und der Ausgleich darin, für die Partnerschaft, aber auch für Freundschaften, keine Zeit mehr zur Verfügung zu haben, um diese zufriedenstellend zu leben. Elternschaft als bedeutsames Lebensereignis (siehe u.a. Filipp 2007) wirkt sich somit auf den Ebenen der Paarbeziehung und der beruflichen Orientierung aus, da eigene Selbstkonzepte und die des/r Partners_in durch ihre implizite, vorbewusste Eigenschaft in den Habitus eingelassen sind und in ihrer Wirkmächtigkeit zum Ausdruck kommen.

Wenn der Partner jedoch nicht in gleichem Maße karriereorientiert ist wie die Ärztin, rekonstruieren wir auch umgekehrt-traditionelle Arrangements, die die Karriere der Ärztin befördern können. Hier werden zwar in spezifischen Situationen ebenfalls bestimmte Geschlechterrollenkonzepte aktualisiert, diese werden jedoch nicht durch ein kompetitives Moment zwischen den Partner_innen verstärkt. Eher scheint diese umgekehrt-traditionelle Handhabung und Bewältigung bestimmter Krisen dann ein erfolversprechenderes Bedingungsgefüge zu sein als ein egalitäres Arrangement. Dass wir bei karriereorientierten Ärztinnen kein egalitäres Paararrangement auch nach der Geburt von Kindern rekonstruieren konnten, könnte auf unsere selektive Stichprobe verweisen, in der kein Paar die Kinderfürsorge oder Hausarbeit externalisiert hat (z.B. in Form einer dauerhaften Betreuung der Kinder außerhalb von öffentlichen oder privaten Kinderbetreuungseinrichtungen und in Form einer Haushaltshilfe), um das egalitäre Modell umzusetzen, ohne in die Konflikte zwischen den verschiedenen Geschlechterrollenkonzepten zu geraten. Wenn es kompetitive Momente zwischen den Partner_innen gibt, ist es dann ein eher traditionelles Arrangement, welches zu einer Brüchigkeit oder aber auch zu einem Bruch der Karriere der Ärztin führen kann.

Zusammengefasst konnten wir aus den Fallrekonstruktionen karriereorientierter Ärztinnen folgende Karrierebedingungen rekonstruieren: Kennzeichen des beruflichen Selbstbildes der Ärztinnen ist eine hohe Berufsorientierung verbunden mit einem starken Leistungsmotiv, in welchem der beruflichen Tätigkeit Aufstieg eingeschrieben ist. Bildungshomogame Partnerschaften, in denen diese berufliche Orientierung der Ärztin durch den/die Partner_in akzeptiert wird und sich in Form egalitärer partnerschaftlicher Arrangements vor der Geburt der Kinder kennzeichnen lässt, bilden die Grundlage für das Verfolgen einer Karriereorientierung der Ärztinnen auf Seiten der Partnerschaft. In unserem Sample zeigt sich dazu, dass es nach der Geburt der gemeinsamen Kinder eher um-

gekehrt-traditionelle als egalitäre Arrangements bezogen auf Arbeitstätigkeit und Kinderfürsorge sind, die den Ärztinnen eine Karriere ermöglichen. Dieses Szenario wurde in Partnerschaften umgesetzt, in denen die Partner der Ärztinnen weniger karriereorientiert sind und somit keine Karrierekonkurrenz zwischen den Partnern besteht. Wenn der Partner gleichfalls karriereorientiert ist, scheint diese Bedingung eher zu einem traditionellen Arrangement in den Partnerschaften zu führen.

5. Zusammenfassung

Die Problematik der Vereinbarkeit von privaten und beruflichen Lebensbereichen verweist augenscheinlich auf ein „gekonntes Selbstmanagement“ (Dettmer 2006: 190), welches trotz ausgleichender horizontaler Segregation vorrangig Frauen abverlangt wird. Unsere Ergebnisse zeigen, dass sich, hervorgerufen durch das bedeutsame Lebensereignis Elternschaft, individuelle Motivlagen und Orientierungen sowie Arrangements in den Partnerschaften verändern können. Veränderungen auf dieser Ebene lassen sich nur schwer planen und regulieren, wenn man sie ausschließlich als individuellen und persönlichen Ausdruck einer Vereinbarkeitsproblematik versteht. Hinter diesem individuellen Ausdruck und der persönlichen Zuschreibung einer Entscheidungskontrolle stehen verfestigte strukturierende Bedingungen: So bildet das medizinische System durch seine steilen Hierarchien, seine männlich dominierte Geschichte, seine besondere Arbeitskultur der Verausgabung und durch die deutlichen Grenzen zwischen den Geschlechtern in bestimmten Fächern ein sehr spezifisches Feld (siehe Bourdieu u.a. 1999), welches durch informelle Spielregeln Frauen den Zugang zum Spiel erlaubt und diesen fördert, aber den Aufstieg geschlechterbezogen reglementiert (u.a. Meuser 2006). Frauen wird zwar der Zugang zu dieser Profession gewährt, und da verzeichnen sie durch ihre besseren Zugangsbedingungen, die dieses Fach fordert, vielfach auch bessere Chancen, das Studium der Medizin zu beginnen und es auch besser als ihre männlichen Kommilitonen abzuschließen, aber danach stoßen sie an die „gläserne Decke“. Bestens ausgebildet und hoch motiviert, treffen sie auf informelle Strukturen, die sie behindern, da diese Strukturen auch weiterhin von männlichen Entscheidungsträgern fortgeschrieben werden. Die Profession Medizin als Handlungsfeld bietet damit nicht nur eine externe Struktur, die auf die Akteur_innen wirkt, sondern vielmehr Erfahrungsräume (Winter 2010), wobei das Krankenhaus als spezieller Erfahrungsraum nach bestimmten Regeln funktioniert, die nicht expliziert werden, sondern als „negotiated order“ (Strauss et al. 1963) informell wirken und zum Ausschluss von Frauen an leitenden Positionen maßgeblich beitragen können. Daraus folgen oft Tendenzen der Individualisierung und Naturalisierung dieser Grenzen durch die Frauen selbst, was zu einem Rückzug aus den Karriereambitionen oder auch zu der Entscheidung führen kann, ein erfülltes Arbeitsleben ohne Kinder zu realisieren. Die „Verteidigungsleistung“ des Systems kann also darin gesehen werden, diese strukturellen Hürden und informellen Spielregeln an Frauen als individuelle Vereinbarkeitsproblematik zurückzubinden.

Die daraus folgende Verinnerlichung einer „Balance-Orientierung“ (siehe Abele 2006) speziell durch die Frauen korrespondiert sehr eng mit gesellschaftlichen Normen,

die nicht nur im medizinischen Feld, sondern ebenso auch in den Nahbeziehungen und familialen Strukturen bedeutsam sind: Erwartungen an eine „gute“ Mutter bezüglich der Hauptverantwortung für die Kinderbetreuung, Arbeitszeitreduktion sowie die Zurückstellung eigener Karrierevorstellungen finden immer noch breite Zustimmung, vor allem, wenn man sie ins Verhältnis zu den Erwartungen an Väter setzt (siehe dazu u.a. Hoenisch 2008). Und so zeigen sich gesellschaftliche Normen und Erwartungen an Frauen als *in sich* widersprüchlich (u.a. Becker-Schmidt 1987, 2004; Wetterer 2003; Abele 2003): Frauen sollten erfolgreich, emanzipiert sein und sich für die Sorge und Erziehung der Kinder verantwortlich zeichnen, erleben dadurch also eine „doppelte widersprüchliche Vergesellschaftung“, (Becker-Schmidt 2004; Knapp 1990) der sie nur schwer gerecht werden können.

Dennoch verweisen die enge Kopplung individueller Bedürfnislagen an die Sphäre der Arbeit (siehe v.a. Wimbauer 2012) und die damit einhergehende Suche nach einer Einlösung dieser Ansprüche und Anforderungen (emotionaler, kognitiver Art) durch die medizinische Tätigkeit selbst, auf die hohe Bedeutung dieses Lebensbereichs, und das haben unsere Fälle strukturell gemeinsam: Der Beruf wird als ein Teil des Ausdrucks persönlicher Vorstellungen, Erwartungen, Ansprüche gewertet (siehe Reimann 2013) und nicht nur als Möglichkeit der existentiellen Sicherung. Elternschaft und die damit verbundene Auseinandersetzung mit eigenen Konzepten und Orientierungen bezüglich des Erfüllens mehrerer essentieller Aufgaben, aber auch durch die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Erwartungen und Normen, kann zu einer Neujustierung dieser Motive führen. Einerseits resultieren daraus Lösungsprozesse von der starken beruflichen Identifizierung, andererseits aber auch Dilemmata, sich unter den gegebenen sozialen und strukturellen Bedingungen zu positionieren. Trotz egalitärer Partnerschaftsvorstellungen vor einer Elternschaft zeichnen sich hier gerade Frauen verantwortlich für die Organisation und Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familienleben bzw. Alltag, was sich als „Arrangement der Arrangements“ (Diezinger 2004: 206; vgl. Jurczyk/Rerrich 1993) ausdrückt. Aushandlungsprozesse finden dann vor allem intrapsychisch und auf der Ebene der Paarbeziehung, der familialen Arbeitsteilung und der Geschlechtsrollenelbstkonzepte statt und zeigen entwicklungsbedingte Veränderungen in den Vorstellungen eines erfüllten Lebens *und* Arbeitens.

In unserer Stichprobe und in unserer ausgewählten Analyse der Berufsverläufe von karriereorientierten Ärztinnen zeigte sich, dass in fast allen untersuchten Fällen die Ärztinnen in bildungshomogenen Partnerschaften lebten und vor der Elternschaft, dem Übergang in eine Triade, egalitäre Arrangements bezüglich der beruflichen Arbeitstätigkeit lebten. Wenn die Partnerschaften in eine Triade übergehen, die Ärztinnen und ihre Partner ihr erstes Kind bekommen, weitere Kinder folgen, verändern sich diese Arrangements. Welche Form sie dann annehmen ist vor allem auch davon abhängig, ob der Partner selbst karriereorientiert ist und seiner beruflichen Tätigkeit Aufstieg einschreibt. Ist dies der Fall, verändert sich das Arrangement eher in ein traditionelles. Sofern der Partner nicht karriereorientiert ist, besteht die Möglichkeit einer umgekehrt-traditionellen Form des Arrangements und die Ärztinnen geraten nicht zwangsläufig in die „Traditionalisierungsfälle“, sondern können ihre Karriere aktiv weiter verfolgen. Wider Erwarten konnten wir keine egalitären Arrangements nach der Geburt des Kindes/der Kinder in Partnerschaften mit karriereorientierten Ärztinnen rekonstruieren. Aus welchem Grund es aber

auch in Partnerschaften ohne einen karriereorientierten Partner zu traditionellen Arrangements kommen kann und die Ärztinnen sich aus der Karriereorientierung zurückziehen, können wir anhand dieser Fallrekonstruktion nicht eindeutig beantworten. Ebenso wenig wie die Frage, wie sich eine Karriereorientierung überhaupt einer Berufsorientierung „dazu gesellt“, denn wir haben in unserer Analyse nur die Berufsverläufe der karriereorientierten Ärztinnen nachvollzogen, nicht jedoch die der nichtkarriereorientierten. Möglich ist hier, dass es ein Karrieremotiv gegeben hat, dies aber als abgeschlossen nicht mehr in die Erzählung der Berufsbiographie einfließt, was psychologisch gedeutet eine selbstbildstabilisierende Funktion hat. Weitere Gründe für einen Rückzug des Karrieremotivs nach einer Elternschaft und eher traditionelle Arbeitsarrangements könnten in der Wahrnehmung von „Besonderheit“ weiblicher Karrieren in der Medizin vermutet werden: Im Studium sind die Medizinstudentinnen noch in der Mehrzahl, was ihnen die Möglichkeit der Ab- und Vergleiche mit Kommilitoninnen bzgl. ihres Verhaltens und ihrer Leistungsmotive gibt. Aber schon an dieser Stelle sehen sie die Auswirkungen der „gläsernen Decke“ in Form nur sehr weniger Modelle in leitenden Positionen, an denen sie die notwendigen Bedingungen für Karrieren von Frauen in der Medizin ableiten: Karriere zu machen ist ein Sonderfall, Ärztinnen müssen herausstechen durch mehr Leistung, mehr Verausgabung, mehr Einsatz auf beruflicher Ebene und zwangsläufig dafür private Opfer in Kauf nehmen. Im medizinischen System treffen Ärztinnen dann nur auf sehr wenige Modelle, die eine Karriere erfolgreich verfolgen und ihre Familie dabei nicht vernachlässigen, d.h., durch diese „Ausnahme“-Karriereärztinnen wird auch das Arrangement als Ausnahme erlebt, nicht als Normalität, was den Rückzug aus der Karriereorientierung zur Folge haben und eine Naturalisierung bestimmter Rollen und Verteilungsarrangements fördern kann – *„Den Frauen ist das nicht gegeben“* (Katja Kühn, siehe oben).

Auf der Ebene transparenter arbeitsstruktureller und -organisatorischer Maßnahmen könnten Bedingungen geschaffen werden, die den Ärztinnen berufliche Karrieren leichter ermöglichen und somit schon den Medizinstudentinnen andere als die aktuellen Modelle von „Besonderheit“ der Karrieren von Ärztinnen aufzeigen könnten. Planungen und Regulierungen arbeitsorganisatorischer Art, z.B. eine an die jeweiligen Bedarfe angepasste flexible Arbeitszeitregelung und vor allem auch transparente Weiterbildungsbedingungen und Aufstiegsmöglichkeiten, könnten hier ebenso unterstützende Funktion haben, um eine ärztliche Karriere zu verfolgen und gleichzeitig ein zufriedenstellendes Privatleben zu erleben, denn „Eines ist zu wenig – beides macht zufrieden“ (Paetzhold 1996). Dazu gehört grundlegend eine Änderung der medizinischen Arbeitskultur, weg von einer Präsenz und Kontinuität im Erwerbsverlauf hin zu einer auf Qualität basierten Voraussetzung für einen erfolgreichen Karriereverlauf und die Bekleidung von Leitungspositionen. Für die Förderung der Karriere einer Ärztin ist es aber unerlässlich, neben arbeitsstrukturellen und -organisatorischen auch die Sozialisationsbedingungen zu fokussieren, die nicht nur innerhalb der familialen Struktur, sondern ebenso bedeutsam auch im Arbeitsbereich und schon während des Medizinstudiums Karriereorientierungen strukturieren und somit fördern oder behindern können.

Danksagung

Wir danken ganz besonders allen Ärztinnen und ihren Partner_innen, die uns in den Interviews über ihre Erfahrungen erzählt haben. Weiterhin bedanken wir uns bei allen ehemaligen Mitarbeiter_innen des Projektes für ihr Engagement, bei Anja Pannewitz für die kritische Durchsicht des Manuskripts, Katja Sternberger und Catherina Sachse für ihre Unterstützung und bei den Transkribierenden für das zuverlässige Erstellen der Texte.

Literatur

- Abele, A. E., Hoff, E. H. & Hohner, H.-U. (2003). *Frauen und Männer in akademischen Professionen – Berufsverläufe und Berufserfolg*. Heidelberg: Asanger.
- Abele, A. E. (2006). Karriereverläufe und Berufserfolg bei Medizinerinnen. In: Dettmer, S., Kaczmarczyk, G. & Bühren, A. (Hrsg.), *Karriereplanung für Ärztinnen*. Heidelberg: Springer, S. 35-57.
- Abele, A. E. & Spurk, D. (2011). The dual impact of gender and the influence of timing of parenthood on men's and women's career development: Longitudinal findings. *International Journal of Behavioral Development*, 35, S. 225-232.
- Becker-Schmidt, R. (1987). Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung. In: Unterkirchen, L. & Wagner, I. (Hrsg.), *Die andere Hälfte der Gesellschaft*. Wien: Österreichischer Soziologentag 1985, S. 10-25.
- Becker-Schmidt, R. (2004). Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, R. & Kortendiek, B. (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 62-71.
- Behnke, C. & Meuser, M. (2003). Doppelkarrieren in Wirtschaft und Wissenschaft. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 21, 4, S. 62-74.
- Bourdieu, P. (1999). *Die Regeln der Kunst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Buddeberg-Fischer, B., Klagofer, R., Stamm, M. & Buddeberg, C. (2008). Facharztwahl von jungen Ärztinnen und Ärzten – der Einfluss von Geschlecht, Persönlichkeit, Karrieremotivation und Lebenszielen. In: Brähler, E., Alfermann, D. & Stiller, J. (Hrsg.), *Karriereentwicklung und berufliche Belastung im Arztberuf*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 101-116.
- Dalhoff, J. (2005). Wissenschaftliche Karrierewege von Medizinerinnen und Strategien zu ihrer Förderung. *G+G Wissenschaft*, 5, 3, S. 7-14.
- Dechant, A. & Schulz, F. (2013). Bedingungsszenarien einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung beim Übergang zur Elternschaft in Deutschland. *Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*. doi: 10.4232/10.CPoS-2013-06de [Erstveröffentlichung: 2013-04-18].
- Dettmer, S., Hoff, E.-H., Lurse, K., & Olos, L. (2003). *Individuelle Formen der Lebensgestaltung: Segmentation, Integration, Entgrenzung. Ergebnisse qualitativer Analysen aus dem Projekt „PROFIL“*. Berlin: Freie Universität, Institut für Arbeits-, Berufs- und Organisationspsychologie.
- Dettmer, S. (2006). Wege zum beruflichen Erfolg – Karriereverläufe von Ärztinnen. In: Dettmer, S., Kaczmarczyk, G. & Bühren, A. (Hrsg.), *Karriereplanung für Ärztinnen*. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, S. 107-194.
- Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (2013). *Managerinnen-Barometer 2013*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW-Wochenbericht 3).
- Diezinger, A. (2004). Alltägliche Lebensführung: Die Eigenlogik alltäglichen Handelns. In: Becker, R. & Kortendiek, B. (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 204-208.
- Filipp, S.-H. & Mayer, A.-K. (2005). Selbstkonzept-Entwicklung. In Asendorpf, J. B. (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie: Band C/V/3. Soziale, emotionale und Persönlichkeitsentwicklung*. Göttingen: Hogrefe, S. 259-334.

- Filipp, S.-H. (2007). Kritische Lebensereignisse. In: Brandstädter, J. & Lindenberger, U. (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 337-366.
- Fischer-Rosenthal, W. & Rosenthal, G. (1997). Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen. In: Hitzler, R. & Honer, A. (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen: Leske + Budrich/UTB, S. 133-164.
- Fthenakis, W. E., Kalicki, B. & Peitz, G. (2002). *Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Gedrose, B., Wonneberger, C., Jünger, J., Robra, B., Schmidt, A., Stosch, C., Wagner, R., Scherer, M., Pöge, K., Rothe, K. & van den Bussche, H. (2012). Haben Frauen am Ende des Medizinstudiums andere Vorstellungen über Berufstätigkeit und Arbeitszeit als ihre männlichen Kollegen? *Deutsche Medizinische Wochenschrift*, 137, 23, S. 136-141.
- Geissler, B. & Oechsle, M. (1996). *Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2013). *Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung. 17. Fortschreibung des Datenmaterials (2011/2012) zu Frauen in Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen*. Bonn: Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (GWK).
- Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2010). *Frauen in die Medizin – Ausbildung und berufliche Situation von Medizinerinnen*. Bonn: Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (GWK) (Umsetzung der Empfehlungen aus dem Jahr 2004. Heft 17).
- Glaser, B. G. & Strauss, A.L. (1998). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Huber.
- Henninger, A., Wimbauer, C. & Spura, A. (2007). Zeit ist mehr als Geld – Vereinbarkeit von Kind und Karriere bei Doppelkarrierepaaren. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 25, 3/4, S. 69-84.
- Hoenisch, C. (2008). Gleichstellungspolitik braucht Männer und Männer brauchen die Gleichstellungspolitik. *BZgA Forum, Väter*, 2, S. 3-9.
- Hoff, E.-H., Olos, L., Dettmer, S., & Hohner, H.-U. (2005). *Abschlussbericht zum DFG-Projekt „PRO-FIL“*. Berlin: Freie Universität Berlin, Institut für Arbeits-, Berufs- und Organisationspsychologie (Berichte. Nr. 27).
- Hohner, H.-U., Grote, S., & Hoff, E.-H. (2003). Geschlechtsspezifische Berufsverläufe: Unterschiede auf dem Weg nach oben. *Deutsches Ärzteblatt International*, 100: A166-169, 4, S. 67-70.
- Jurczyk, K. & Rerrich, M. S. (1993). Alltägliche Lebensführung: Der Ort, wo alles zusammenkommt. In: Jurczyk, K. & Rerrich, M. S. (Hrsg.), *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*. Freiburg: Lambertus, S. 11-45.
- Keddi, B. (2004). Junge Frauen: Vom doppelten Lebensentwurf zum biografischen Projekt. In: Becker, R. & Kortendiek, B. (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 378-383.
- Keupp, H. (2001). Das Subjekt als Konstrukteur seiner Selbst und seiner Welt. In: Keupp, H. & Weber, K. (Hrsg.), *Psychologie. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 35-54.
- Knapp, G.-A. (1990). Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen. In: Hoff, E.-H. (Hrsg.), *Die doppelte Sozialisation Erwachsener: Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang*. Weinheim & München: DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut, S. 17-52.
- Kortendiek, B. (2004). Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In: Becker, R. & Kortendiek, B. (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 384-394.
- Mayring, P. (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Mead, G. H. (1973[1934]). *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Meuser, M. (2006). *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ochsenfeld, F. (2012). Gläserne Decke oder goldener Käfig: Scheitert der Aufstieg von Frauen in erste Managementpositionen an betrieblicher Diskriminierung oder an familiären Pflichten? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 64, S. 507-534.

- Oevermann, U., Allert, T., Konau, E. & Krambeck, J. (1979). Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzler, S. 352-434.
- Paetzhold, B. (1996). *Eines ist zu wenig, beides macht zufrieden. Die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit*. Bielefeld: Kleine.
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2010). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*, 3. Auflage. München: Oldenbourg.
- Reimann, S. (2013). *Die medizinische Sozialisation. Rekonstruktion zur Entwicklung eines ärztlichen Habitus*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rosenthal, G. (1995). *Erlebte und Erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biografischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Rosenthal, G. (2001). Biographieforschung. In: Keupp, H. & Weber, K. (Hrsg.), *Psychologie. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 266-275.
- Rosenthal, G. (2002). Biographische Forschung. In: Schaeffer, D. & Müller-Mundt, G. (Hrsg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern: Huber, S. 133-147.
- Rosenthal, G. & Fischer-Rosenthal, W. (2000). Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: Flick, U., von Kardorff, E. & Steinke, I. (Hrsg.), *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 456-468.
- Rothe, K., Wonneberger, C., Deutschbein, J., Pöge, K., Gedrose, B., v. d. Bussche, H., Alfermann, D. & Kromark, K. (2012). Von Ärzten, Ärztinnen und 'Müttern in der Medizin'. In: Beaufays, S., Engels, A. & Kahlert, H. (Hrsg.), *Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft*. Frankfurt am Main & New York: Campus, S. 312-334.
- Rothe, K., Pöge, K., Wonneberger, C., & Alfermann, D. (2013). „Naja, ist ja per se keine Krankheit“. Schwangerschaft, Mutterschaft und Karrierebrüche bei Ärztinnen. *Journal für Psychologie*, 21, 2, <http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/274/317> [Stand: 2014-06-20].
- Rusconi, A., & Solga, H. (2007). Determinants of and obstacles to dual careers in Germany. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 19, 3, 311-336.
- Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 3, S. 283-293.
- Schulze, H. (2010). Biografische Fallrekonstruktion. In: Mey, G. & Mruck, K. (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 569-583.
- Sieverding, M. (2006). Psychologische Karrierehindernisse im Berufsweg von Frauen. In: Dettmer, S., Kaczmarczyk, G. & Bühren, A. (Hrsg.), *Karriereplanung für Ärztinnen*. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, S. 57-77.
- Statistisches Bundesamt (2012). *Bildung und Kultur. Prüfungen an Hochschulen 2011*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt (Fachserie 11, Reihe 4.2.). www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Hochschulen/PruefungenHochschulen2110420117004.pdf?__blob=publicationFile [Stand: 2014-05-02].
- Statistisches Bundesamt (2014). Studierendenzahlen Fachbereich Humanmedizin. https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Indikatoren/LangeReihen/Bildung/lrbil05.html?cms_gtp=152382_list%253D1&https=1 [Stand: 2014-05-02].
- Stiller, J. & Busse, C. (2008). Berufliche Karriereentwicklung von Ärztinnen und Ärzten – Die ersten vier Berufsjahre. In: Brähler, E., Alfermann, D. & Stiller, J. (Hrsg.), *Karriereentwicklung und berufliche Belastung im Arztberuf*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 140-161.
- Strauss, A., Schatzman, L., Ehrlich, D., Bucher, R. & Sablin, M. (1963). The hospital and its negotiated order. In: Freidson, E. (Hrsg.), *The hospital in modern society*. New York: The Free Press, S. 147-169.
- Tunnat, L. (2005). *Dual career couples (DCC)/Doppelkarriere-Paare*. <http://www.hawk-hhg.de/hochschule/media/doppelkarriere.pdf> [Stand: 2014-05-02].
- van Berkel, M. & de Graaf, N. D. (1999). By virtue of pleasantness? Housework and the effects of education revisited. *Sociology*, 33, 4, S. 785-808.

- van den Bussche, H., Wonneberger, C., Birck, S., Schultz, J.-H., Robra, B.-P., Schmidt, A., Stosch, C., Wagner, R., Scherer, M., Pöge, K., Rothe, K. & Gedrose, B. (2013). *Die berufliche und private Situation von Ärztinnen und Ärzten zu Beginn der fachärztlichen Weiterbildung*. Gesundheitswesen. doi: 10.1055/s-0033-1343441.
- Walther, K. & Lukoschat, H. (2008). *Kinder und Karriere. Die neuen Paare*. Gütersloh: Verlag der Bertelsmannstiftung.
- Wengler, A., Trappe, H. & Schmitt, C. (2008). *Partnerschaftliche Arbeitsteilung und Elternschaft. Analysen zur Aufteilung von Hausarbeit und Elternaufgaben auf Basis des Generations and Gender Survey*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungswissenschaft (Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 127).
- Wetterer, A. (2003). Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, G.-A. & Wetterer, A. (Hrsg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik 2*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286-319.
- Wimbauer, C. (2012). *Wenn Arbeit Liebe ersetzt*. Frankfurt am Main & New York: Campus Verlag.
- Winter, R. (2010). Symbolischer Interaktionismus. In: Mey, G. & Mruck, K. (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 79-93.

Eingereicht am/Submitted on: 10.07.2013

Angenommen am/Accepted on: 16.06.2014

Anschriften der Autorinnen/Addresses of the authors:

Dr. Swantje Reimann (Korrespondierende Autorin/Corresponding author)

Prof. Dr. Dorothee Alfermann

Universität Leipzig

Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (FraGes)

c/o Institut für Sportpsychologie und Sportpädagogik

Jahnallee 59

04109 Leipzig

Deutschland/Germany

E-Mail: swantje.reimann@uni-leipzig.de

dorothee.alfermann@uni-leipzig.de

Rahel Heeg, Michaela Paul & Wassilis Kassis

Zur Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung für die physische Gewaltausübung jugendlicher Mädchen – Ergebnisse einer mixed-methods-Studie

The importance of the parent-child relationship in understanding physical violence among teenage girls – Results of a mixed-methods study

Zusammenfassung

Im Mittelpunkt dieses Artikels steht die Frage nach dem Erklärungsgehalt der theoretischen Konstrukte Erziehungsverhalten und Beziehungsdynamik zwischen Eltern und Heranwachsenden für die Gewaltentwicklung weiblicher Jugendlicher. Über ein sequenzielles mixed-methods-Design werden unterschiedliche Datenquellen (Interviews und Fragebogen) und Analysemethoden (grounded theory und Korrespondenzanalyse) verbunden. Im Rahmen des gewählten mixed-methods-Designs werden die Ergebnisse aus der Analyse von Interviews mit gewaltorientierten Mädchen mit den korrespondenzanalytischen Einsichten aus einer Fragebogenstudie verglichen ($n=243$, Altersdurchschnitt = 15.2, $SD = 1,91$).

Die Ergebnisse aus den Interviews und den Fragebogendaten zeigen eine hohe Heterogenität in der Art des Zusammenlebens von Familien Gewalt ausübender Mädchen. Es besteht ein starker Zusammenhang zwischen dem individuellen Gewalthandeln der untersuchten Mädchen und der spezifischen Dynamik des familiären Zusammenlebens. Der Einsatz unterschiedlicher theoretischer Konstrukte (Erziehungsverhalten und Beziehungsdynamik zwischen Eltern und Heranwachsenden) macht diese Dynamiken sichtbar und theoretisch reflektierbar.

Schlagwörter: Jugendgewalt; Mädchengewalt; mixed methods, Beziehungsdynamiken, Erziehungsstil

Abstract

This article addresses the question: What is the explanatory power of the theoretical constructs ‘parenting style’ and ‘parent-child relationship’ for understanding violence among teenage girls? Using a sequential mixed-methods design, we combined data from different sources (interviews and questionnaires) analysed by different methods (grounded theory and correspondence analysis). Within this mixed-methods design, we compared the results of the qualitative analysis of interviews with violence-orientated girls with the results of the correspondence analysis of the cross-sectional survey ($n=243$, mean age= 15.2, $SD = 1,91$). There is a strong relationship between the form of violence applied by the girls and the characteristics of the family dynamics. The utilization of different theoretical constructs (i.e., parenting style and parent-child relationship) reveals these dynamics and enables theoretical reflection on this subject.

Key words: youth violence, girl violence, mixed methods, family dynamics, parenting style

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag fragt nach möglichen Zusammenhängen zwischen dem Gewalthandeln weiblicher Jugendlicher und dem Geschehen in deren Familien. Der Fokus wird auf weibliche Jugendliche gelegt, weil verhältnismäßig wenige Untersuchungen zu physischer Gewalt ausübenden Mädchen vorliegen (beispielsweise Koher 2007, Conrads/Möller 1995; Silkenbeumer 2007; 2000, Bruhns/Wittmann 2002; Niebergall 1995; Heeg 2009; Equit 2011) und weil es deutliche Hinweise darauf gibt, dass neben vielen Gemeinsamkeiten zwischen Gewalt anwendenden Mädchen und Jungen¹ bedeutungsvolle Unterschiede bestehen (Artz 1996; Artz et al. 2008; Moffitt et al. 2001). Gewalt ausübende Mädchen sind insgesamt höher belastet als Jungen und zeigen öfter internalisierte Auffälligkeiten (Lancôt et al. 2004; Bergman/Andershed 2009; Lancôt/Le Blanc 2002; Serbin et al. 2004; Kokko/Pulkkinen 2005; Moffitt/Caspi/Rutter/Silva 2001). Mädchen sind auch speziell herausgefordert, ihr Handeln mit Geschlechtererwartungen in Einklang zu bringen (Koher 2007; Messerschmidt 2004; Möller 2001; Bruhns/Wittmann 2002; Silkenbeumer 2000, 2007).

Die Wichtigkeit der Eltern für das Wohlbefinden ist bei Heranwachsenden hoch und bei Mädchen noch stärker ausgeprägt als bei Jungen (van Wel et al. 2000). Bei der Art ihres Einflusses auf die Entwicklung von Gewaltbereitschaft gibt es Hinweise auf Genderunterschiede. Nach Lösel und Bliesener (2003) erklärt sich Gewaltausübung jugendlicher Mädchen stärker als bei Jungen als Reaktion auf familiäre Belastungen. Nach Worthen (2011) hingegen reduziert bei Jungen eine positive Beziehung zu den Eltern die Wahrscheinlichkeit für delinquentes Verhalten, bei Mädchen aber nicht. Eine Meta-Analyse von Hoeve et al. (2012) findet demgegenüber keinen Gender-Unterschied bei der Frage nach dem Zusammenhang von Bindung² zu den Eltern und Delinquenz.

Zwei viel diskutierte theoretische Zugänge, um mögliche Zusammenhänge zwischen dem Geschehen in Familien und Gewaltausübung durch Jugendliche zu fassen, sind der Erziehungsstil und die Beziehungsdynamiken zwischen Eltern und Kindern. Wir stellen als Erstes diese zwei Konstrukte vor und gehen in einem zweiten Schritt anhand zweier Fallbeispiele der Frage nach, wie genau sich der Zusammenhang zwischen Beziehungsdynamik, Erziehungsverhalten und Gewalthandeln zeigt. In einem weiteren Schritt werden anhand quantitativer Daten einer größeren Mädchenstichprobe einige familiäre Charakteristika Gewalt ausübender weiblicher Jugendlicher herausgearbeitet. Unsere Studie nimmt

- 1 Zentrale Komponenten sind sowohl bei Mädchen als auch Jungen gesellschaftliche Desintegrationsprozesse (Heitmeyer 1997; Morenoff et al. 2001), Zugehörigkeit zu einer gewaltorientierten Peergruppe (Bohnsack et al. 1995; Böttger 2004; Sandler/Alpert 2000; Stott et al. 2001) und eigene Gewaltwiderfahrnisse (oft durch die Eltern) (Sutterlüty 2003). Die Wechselwirkung zwischen belastenden familiären Bedingungen, der Zugehörigkeit zu einer gewaltorientierten Peergruppe und eigener Gewaltausübung ist empirisch gut belegt (Vaillancourt/Hymel 2004; Lösel/Bliesener 2003; Sutterlüty 2003; Bergman/Andershed 2009). In individuellen biografischen Verlaufsprozessen, durch epiphanische Erfahrungen und durch das Erleben von unmittelbarem Sinn während der Gewalthandlung wird Gewaltanwendung zunehmend als eine sinnhafte Handlung erlebt und in gewaltaffine Wahrnehmungsmuster eingebettet (Sutterlüty 2003; siehe auch Heeg 2009, 2013; Silkenbeumer 2000, 2007).
- 2 Einbezogen wurden sowohl Studien, die sich an der social-control-Theorie von Hirschi orientieren, als auch Studien, welche das Bindungskonzept von Bowlby verwendeten.

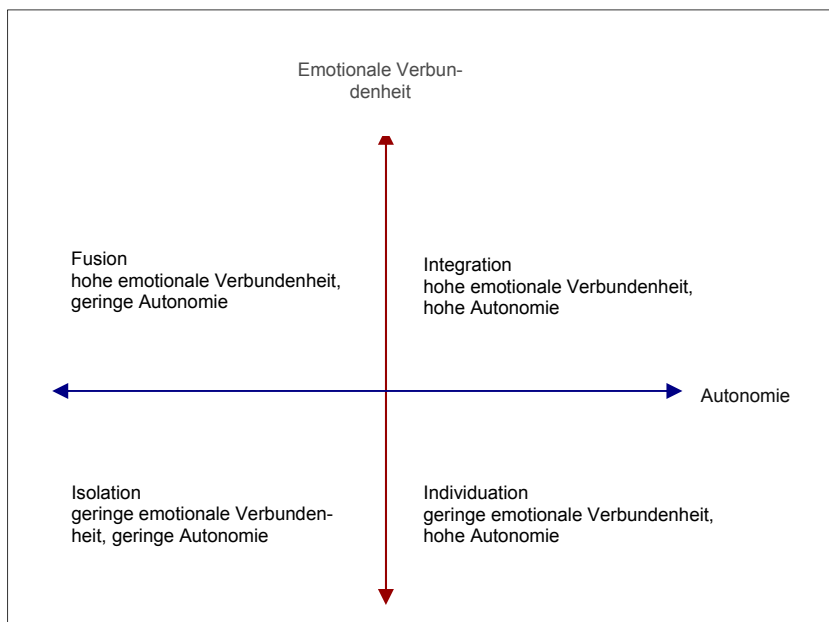
zwei Forschungsdesiderate zu gewaltorientierten Mädchen auf: Erstens verbinden wir zwei Theoriedebatten, die bislang vorwiegend separat geführt wurden. Zweitens fragen wir nach dem Ertrag eines Mixed-Methods-Designs.

2. Stand der Forschung

Die sozialisationstheoretisch orientierte Familienforschung beschreibt Familien als emotional hoch bedeutsame und intime Zugehörigkeit zu einem gegenüber Nicht-Mitgliedern abgegrenzten Wir (Winkler 2012: 27). Im Folgenden werden zwei theoretische Zugänge zur Beschreibung des Zusammenlebens von Eltern und ihren Kindern erläutert. Es werden (1) Beziehungsdynamiken zwischen Eltern und ihren Kindern und (2) der Erziehungsstil der Eltern diskutiert.

(1) Bindung und Autonomie werden in Sozialisationstheorien vielfach als menschliche Grundbedürfnisse gesehen (Erikson 1978; Guisinger/Blatt 1994; Ryan/Deci 2011). Wenn Bindung und Autonomie als zwei eigenständige Dimensionen verstanden werden (Steinberg 1990; Deci/Ryan 2009; Guisinger/Blatt 1994; Kağıtçıbaşı 2005; Rothbaum/Trommsdorff 2007), ergeben sich verschiedene idealtypische familiäre Beziehungskonstellationen. Im Folgenden wird auf die Begrifflichkeiten von Mattejat (1993: 67) Bezug genommen.

Abbildung 1: Familiäre Beziehungsdimensionen nach Mattejat (1993)



Im Typ „Integration“ werden psychologische Eigenständigkeit und Bindung der Familienmitglieder verbunden. Die Heranwachsenden suchen aktiv den Rat der Eltern in einem Kontext größerer Handlungsfreiheit (Grusec/Davidov 2007; Rothbaum/Trommsdorff 2007; Steinberg 1990; Kağıtçıbaşı 1996, 2005; Youniss 1983; Youniss/Smollar 1985). Dieser Typ wird in individualistisch orientierten Gesellschaftssystemen als der entwicklungsförderlichste angesehen (Grusec/Davidov 2007; Rothbaum/Trommsdorff 2007). Als für die Entwicklung der Kinder ungünstige Kombinationen werden diejenigen angesehen, in denen Heranwachsenden Zuneigung und Nähe nur auf Kosten der Autonomie gewährt werden (Typ „Fusion“), oder umgekehrt die Jugendlichen auf Nähe verzichten müssen, ihnen aber viel Autonomie gewährt wird (Typ „Individuation“) (vgl. die konflikthafter Ablöseprozesse beschrieben bei Stierlin 1980). Am Schwierigsten gestaltet sich eine Beziehungsdynamik, in der Jugendlichen weder Nähe noch Autonomie gewährt wird (Typ „Isolation“) (Mattejat 1993, Steinberg 1990). Familien stehen demnach vor der Aufgabe, „ein [...] möglichst hohes Niveau an Verbundenheit mit einem möglichst hohen Niveau an Autonomie zu verbinden“ (Mattejat 1993: 67). Der theoretische Ansatz der familiären Beziehungsdynamiken nimmt damit eine systemische Perspektive ein. Beschrieben wird die wechselseitige Bezogenheit mehrerer Personen aufeinander.

(2) In einer weiteren etablierten Theorietradition wird die Art des Zusammenlebens von Familien über das Erziehungsverhalten der Eltern erfasst (Darling/Steinberg 1993; O'Connor 2002). Hier stehen die Eltern im Fokus des Interesses, ihre Haltung gegenüber ihren Kindern und wie sich diese in intentionalem Handeln äußert (Darling/Steinberg 1993).³ Es handelt sich insofern um eine personale Perspektive. Zwei im Zusammenhang mit dem Erziehungsstil oft genannte Schlüsselkonzepte sind Unterstützung und Einflussnahme (Maccoby/Martin 1983).⁴ Diese können als dem Erziehungsstil zugrundeliegende Dimensionen betrachtet werden.

Das Erziehungsverhalten ist einer der stärksten und besterforschten Prädiktoren zu Gewaltanwendung durch Heranwachsende (Hoeve et al. 2011). Sowohl autoritäre, inkonsistente als auch vernachlässigende Erziehungsstile stehen in Zusammenhang mit aggressivem Verhalten von Kindern und Jugendlichen (Cullen et al. 2008; Rebellon et al. 2009; Beelmann/Raabe 2007). Insbesondere die Kombination von Inkonsistenz und harschem Auftreten von Eltern begünstigt zum einen eine negative Dynamik zwischen Eltern und ihren Kindern und zum anderen Lernprozesse der Kinder, wonach das eigene aversive Verhalten (so z.B. Wutanfälle, Schlagen) das aversive Verhalten anderer reguliert (Dishion/Patterson 2006; Granic/Patterson 2006; Patterson et al. 1989). Der elterliche Erziehungsstil ist jedoch nicht einzig Ursache, sondern auch Folge von jugendlichem Problemverhalten: So treten Eltern zunehmend autoritärer auf, wenn Jugendliche aggressive Verhaltensweisen zeigen (Noack/Kracke 2003).

Die bisherigen Ausführungen zeigen, dass die zwei theoretischen Rahmungen „Erziehungsstil“ und „Beziehungsdynamik zwischen Eltern und Kind“ enge Bezüge aufeinander

3 Wobei ein Perspektivenwechsel weg von der traditionellen Erziehungsstilforschung hin zu einer systemisch-kontextualisierenden Erziehungsforschung festzustellen ist (Fuhrer 2005).

4 Die Dimension der Unterstützung bezieht sich auf Verhaltensweisen der Eltern, durch welche sich das Kind akzeptiert und wertgeschätzt fühlt. Die Dimension der Einflussnahme bezieht sich auf Verhaltensweisen der Eltern, durch welche das Kind in seinem Verhalten gelenkt wird.

haben. Die Einflussnahme der Eltern ist Teil der Beziehungsdynamik, und darin, in welchem Ausmaß Kindern Nähe und Autonomie gewährt wird, drücken sich auch Erziehungsstile aus. Die beiden theoretischen Zugänge unterscheiden sich insbesondere in ihrer systemischen, respektive personalen Perspektive auf Familien. Dadurch lassen sich diese beiden Konstrukte nur bedingt vergleichen. Dennoch werden im Folgenden gewisse Bedeutungsähnlichkeiten dargestellt.

In beiden theoretischen Perspektiven wird die emotionale Beziehungsqualität von Eltern und Kindern thematisiert. Im Konstrukt der Beziehungsdynamik kann diese Dimension mit „emotionaler Verbundenheit“ umschrieben werden. Ihre Bedeutsamkeit erweist sich allerdings erst in Kombination mit der Frage, ob einem Kind auch zugleich Autonomie zugestanden wird. Emotionale Verbundenheit kann je nach Kombination sowohl positive als auch negative Qualität in sich tragen. In der Erziehungsstiltradition wird diese Dimension der emotionalen Beziehungsqualität, so unsere Lesart, als „Unterstützung“ auf der elterlichen Handlungsebene sichtbar.

Ebenfalls bei beiden Konzepten werden Aussagen zur Autonomie gemacht. Beim Konstrukt der Beziehungsdynamik wird „Autonomie“ als psychologische Eigenständigkeit des Kindes verstanden. Diese kann aber nur in Zusammenhang mit dem Ausmaß emotionaler Verbundenheit in ihrer Bedeutsamkeit erfasst werden. Demgegenüber interessiert in der Perspektive des Erziehungsstils „Autonomie“ auf der Handlungsebene. Handlungswirksam wird diese in der Einflussnahme der Eltern auf das Handeln ihrer Kinder.

Bei beiden theoretischen Perspektiven kann beanstandet werden, dass das System Familie nur ausschnittsweise beleuchtet wird, nämlich die Konstellation Vater und/oder Mutter – ein Kind. Nicht betrachtet werden die Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Dyaden (vgl. Winkler 2012).

Aus der Perspektive anderer Forschungstraditionen, die hier nicht weiter ausgeführt werden, kann zudem gefragt werden, ob die vorliegenden Ergebnisse nicht durch weitere Faktoren mitbeeinflusst werden, z.B. durch ein geteiltes Milieu und die damit verbundenen Lebensbedingungen (z.B. Nachbarschaft, Wohnumgebung, sozioökonomische Rahmenbedingungen), über genetische/neurobiologische Weitergabe von Eltern zu ihren Kindern beziehungsweise über die komplexe Wechselwirkung zwischen diesen zwei Ebenen (Müller 2006a, 2006b; Barnes/Jacobs 2013; Ferguson et al. 2013; Raine 2013).

Insgesamt kann ein enger Zusammenhang zwischen Gewaltausübung von Jugendlichen und dem Erziehungsverhalten der Eltern als auch der Qualität der Beziehung von Eltern und Kindern empirisch als gut gesichert angesehen werden. Wir fragen in diesem Beitrag, in welcher internen Logik diese zueinander stehen, bzw. welche subjektive Bedeutung sie für die betroffenen Mädchen haben. Wir fragen des Weiteren, ob ein Mehrwert entsteht, wenn beide theoretischen Zugänge in Kombination verwendet werden.

3. Methodisches Vorgehen und Forschungsdesign: Überblick

3.1 Die Studie

Die Daten entstammen dem Forschungsprojekt „Soziale und personale Determinanten physischer Gewaltentwicklung weiblicher Jugendlicher“, welches von 2008 bis 2011 durch den Schweizerischen Nationalfonds unterstützt wurde. Im Rahmen der hier vorzustellenden Analysen berücksichtigten wir aus diesem Projekt zwei Mädchenstichproben. Die erste setzt sich aus 40 Mädchen im Alter von 13 bis 17 Jahren zusammen, welche in der Vergangenheit physische Gewalt ausgeübt hatten. Diese wurden interviewt und füllten einen Fragebogen aus. 21 dieser interviewten Mädchen übten aktuell keine Gewalt aus, 19 wandten Gewalt an.⁵ Weitere 224 Mädchen aus einer Schüler(innen)-Stichprobe (8. Schuljahr, Altersdurchschnitt 15,2, SD = 1,91) wurden im Klassenverband über einen Fragebogen schriftlich anonym befragt. Die anfallende Stichprobe bestand aus insgesamt 21 Schulklassen. 37.9% der Mädchen aus diesen Schulklassen hatten einen niedrigen, 44.2 % einen mittleren und 17.9% einen hohen Bildungsstatus. Der „sozio-ökonomische Status“ setzt sich aus dem höchsten Bildungsabschluss der Eltern und der Anzahl der Bücher im Haushalt zusammen (Hoffmeyer-Zlotnik/Geis 2003). Die elterliche Einwilligung wurde eingeholt und auf die Freiwilligkeit der Teilnahme der Schüler(innen) an der Befragung wurde explizit hingewiesen.

Im vorliegenden Beitrag werden die qualitativen Daten anhand zweier exemplarischer Fallbeispiele dargestellt. Grundlage für die vorliegenden quantitativen Analysen ist die erweiterte Stichprobe von 243 Mädchen, bestehend aus den 224 Mädchen der Fragebogenbefragung und den 19 interviewten, aktuell Gewalt ausübenden Mädchen.

3.2 Zum mixed-methods-Design der Studie: Verbindung unterschiedlicher Datenquellen und Analysemethoden

Die Verbindung von empirisch-qualitativen Daten mit empirisch-statistischem Material ergibt ein umfassenderes Bild des Gegenstandsbereichs (Kelle 2007: 50). Es werden erstens unterschiedliche Datenquellen (qualitative Interviews und Fragebögen) bzw. die darauf aufbauenden spezifischen Analysemethoden (grounded theory und Korrespondenzanalyse) und zweitens unterschiedliche Stichproben eingesetzt (vgl. Denzin 1978: 290ff.). Im Rahmen der hier vorliegenden Publikation legen wir ein besonderes Schwergewicht auf die Kongruenz (siehe hierzu Erzberger 1998). Dabei handelt es sich, bildlich gesprochen, um einen ‚Zangengriff‘ auf den Phänomenbereich (Denzin 1978; vgl. Glaser 1978).

Es werden zwei Interviews mit der erweiterten Mädchenstichprobe verglichen. Es handelt sich hierbei um ein multilevel-research-Design: „These are studies in which data from more than one level of organizations or groups are used to reach more comprehensive inferences regarding behaviors and/or events“ (Tashakkori/Teddlie 2008: 48).

5 Es wurde der Zeitraum der letzten drei Monate abgefragt.

Die Ergebnisse der Analyse der Interviews, dargestellt anhand zweier Fallbeispiele, strukturieren die Analyse der erweiterten Mädchenstichprobe (N=243). Zum Schluss werden die Ergebnisse der quantitativen Analyse wiederum auf die qualitativen Ergebnisse bezogen und diskutiert. Das gewählte multilevel-research-Design kann aufgrund der sequenziellen und inhaltlichen Priorisierung des qualitativen Zugangs als ein „dominant-less dominant design“ spezifiziert werden (vgl. Tashakkori/Teddlie 2008: 46).

3.3 Forschungsdesign und Auswertungsverfahren der qualitativen Teilstudie

Die Interviews wurden mit Mädchen im Alter von 13 bis 17 Jahren geführt, welche physische Gewalt ausübten. Das Sample wurde über verschiedene Wege rekrutiert (Vermittlung durch Gatekeeper in der Schulsozialarbeit, der Offenen Jugendarbeit und in therapeutisch-pädagogischen Wohnheimen, direkte Kontaktaufnahme in der Offenen Jugendarbeit und in Schulen). Es wurden insgesamt 40 Mädchen aus der gesamten Deutschschweiz befragt, dabei wurde eine breite Variation der Lebenssituationen der Interviewpartnerinnen angestrebt. Die problemzentrierten Interviews (Witzel 1985, 2000) dauerten ein bis zwei Stunden. Wichtige Themenbereiche waren insbesondere Erfahrungen in Familie, Schule, Freundeskreis, Gewalterfahrungen, Einstellungen zu Gewalt und eigene Gewalthandlungen. Alle Interviews wurden anonymisiert.

Die Planung, Durchführung und Auswertung der Interviews geschah im Sinne der grounded theory in ihrer konstruktivistischen Variante nach Charmaz (2005, 2006). Zentrale Komponenten sind die simultane Datensammlung und -auswertung, die Auswahl der Fälle nach theoretischen Kriterien,⁶ die schrittweise Differenzierung der Fragestellung und die kritische Überprüfung der eigenen (Vor-)Annahmen. Oberstes Prinzip ist das ständige und regelgeleitete Vergleichen. Auf diese Weise werden die Konzepte ausdifferenziert und zueinander in Beziehung gesetzt. Als zentrale induktiv formulierte Begrifflichkeiten standen im Mittelpunkt unserer Analyse die Phänomene „Respekt“, „Achtung“, „Nähe“, „Vertrauen“ und „Kontrolle/Kontrollverlust“. Die Beziehungen zu den Eltern erwiesen sich als zentral, um die innere Logik der Gewalthandlungen zu erschließen.⁷

Der eingangs dargestellte Forschungsstand wurde im Rahmen der Auswertung der Interviews aufgearbeitet. Die referierten theoretischen Konzepte dienten in der induktiv geprägten Auswertung der Interviews dazu, die herausgearbeiteten Ergebnisse theoretisch zu kontextualisieren. Sie erwiesen sich als fruchtbar für das Verständnis der im Analyseprozess entwickelten Phänomene. Der Fragebogen wurde entsprechend konzipiert.

6 Das Sampling entspricht nur bedingt den Kriterien eines theoretical sampling (vgl. die weiteren Ausführungen), da die Interviewpartnerinnen aus forschungspraktischen Gründen nicht gezielt nach sich entwickelnden theoretischen Kriterien ausgesucht werden konnten (vgl. die Diskussionen bei Kelle 2005; Mey 1999; Strauss/Corbin 1996).

7 Die ausführliche Darstellung des Auswertungsprozesses der Hauptphänomene findet sich bei Heeg (2009, 2013).

3.4 Erhebungsinstrumente und Auswertungsverfahren der quantitativen Teilstudie

3.4.1 Messinstrumente des Fragebogens

Vor dem Hintergrund der Ergebnisse der Interviews wurde der Fragebogen konzipiert. Für die hier interessierende Thematik wurden mehrere Skalen verwendet. Es handelt sich ausschließlich um Selbsteinschätzungen der Jugendlichen. Die eingesetzten Skalen wurden aus den Mittelwertscores gebildet und faktorenanalytisch auf Eindimensionalität hin überprüft.

Folgende Skalen wurden eingesetzt: Die Skala „Beziehung zu Eltern/Interaktionsdynamik“ enthält die Unterskalen „Autonomie“ und „emotionale Verbundenheit“. Diese Unterskalen wurden aufgrund der Kriterien von Mattejat (1993) entwickelt. Es handelt sich um sechs siebenstufige Polaritätsprofile. Die Beziehungen zur Mutter und zum Vater wurden gesondert abgefragt. Die Skala „Beziehung zum Vater“ weist einen Cronbach's Alpha-Wert von $\alpha = .78$ auf, diejenige der „Beziehung zur Mutter“ einen Wert von $\alpha = .80$.

Der elterliche Erziehungsstil wurde über drei Skalen abgefragt: 1) „Inkonsistenter Erziehungsstil“ ist eine Adaptation von Kassis (2003) beruhend auf dem Erziehungsstilinventar von Krohne and Pulsack (1996). Die Skala ($\alpha = .83$) gibt Auskunft über das von Jugendlichen wahrgenommene Ausmaß elterlicher Inkonsistenz in der Erziehung. 2) „Autoritärer Erziehungsstil“ ist eine Adaptation der Skala „Strafender Erziehungsstil“ von Fend (2000) durch Kassis (2003). Die aus vier Items bestehende Skala ($\alpha = .61$) misst elterliche Kontrollabsichten und die Durchsetzung dieser über Bestrafungen. 3) „Elterliche Beaufsichtigung“ wurde über vier Items gemessen ($\alpha = .75$) und thematisiert die positive Begleitung und Supervision der Jugendlichen durch ihre Eltern. Die Skala beruht auf der Skala „parental supervision“ von Loeber and Dishion (1984) und wurde von Kassis (2003) weiterentwickelt. Alle drei Erziehungsstilskalen wurden auf einer vierstufigen Likertskala beantwortet.

Die aus fünf Items bestehende Skala „körperliche Misshandlung Jugendlicher in der Familie“ von Meyer et al. (2005) thematisiert massive körperliche Gewalt, die Jugendliche durch ihre Eltern erfahren. Das Schlagen mit Gegenständen, Knochenbrüche, Prelungen wie auch sich daran anschließenden Arztbesuche werden auf einer sechsstufigen Likertskala erfasst. Der Cronbach's Alpha-Wert beträgt $\alpha = .83$.

Die aus vier Items bestehende Skala „Bereitschaft körperliche Gewalt auszuüben“ ist eine an Heitmeyer (1995) orientierte und von Kassis (2002) weiterentwickelte Skala. Sie thematisiert auf einer vierstufigen Likertskala, inwiefern die Jugendlichen bereit sind, Probleme mit Hilfe von Gewalt zu lösen. Der Cronbach's Alpha-Wert beträgt $\alpha = .82$.

Die Skala „Körperliche Gewalt ausüben“ ist eine Eigenentwicklung von Kassis (2003). Sie erfasst das Schlagen, Treten sowie Boxen und somit körperliche Angriffe gegen Gleichaltrige. Die acht Items der vierstufigen Likertskala weisen einen Cronbach's Alpha-Wert von $\alpha = .82$ auf.

3.4.2 Analyseverfahren der quantitativen Daten

Die Fragebogendaten ($N = 243$) wurden über Korrespondenzanalyse daraufhin überprüft, ob sich die in den Interviews gezeigten Zusammenhänge zwischen Interaktionsdynamik bzw. elterlichem Erziehungsstil und Gewalthandeln der Mädchen auch quantitativ feststellen lassen. Die Korrespondenzanalyse ist ein exploratives Verfahren, mit welcher die Datenstruktur einer Kontingenztafel visualisiert wird. Indem die Zeilen und Spalten der Tabelle grafisch als Punkte in einem Koordinatensystem dargestellt werden, sollen die darin enthaltenen Informationen verdichtet werden (Fromm 2010: 223). Je dichter zwei Ausprägungen beieinander liegen oder je ähnlicher deren Winkel zum Achsenkreuz sind, desto ähnlicher sind sie sich. Geringe Distanzen zwischen Merkmalsausprägungen können demnach als hohe Ähnlichkeit interpretiert werden (Blasius 2010: 367). Die Achsen der Korrespondenzanalyse werden inhaltlich bezeichnet. Dadurch kann ermittelt werden, welcher Faktor das wichtigste Unterscheidungsmerkmal bei der Zuordnung der in die Analyse eingebrachten Merkmale ist. Je höher also die einzelnen kanonischen Korrelationen ausfallen, desto stärker unterscheiden sich auch die Profile der ermittelten Daten. Dabei gilt es sich zu vergegenwärtigen, dass in der Korrespondenzanalyse Profile, aber keine absoluten Werte interpretiert werden können (vgl. Blasius 2001: 117).

3.5 Analyseschritte im Rahmen der hier vorgestellten Analysen

Die Darstellung der Analysen erfolgt in drei Schritten: In Analyseschritt Eins werden die Ergebnisse aus den Interviewdaten auf der Grundlage von zwei Fallstudien dargestellt, um die Kernkonzepte in ihrer Bedeutsamkeit nachvollziehbar zu machen. In Analyseschritt Zwei wird korrespondenzanalytisch an der größeren Mädchenstichprobe überprüft, ob sich die in den Interviews erkannten Zusammenhänge bestätigen lassen. In Analyseschritt Drei werden die Ergebnisse der qualitativen und der quantitativen Analysen aufeinander bezogen diskutiert.

4. Ergebnisse

4.1 Ergebnisse erster Analyseschritt: Darstellung zweier Fallbeispiele

Im Folgenden werden erst die familiären Interaktionen zweier weiblicher Jugendlicher dargestellt. Darauf wird die Spezifik ihrer Gewaltausübung rekonstruiert, indem exemplarisch aufgezeigt wird, in welchen Kontexten die Mädchen Gewalt anwenden, in welcher Art sich Gewalt vollzieht und wie die Mädchen diese legitimieren. Die Interviews tragen selbstverständlich weitere Interpretationsräume in sich, diesen wird im Rahmen dieses Beitrags nicht nachgegangen.

In jedem der 40 Interviews zeigten sich deutliche Zusammenhänge zwischen familiären Interaktionen und Gewalthandlungen. Die zwei Fälle für den hier vorliegenden Beitrag wurden nach dem Kriterium der Unterschiedlichkeit in Bezug auf die Beziehung zu

den Eltern ausgewählt, so dass sie exemplarisch die Heterogenität des Phänomenbereichs aufzeigen. Es handelt sich dabei um Prototypen, d.h. um reale Fälle, welche die Charakteristika der Gruppe repräsentieren und anhand derer gleichzeitig individuelle Besonderheiten deutlich werden (Kelle/Kluge 2000). Die Darstellung der Ergebnisse geschieht in der Logik eines „Blockverfahrens“ nach Kruse (2010: 238). Dies bedeutet, dass die nicht-linearen Prozesse qualitativer Analyse in eine lineare Form gebracht und die Daten vom Standpunkt der abgeschlossenen Forschungsarbeit her präsentiert werden. Dadurch können die Ergebnisse auf knappem Raum dargestellt werden, der Nachvollzug der Schlussfolgerungen ist in diesem Verfahren hingegen erschwert. Anhand einiger Interviewsequenzen wird exemplarisch Einblick in die Erkenntnisse der hermeneutischen Analyse gegeben (für weiterführende Ausführungen zur Analysetechnik siehe Heeg 2009). Die Auswahl der konkreten Textstellen geschah anhand der Eignung des Zitates, um einerseits den jeweiligen Fall – in Anlehnung an das Gütekriterium Repräsentation – zu *repräsentieren* (vgl. Kruse 2010: 252) und um andererseits unsere theoretischen Schlussfolgerungen treffend zu *illustrieren*.

4.1.1 Jessica: In der Ambivalenz gefangen

Jessica ist ein 15jähriges Schweizer Mädchen. Sie lebt als Einzelkind mit ihren leiblichen Eltern zusammen. In der Anfangssequenz des Interviews führt uns Jessica in einen wichtigen Moment in ihrem Leben ein:

„Ich war neun, das war irgendwie eines Morgens, und ich fand es immer lustig, wenn ich mich unter der Decke meines Vaters versteckt habe, wenn er mich wecken kam. Denn meine Mutter hat gearbeitet, mein Vater kann nicht arbeiten, er ist IV-Rentner. Und eines Morgens hat es einfach an der Tür geklingelt, und dann hat es gescheppert und alles, und ich habe nichts verstanden, dann bin ich an die Tür und habe die Tür geöffnet und hab raus geschaut und sah, wie mein Vater mit einer Waffe am Boden liegt und es waren Polizisten, und irgendwie haben sie gesagt, ja wir haben dich, du Drecksau.“

Jessica betont in ihrer Erzählung ihre nahe Beziehung zum Vater im Alter von neun Jahren. Sie wartete unter seiner Decke, dies symbolisiert körperliche Nähe.⁸ Kombiniert mit der fröhlichen Erwartungshaltung Jessicas, vom Vater dort gefunden zu werden, lässt sich zusätzlich zur körperlichen Nähe auch eine emotionale Nähe rekonstruieren. Jessica charakterisiert das Weckritual als regelmäßig und vergnüglich, und beide Teile waren aktiv beteiligt. Außerdem zeigt sich, dass der Vater mit dem Wecken Erziehungsaufgaben wahrnahm. Dieses morgendliche Routine brach unvermittelt ein, als ihr Vater, für Jessica völlig unerwartet, durch mehrere bewaffnete Polizisten überwältigt und verhaftet wurde.

Im Laufe des Interviews erfahren wir, dass ihr Vater wegen Mordes zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Auch Jessica kennt nicht nur eine emotional zugewandte Seite, sondern auch eine gewaltsame Seite des Vaters.

„Seit mein Vater eben aus dem Gefängnis ist, schlägt er auch mich wieder. Also nicht wieder, also, die Schläge fangen halt wieder an, schlägt er halt mich, weil er seine Aggressivität halt nicht unter_

8 Es könnte danach gefragt werden, weswegen Jessica sich am Morgen im Bett ihres Vaters aufhält, und ob dies auf sexuellen Missbrauch hinweisen könnte. Da Jessica im Interview keine weiteren Andeutungen macht, welche in diese Richtung weisen, kann diese Frage nicht beantwortet werden.

weil, im Knast ist so, hm, du musst dich durchkämpfen, weil sonst bist du halt nichts. Und ja, dann fing er halt mit dem wieder an.“

Die Gewalt gegen Jessica begann offenbar schon in frühen Jahren ihrer Kindheit, da Jessicas Vater sie „wieder“ schlägt, nachdem er aus dem Gefängnis entlassen wurde. Jessica begründet dies zuerst damit, die Gewaltanwendung sei Resultat mangelnder Affektkontrolle. Sie führt dies nicht weiter aus, sondern leitet in einen zweiten, stärker rechtfertigenden Argumentationsstrang über, nach welchem die Lebenssituation im Gefängnis eine instrumentelle Gewaltausübung nötig machte.

Jessicas Vater agiert für Jessica unvorhersehbar und widersprüchlich, er begegnet ihr mal gewaltsam, mal liebevoll. Von ihr erwartet er hingegen konsistentes Verhalten:

„Und es ist auch so, ich, ich darf nie einen schlechten Tag haben, ich muss immer gut gelaunt sein, ich muss immer über alles reden wenn's mir schlecht geht.“

Laut Jessica fordert ihr Vater von ihr, emotional ausgeglichen und gut gelaunt zu sein, und sich, wenn dies nicht der Fall ist, dem Vater mitzuteilen und sich somit emotional zu öffnen. Jessica lässt im weiteren Verlauf des Interviews offen, ob sie dies auch tut. In der Sprache Mattejats verlangt der Vater von Jessica eine hohe emotionale Verbundenheit und gewährt ihr dabei geringe Autonomie. Insgesamt empfindet Jessica ihrem Vater gegenüber ambivalent: Einerseits liebt sie ihn „über alles“, andererseits sagt sie, sie „hasse ihn irgendwie auch“.

Jessica erwähnt die Mutter im Interview nur selten, obwohl die beiden während des Gefängnisaufenthalts des Vaters zu zweit lebten. In einer der wenigen Sequenzen erzählt Jessica, dass der Vater ihrer Mutter fälschlicherweise ein Verhältnis unterstellte. In einer anderen Sequenz schildert Jessica die täglichen Streitigkeiten zwischen den Eltern. Jessica thematisiert damit die Mutter in ihrer Rolle als Ehefrau. Auch in einer Konkurrenzrolle zu Jessica wird ihre Mutter beschrieben. Jessica wirft der Mutter vor, sie habe nach der Festnahme des Vaters ihr Leiden demonstrativ betont und habe viel Anteilnahme erhalten, während Jessica kaum beachtet wurde.

Nur an einer Stelle tritt die Mutter in ihrer Mutterrolle auf. Laut Jessica beschimpfte und schlug eine Tagesmutter sie regelmäßig. Ihre Mutter bemerkte dies, als Jessicas Leistungen in der Schule nachließen. Die Mutter beendete, wenn auch verspätet, das missbräuchliche Verhältnis der Tagesmutter. Bezüglich der Gewaltausübung des Vaters gegenüber Jessica bleibt die Mutter im Interview unsichtbar.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Jessicas Vater ist sowohl Aggressor als auch Liebespender. Emotionale Nähe gibt er nur, wenn Jessica seinen Erwartungen entspricht. Die Beziehung von Jessica und ihrem Vater kann als Fusion charakterisiert werden. Sein Erziehungsstil erscheint sowohl autoritär als auch inkonsistent. Für Jessica ist er die zentrale Identifikationsfigur. Die Beziehung zur Mutter ist schwach ausgeprägt und würde in den Worten Mattejats als Isolation beschrieben werden. Das Erziehungsverhalten der Mutter lässt sich anhand des Interviews nicht rekonstruieren.

Spezifik der Gewaltausübung und kontextuale Einbettung

In den Erzählungen und Argumentationen zum Thema physische Gewalt taucht die Verteidigung der Familienehre als zentrales Motiv mehrfach auf und nimmt viel Raum ein.

Beispielhaft wird hier eine kurze Sequenz aus der Schilderung von Jessicas letzter Schlägerei vorgestellt. Jessica beschreibt eine Auseinandersetzung mit einem Mädchen auf dem Schulhof.

„Meine Familie ist mir eigentlich irgendwie auf eine Art scheißegal, aber irgendwie bedeutet sie mir alles. Und das heißt, beleidige nie meine Eltern, weil dann bist du einfach tot (lacht). Und dann hast du einfach einen Genickbruch und landest im Spital. Und, ehm, sie hat dann irgendwie gefunden, ja ficke deinen Vater. Und dann hat's bei mir gemacht: tack (schnipst dazu mit Finger). Und ich bin voll ausgerastet, das heißt ich bin hingegangen, packte sie, sagte was hast du gesagt? Danach fand sie irgendwie, ja äh lass mich los und so oder. Dann hab ich gesagt, ja warum soll ich dich loslassen, ich meine, du beleidigst meinen Vater, also kann ich mit dir machen, was ich jetzt will.“

Auch wenn Jessica zu Beginn des Zitates die Ambivalenz, die sie zu ihrem Vater fühlt, hinsichtlich ihrer Familie wiederholt, muss sie in ihrem Empfinden eine Beleidigung der Familie, beziehungsweise in hier beschriebenen Situation: des Vaters, mit allen Mitteln bekämpfen. Dabei beschreibt Jessica einen Automatismus.

Insgesamt hat Jessica zu ihrem Gewalthandeln eine ambivalente Beziehung. Sie ist einerseits stolz auf ihre eigene Kraft. Andererseits bedauert Jessica, dass ihre Gewaltausübung Distanz zu ihren Mitmenschen schafft, und betont ihre „andere“, „liebe“ Seite. Gleichzeitig erlebt Jessica ihre Aggressivität als integralen Bestandteil ihrer Persönlichkeit, welcher ihr von ihrem Vater „vererbt“ wurde und damit nicht beeinflussbar ist.

Jessica als Gewalt Ausübende bestimmt im Peerkontext die Regeln. Gewalt führt aber auch zu Verletzungen und zu Distanz, dies will sie eigentlich nicht. Bei ihrem Vater hat sie direkt miterlebt, wie er Nähe zu ihr sucht, durch sein Gewaltverhalten aber Distanz schafft. Jessica fühlt sich ihren eigenen Aggressionen hilflos ausgeliefert. Sie liebt und sie hasst diesen unkontrollierbaren Teil ihrer selbst, ähnlich wie ihren Vater. So reinszeniert sie über ihre Gewalthandlungen das Dilemma ihrer familiären Interaktionsdynamik: Menschen nah sein zu wollen und sich gleichzeitig durchsetzen zu müssen.

4.1.2 Tamana: Die verachtete, aber wirksame Gewalt

Tamana ist 15 Jahre alt. Sie lebt mit ihren Eltern und einem jüngeren Bruder zusammen. Die Familie immigrierte aus Afghanistan in die Schweiz, als Tamana fünf Jahre alt war. Die Eltern orientieren sich an traditionellen muslimischen Normen. Dies führt zu vielfältigen Konflikten, insbesondere mit ihrem Vater.

„Wir schauen zusammen Fernsehen zum Beispiel. Sagt er (der Vater) mir, setz dich richtig hin. Also, obwohl ich wirklich normal sitze. Sagt er das, oder wie sind deine Haare, oder du bist zu stark geschminkt. Oder das oder das. Immer hat er etwas zu schimpfen. Und ich habe gemerkt, okay, wenn es ihn stört, dann bleibe ich halt im Zimmer. Bin ich immer im Zimmer geblieben. Jetzt sagt er zu meiner Mutter, schau mal, deine Tochter will uns nicht sehen.“

Tamana beschreibt, dass sie sich in ihrer Körperlichkeit permanent beobachtet und bewertet fühlt. Sie versucht sich deswegen dem Blick ihres Vaters zu entziehen, was dieser gegenüber seiner Frau bemängelt. Auch in anderen Bereichen entspricht Tamana den Vorstellungen ihrer Eltern nicht. Bildung spielt für Tamanas Eltern eine große Rolle – beide haben anspruchsvolle Ausbildungen absolviert –, und ihr Vater war sehr enttäuscht, als Tamanas Schulleistungen kontinuierlich sanken und sie in eine Schulstufe mit niedrigerem Anspruchsniveau wechseln musste. Tamanas Mutter wird von Tamana als die sanfte

Komplizin ihres Vaters charakterisiert, die zwar mehr Milde walten lässt, aber grundsätzlich die gleichen Erwartungen an die Kinder hat wie ihr Mann.

Tamana erzählt, dass sie von ihren Eltern stark kontrolliert wird und sich aus Furcht meist an die Regeln der Eltern hält. Die Eltern vertreten dabei den Standpunkt, sie hätten das Recht, ihre Kinder zu schlagen. Tamana kritisiert dies und distanziert sich damit von der Einstellung, dass körperliche Gewalt eine legitime Form der Einflussnahme ist.

Zusammenfassend lässt sich sagen: In Tamanas Familie wird unangepasstem Verhalten mit Kälte begegnet und mit autoritärer Kontrolle entgegengewirkt. Tamanas Streben nach Autonomie findet keinen Raum. Mit Mattejat gesprochen, findet sich Tamana in einer Beziehungsdynamik des Typus Isolation. Tamana verurteilt das autoritäre Verhalten ihrer Eltern und hat insgesamt weder zum Vater noch zur Mutter eine nahe Beziehung. Sie gibt an, oft unglücklich zu sein.

Spezifik der Gewaltausübung und kontextuale Einbettung

Tamana ist mit einem Mädchen namens Maria befreundet, mit der sie die Freizeit verbringt. Sie bewundert Maria, weil diese von allen respektiert wird.

„Zum Beispiel eine Schwache tun sie plagen, sagen hinter ihrem Rücken, komm, was will die mir schon machen. Aber bei Maria haben sie einfach, Respekt einfach. Sagen jetzt nichts hinter dem Rücken und so.“

Tamana interpretiert die sozialen Spielregeln in ihrem Umfeld dahingehend, dass durch die (angedrohte) Unterdrückung anderer eine Freiheit von eigener sozialer Schikane und Unterdrückung ermöglicht wird. Die beiden Freundinnen nehmen laut Tamana in verschiedenen Cliquen eine dominante Rolle ein. Die Gruppen grenzen sich durch Provokation und Einschüchterung von Nicht-Mitgliedern ab und schaffen dadurch ein Gruppengefühl. Tamana genießt das Gefühl von Stärke und Zusammengehörigkeit. Dabei verwendet Tamana physische Gewalt nur ungern und selten. Sie begründet dies damit, dass sie ihr eigenes Gewalthandeln als moralisch falsch beurteilt und ihr die Opfer leidtun. Tamana verfügt jedoch über keine alternativen Handlungsstrategien, um Status und Anerkennung zu erlangen und sich in Konflikten durchzusetzen. Sie setzt Gewalt und vor allem die Androhung von Gewalt instrumentell ein. Tamana geht nur auf eine Situation detailliert ein, in welcher sie physische Gewalt anwandte.

„Sie war wie ein kleines Prinzesschen. Wir waren in der sechsten Klasse und ihre Eltern waren, keine Ahnung, von irgendwo gekommen, um ihr Essen zu der Pause zu bringen, und das jeden Tag. [...] Zum Beispiel bei der Schlägerei hat dieses Mädchen der Mutter alles erzählt. Und die haben ihre Tochter unterstützt, haben gesagt, komm, wir rufen bei denen an und so. Würde ich das meinen Eltern erzählen, sie würden mich beschuldigen. Sie würden mir nicht zuhören.“

Als Grund für ihr Gewalthandeln und als Rechtfertigung erklärt sie, das Opfer-Mädchen werde von ihren Eltern verwöhnt. Tamana findet in der Art und Weise, wie dieses Mädchen von ihren Eltern unterstützt wird, eine Legitimation, um das Mädchen zu verachten und die eigene Gewaltanwendung zu erklären. Gleichzeitig wird ihr durch den Vergleich mit dem anderen Mädchen ihre eigene missliche familiäre Situation deutlich.

Insgesamt ist Gewaltausübung und insbesondere Gewaltandrohung für Tamana Mittel zum Zweck. Sie vermeidet dadurch im Peerkontext die ohnmächtige Rolle, die sie in ih-

rem Elternhaus einnimmt. Sie würde wahrscheinlich auf Gewalt verzichten, wenn sie andere Möglichkeiten für eine selbstbestimmte Rolle im sozialen Feld erkennen würde. Zugleich belastet ihre Gewaltausübung die Beziehung zu den Eltern zusätzlich.

4.1.3 Hauptkenntnisse aus den Fallstudien

Aufgrund des qualitativen Datenmaterials lässt sich konkludieren, dass die individuelle Spezifik der Gewaltausübung, also die Frage, in welchen Kontexten Gewalt entsteht, wie sie sich vollzieht und legitimiert, bei den hier vorgestellten weiblichen Jugendlichen aus den familiären Interaktionsdynamiken verstehbar wird. Die Mädchen nehmen im Peerkontext auf die in der Familie gelernten Denklogiken Bezug. Insofern kann Gewaltausübung als ein Ausdruck der Weiterbearbeitung dieser Interaktionsregeln und deren Sinnbedeutung verstanden werden.

Auffällig ist dabei, dass die Mädchen in ihrem Sprechen über die eigene Gewaltausübung die gleichen emotionalen Sprachcodes benutzen wie beim Sprechen über ihre Eltern. Sowohl Tamana als auch Jessica wollen in der Peergroup nicht die gleiche (Opfer-) Rolle wie in den familiären Beziehungsdynamiken übernehmen.

Jessica identifiziert sich mit ihrem Vater und übernimmt im Gewaltakt seine Rolle. Die Ambivalenz in der Beziehung zu ihrem Vater zeigt sich in der Ambivalenz zu ihrem eigenen Gewalthandeln. Tamana lehnt den autoritären Erziehungsstil ihrer Eltern ab und fühlt sich in ihrem Autonomiestreben stark eingeschränkt. Sie missbilligt Gewalt, setzt sie jedoch als wirksames Instrument ein.

In den beiden Fällen zeigen sich Unterschiede in der Relevanz der zwei theoretischen Erklärungsebenen. In Jessicas Interview liegt der Fokus auf der Beziehungsdynamik zu ihrem Vater, welche sich mit Mattejats Typus der „Fusion“ beschreiben lässt. Tamanas Hauptthema ist das autoritäre Erziehungsverhalten ihrer Eltern, welches sich in Verbindung mit wenig emotionaler Nähe von Seiten der Eltern ausgeübt wird. Über alle Interviews hinweg gesehen, sprechen die von uns interviewten Mädchen deutlich ausführlicher über ihre emotionale Beziehung zu ihren Eltern als über deren Erziehungsverhalten.

Der Zusammenhang zwischen schwierigen familiären Beziehungen und eigenem Gewalthandeln darf nicht als linear-monokausale Beziehung verstanden werden. Vielmehr verarbeiten die Mädchen in komplexen biografischen Prozessen vielfältige Erfahrungen (siehe beispielsweise die Darstellungen von Sutterlüty 2003; Heeg 2009; Silkenbeumer 2007).

4.2 Ergebnis zweiter Analyseschritt: Die Korrespondenzanalyse

In der erweiterten Stichprobe über $N = 243$ Mädchen wird die Verallgemeinerungsfähigkeit unserer Ergebnisse geprüft. Tabelle 1 zeigt zentrale Kennwerte der Variablen.

Tabelle 1: Kennwerte der eingeführten Variablen

Variablen	Mittelwert	Standardabweichung
Selbstregulation und emotionale Beziehung zu Vater	3,34	1,10
Selbstregulation und emotionale Beziehung zu Mutter	3,59	,94
Inkonsistenter Erziehungsstil	1,20	,40
Autoritärer Erziehungsstil	1,37	,48
Beaufsichtigender Erziehungsstil	1,79	,40
Körperliche Misshandlung durch die Eltern	1,24	,43
Gewaltbereitschaft	1,29	,45
Physische Gewalt ausübende Mädchen	1,21	,41

N = 243 Mädchen

Über die Korrespondenzanalyse wird untersucht, ob die aus den zwei Fallanalysen ermittelten Beziehungen zwischen Beziehungsdynamik, elterlichem Erziehungsstil und Gewaltorientierung sich auch in einer größeren Stichprobe bestätigen lassen. Dem *dominant-less dominant design* nach Tshakkori und Teddlie (2008: 44) folgend, wird der Forschungsfrage von Einzelfallstudien hin zu einem erhärteten Typisierungsvorschlag (vgl. Kelle/Kluge 1999) nachgegangen.

Die Indikatoren „beaufsichtigender Erziehungsstil“, „inkonsistenter Erziehungsstil“, „autoritärer Erziehungsstil“ und „Gewaltakzeptanz“ wurden dichotomisiert (neuer Wert 1 = gar nicht zutreffend/eher nicht zutreffend; neuer Wert 2 = eher zutreffend, völlig zutreffend). Die Gewaltindikatoren „physische Gewaltausübung“ und „physische Misshandlung durch Eltern“ wurden über die Abwesenheit von Gewalt dichotomisiert (neuer Wert 1 = nicht zutreffend; neuer Wert 2 = selten, oft, sehr oft).

Die zwei Dimensionen der Korrespondenzanalyse zu den Mädchen, über die kanonischen Korrelationen ermittelt (vgl. Tabelle 2), setzen sich folgendermaßen zusammen: Die erste Dimension enthält die Faktoren Einsatz physischer Gewalt (.432), Selbstregulation und emotionale Beziehung zur Mutter (.310), den inkonsistenten (.447), den autoritären (.340) und den aufsichtigenden (.289) Erziehungsstil, Gewaltbereitschaft (.342) und körperliche Gewalt durch die Eltern (.364). Die zweite Dimension dagegen wird einzig über die Beziehung zum Vater (.415), charakterisiert. Diese Beziehung scheint damit eine besonders hohe Erklärungskraft zu haben.

Tabelle 2: Diskriminanzmaße

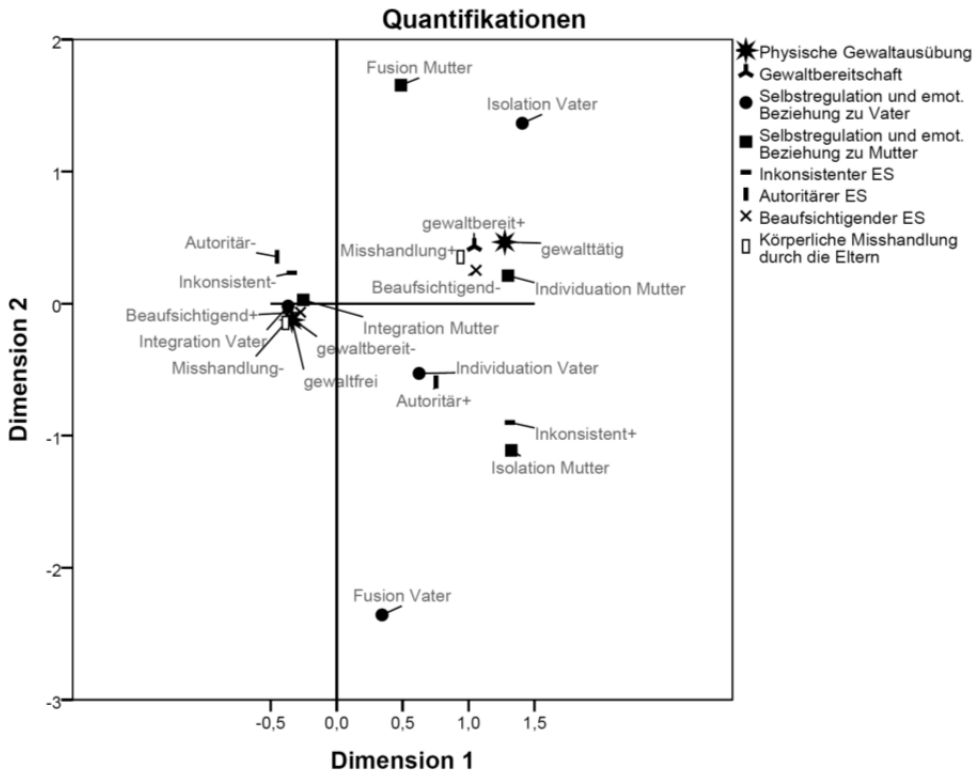
	Dimension	
	1	2
Selbstregulation und emotionale Beziehung zu Vater	,384	,415
Selbstregulation und emotionale Beziehung zu Mutter	,310	,211
Inkonsistenter Erziehungsstil	,447	,210
Autoritärer Erziehungsstil	,340	,211
Beaufsichtigender Erziehungsstil	,289	,017
Körperliche Misshandlung durch die Eltern	,364	,051
Gewaltbereitschaft	,342	,059
Physische Gewalt ausübende Mädchen	,432	,058

N = 243 Mädchen

Es können zwei voneinander getrennte Erfahrungskontexte ausgemacht werden. Ein Erfahrungskontext umschreibt dabei die Charakteristika von Mädchen, welche keine physische Gewalt anwenden, der andere diejenigen der Gewalt anwendender Mädchen (im Folgenden der Lesbarkeit wegen verkürzt „gewaltfrei“ und „gewalttätig“ genannt).

Auf der gewaltfreien Seite (siehe Abbildung 2) gehen eine niedrige Gewaltbereitschaft (Gewaltbereit-) mit hohen Werten in der elterlichen Beaufsichtigung (Beaufsichtigend+), und niedrigen Werten des autoritären (Autoritär-) wie auch inkonsistenten (Inkonsistent-) Erziehungsstils, sowie keiner physischen Misshandlung durch die Eltern (Misshandlung-) einher. Diese Merkmale korrespondieren mit der Integration zum Vater wie auch zur Mutter. Entwicklungsförderliche familiäre Beziehungen manifestieren sich demnach in vielen Gelingensbereichen und kennzeichnen sich durch emotionale Nähe zwischen Eltern und Tochter, psychologische Autonomie der Tochter und Beschränkung ihrer Handlungsautonomie.

Abbildung 2: Korrespondenzanalyse (N=243, eigene Berechnung)



Die ‚gewaltbelastete‘ Seite (gewalttätig+) ist über verschiedene Faktoren gekennzeichnet, nämlich über eine hohe Gewaltbereitschaft (Gewaltbereit+), niedrige Werte elterlicher Beaufsichtigung (Beaufsichtigend-), und hohe Werte des autoritären (Autoritär+) wie auch des inkonsistenten (Inkonsistent+) Erziehungsstils. Dies geht zugleich mit Erfahrungen physischer Misshandlung durch die Eltern (Misshandlung+) einher.

Auffällig sind die räumlichen Unterschiede zwischen den zwei Gruppierungen. Gewaltfreiheit steht in enger räumlicher Nähe mit positiven Merkmalen der Beziehungsdynamik zu den Eltern und deren Erziehungsverhalten. Die familiären Beziehungen der gewaltbelasteten Mädchen sind dagegen heterogener. So scheint eine Vielzahl belastender Einzelelemente des Geschehens in Familien mit der Gewaltausübung weiblicher Jugendlicher in Zusammenhang zu stehen.

5. Vergleich korrespondenzanalytischer Ergebnisse mit Fallbeispielen

Dem *dominant-less dominant design* von Tashakkori und Teddlie (2008) folgend, wurden die Ergebnisse aus der qualitativen Studie in der quantitativen Analyse zur Diskussion gestellt. Die qualitative Studie bestimmte quasi die Blickrichtung unserer Analysen. Unser Design erlaubte uns, a) unterschiedliche Datenquellen und die daran angeschlossenen Analysemethoden sowie b) Ergebnisse aus verschiedenen Stichproben zueinander in Verbindung zu setzen.

Insgesamt ergänzen sich die Ergebnisse aus den qualitativen und quantitativen Analysen. Die Einzelfallanalysen machten die biographischen Prozesse sichtbar, in denen in Gewalthandlungen familiäre Thematiken weiterbearbeitet werden. Die Wichtigkeit der Dimensionen Erziehungsstil und Beziehungsdynamiken variiert dabei, so die Interviewanalysen, von Fall zu Fall. Bei allen Fallanalysen sind in Familien Gewalt ausübender Mädchen (fehlende) psychologische Eigenständigkeit und (fehlende) Autonomie des Handelns eng miteinander verknüpft. Diese Interaktionslogiken und die damit verbundenen Ambivalenzen in Einstellungen und Handeln spiegeln sich im Gewalthandeln wider.

In der Korrespondenzanalyse über die Gesamtstichprobe lassen sich die Zusammenhänge von Erziehungsstil, Beziehungsdynamik zu den Eltern und Gewalthandeln räumlich darstellen. Im Vergleich mit gewaltfreien Mädchen zeigt sich eine hohe Heterogenität in den familiären Hintergründen Gewalt ausübender Mädchen. Gewaltfreiheit hingegen steht in engem Zusammenhang mit emotionaler Verbundenheit, psychologischer Eigenständigkeit *und* gleichzeitig mit Beaufsichtigung durch die Eltern. Insofern lassen sich die familiären Hintergründe Gewalt ausübender weiblicher Jugendlicher am Treffendsten darüber charakterisieren, was ihnen fehlt, nämlich die Kombination von emotionaler Nähe, Freiheit des Denkens und Einflussnahme der Eltern auf der Handlungsebene.

6. Diskussion und Fazit

Mädchen, welche physische Gewalt ausüben, so der Kern unserer Ergebnisse, haben belastete familiäre Hintergründe, wobei sich diese Belastung in unterschiedlicher Weise ausdrückt. Manche Eltern treten autoritär, andere inkonsistent oder beides auf, oder sie nehmen kaum Einfluss auf ihre Töchter (Cullen/Unnever/Hartman/Turner/Agnew 2008; Rebellon/Piquero/Piquero/Thaxton 2009; Beelmann/Raabe 2007). Die Beziehungsdynamik ist oft gekennzeichnet durch fehlende emotionale Nähe. Andere Mädchen fühlen sich ihren Eltern verbunden, ihnen wird aber wenig psychologische Eigenständigkeit zuge-

standen. Nochmals anderen fehlt sowohl Bindung als auch Autonomie (Mattejat 1993). So scheint es ganz unterschiedliche Formen des Scheiterns an der Erfordernis zu geben, weibliche Jugendliche darin zu begleiten, ihre Konflikte ohne physische Gewalt zu lösen. Die Eltern adoleszenter Töchter haben ihren Kindern emotional zur Verfügung zu stehen, ihnen Freiraum für eigenständige Positionen zu geben und ihre erzieherische Kontroll- und Einflussfunktion in liebevoller und zugewandter Weise auszuüben.

Insgesamt bedeutet der Einbezug beider theoretischer Perspektiven eine Differenzierung der Aussagemöglichkeiten, so dass die Einzelfallspezifika präzise beschrieben werden können. Über alle Fallbeispiele hinweg gesehen erwies sich die theoretische Perspektive der Beziehungsdynamiken für die Interviews als fruchtbarer als das Konstrukt Erziehungsstil. Die Ursache dafür sehen wir darin, dass im Konstrukt der Beziehungsdynamik der Faktor „emotionale Verbundenheit“ zwischen Eltern und Kindern seine Bedeutung erst im Zusammenhang mit elterlich gewährter Autonomie erhält. Diese Differenzierung erwies sich insgesamt als zentral, um die Falldynamiken fassen zu können.

Dass das Konstrukt Erziehungsstil für das Verständnis der Interviews weniger gewinnbringend war, sehen wir darin begründet, dass die von uns interviewten Mädchen eine Beschränkung ihrer Handlungsautonomie durch die Eltern bei gleichzeitiger hoher emotionaler Verbundenheit nicht erleben. Insofern ist der Mehrwert des Erziehungsstils als theoretische Brille bei der Interpretation der Interviews gering, da der nur innerhalb dieses theoretischen Rahmens formulierte Aspekt einer positiv erlebten Beschränkung von Handlungsautonomie in den Fallbeispielen nicht vorhanden ist. Gegenüber dem Konzept Beziehungsdynamik erweitert das Konzept Erziehungsstil somit die Möglichkeiten nicht grundlegend, die familiären Verhältnisse Gewalt ausübender Mädchen zu beschreiben.

In der Korrespondenzanalyse über die Gesamtstichprobe zeigt sich hingegen die Bedeutsamkeit sowohl des Erziehungsstils als auch der Beziehungsdynamik zu den Eltern. Gewaltfreiheit steht in enger räumlicher Nähe mit positiven Merkmalen der Beziehungsdynamik zu den Eltern und deren Erziehungsverhalten. Diese Homogenität weist darauf hin, dass diese Eltern und ihre heranwachsenden Töchter verschiedene Herausforderungen positiv bewältigen – und dies auf eine vergleichbare Weise.

7. Limitierungen

Im vorliegenden Beitrag wurde der Ertrag eines Mixed-Methods-Designs erprobt. Die Aufbereitung der Ergebnisse erwies sich als herausfordernd. Es waren zwei methodische Verfahren zu beschreiben, deren Ergebnisse darzustellen und in Bezug zueinander zu diskutieren. In den Fallbeispielen konnte dadurch die Herleitung der Schlussfolgerungen auf der Grundlage hermeneutischer Analyseverfahren nur ansatzweise dargestellt werden. Der Bezug auf die als Klammer verwendeten theoretischen Konzepte geschieht in für qualitative Forschung ungewohnter, deduktiv anmutender Art. Der Mehrgewinn durch den Vergleich der verschiedenen Daten aufeinander ging somit mit Einschränkungen in der Darstellungstiefe einher.

Bei der Auswahl des Analyseverfahrens ließen wir uns einerseits und primär von Entscheidungen leiten, die den Kern unserer Fragestellung betreffen (Beziehungen zwischen

unterschiedlich skalierten und nicht-normalverteilten Variablen herstellen, die nicht in einem klassischen Verhältnis von „unabhängigen“ und „abhängigen“ Variablen zueinander stehen). Andererseits mussten pragmatische Setzungen berücksichtigt werden, so die Stichprobengröße und -zusammensetzung. So hätten Mehrebenenanalysen dahingehend Sinn ergeben, dass dadurch das Klassengeschehen genauer hätte analysiert werden und so die Abhängigkeiten der Einzelwerte der Schülerinnen von den Ausprägungen der anderen Jugendlichen hätten identifiziert werden können. Dies ließ sich aber auch deswegen nicht umsetzen, weil die 19 interviewten gewaltaffinen Mädchen aus der ersten Stichprobe keiner der untersuchten Schulklassen zugehörig waren und damit für eine mehrebenenanalytische Auswertung nicht zur Verfügung standen.

Trotz der Limitationen erwies sich die Kombination der gewählten Datenzugänge als sinnvoll, da sich so einerseits in den qualitativen Einzelanalysen die Spezifik des Gewalthandelns der Mädchen darstellen lässt und sich andererseits die daraus gewonnenen Erkenntnisse durch die Korrespondenzanalyse kontextualisieren lassen, da hierbei auch Mädchen einbezogen wurden, welche keine physische Gewalt anwenden.

Die gewählte variablenbasierte Auswertung im Rahmen der Korrespondenzanalyse hat den Vorteil, dass wir innerhalb unserer Stichprobe die Beziehungen beziehungsweise Korrespondenzen zwischen den Variablen aufnehmen konnten. Diesen Vorteil erkaufte wir uns mit der Limitierung, dass wir keine einzelfallbezogene korrespondenzanalytische Auswertung vornehmen konnten, weil $n=1$ gewesen wäre.⁹

Im Rahmen des hier eingesetzten Fragebogens wurde der Erziehungsstil einzig in einer pauschalen Form, beide Eltern ansprechend, eingesetzt. Dadurch konnten der spezifische Erziehungsstil und damit auch die gegebenenfalls spezifischen Effekte von Mutter oder Vater in der Korrespondenzanalyse nicht dargestellt werden.

Eine weitere Limitation unserer Studie liegt in der Begrenzung auf eine Mädchenstichprobe. Damit fehlt die Möglichkeit, vergleichende Aussagen über die Spezifik von Gewalthandeln durch Mädchen und durch Jungen zu machen.

Zudem stützen wir unsere Aussagen allein auf die Selbstauskunft der weiblichen Jugendlichen. Wir erheben nicht den Anspruch, die familiären Interaktionen vertieft rekonstruiert zu haben. Dazu wären Beobachtungen, Interviews mit den Eltern und Familieninterviews notwendig gewesen. Auch eine (familien-)biografische Perspektive wäre hierbei hilfreich gewesen, um das aktuelle Handeln der Beteiligten in ihrer Prozesshaftigkeit zu rekonstruieren.

Literatur

- Artz, S. (1996). On becoming an object. *Journal of Child & Youth Care*, 11, 2, S. 17-37.
- Artz, S., Nicholson, D. & Magnuson, D. (2008). Examining sex differences in the use of direct and indirect aggression. *Gender Issues*, 25, 4, S. 267-288.
- Barnes, J. & Jacobs, B. A. (2013). Genetic risk for violent behavior and environmental exposure to disadvantage and violent crime: The case for gene-environment interaction. *Journal of Interpersonal Violence*, 28, 1, S. 92-120.

9 Obwohl eine Korrespondenzanalyse grundsätzlich mit $n=1$ gerechnet werden kann, werden die Diskriminationsmaße solcher Auswertungen kaum mehr interpretierbar.

- Beelmann, A. & Raabe, T. (2007). *Dissoziales Verhalten von Kindern und Jugendlichen: Erscheinungsformen, Entwicklung, Prävention und Intervention*. Göttingen: Hogrefe.
- Bergman, L. R. & Andershed, A.-K. (2009). Predictors and outcomes of persistent or age-limited registered criminal behavior: A 30-year longitudinal study of a Swedish urban population. *Aggressive Behavior*, 35, 2, S. 164-178.
- Blasius, J. (2001). *Korrespondenzanalyse*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Blasius, J. (2010): Korrespondenzanalyse. In: Wolf, C. & Bes, H. (Hrsg.), *Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 367-389.
- Bohnsack, R., Loos, P., Schäffer, B., Städtler, K. & Wild, B. (1995). *Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Böttger, A. (2004). „Und dann ging so 'ne Rauferei los...“ Eine qualitative Studie zu Gewalt an Schulen. In: Holtappels, H. G., Heitmeyer, W., Melzer, W. & Tillmann, K.-J. (Hrsg.), *Forschung über Gewalt an Schulen. Erscheinungsformen und Ursachen, Konzepte und Prävention*. Weinheim: Juventa Verlag, S. 155-167.
- Bruhns, K. & Wittmann, S. (2002). *„Ich meine, mit Gewalt kannst du dir Respekt verschaffen“*. Mädchen und junge Frauen in gewaltbereiten Jugendgruppen. Opladen: Leske + Budrich.
- Charmaz, K. (2005). Grounded theory in the 21st century. Applications for advancing social justice studies. In: Denzin, N. K., & Lincoln, Y. S. (Hrsg.), *The Sage handbook of qualitative research*. Thousand Oaks: Sage, S. 507-535 (3. Auflage).
- Charmaz, K. (2006). *Constructing grounded theory. A practical guide through qualitative analysis*. London: Sage.
- Conrads, J. & Möller, R. (1995). Individualisierung und Gewalt – die geschlechtsspezifische Sichtweise. In: Heitmeyer, W., Collmann, B., Conrads, J., Matuschek, I., Kraul, D., Kühnel, W., Möller, R. & Ulbrich-Herrmann, M. (Hrsg.), *Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus*. Weinheim: Juventa Verlag, S. 265-278.
- Cullen, F. T., Unnever, J. D., Hartman, J. L., Turner, M. G. & Agnew, R. (2008). Gender, bullying victimization, and juvenile delinquency: A test of general strain theory. *Victims and Offenders*, 3, S. 346-364.
- Darling, N. & Steinberg, L. (1993). Parenting style as context: An integrative model. *Psychological Bulletin*, 113, 3 3, S. 487-496.
- Deci, E. L. & Ryan, R. M. (2009). *Self-determination theory: A consideration of human motivational universals*. New York: Cambridge University Press.
- Denzin, N. K. (1978). *The research act. A theoretical introduction to sociological methods*. New York: McGrawHill (2. Auflage).
- Dishion, T. J. & Patterson, G. R. (2006). The development and ecology of antisocial behavior in children and adolescents. In: *Developmental psychopathology, Volume 3: Risk, disorder, and adaptation*. Hoboken: John Wiley & Sons Inc, S. 503-541.
- Equit, C. (2011). *Gewaltkarrieren von Mädchen: der „Kampf um Anerkennung“ in biografischen Lebensverläufen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Erikson, E. H. (1978). *Identität und Lebenszyklus*. Zürich: Buchklub Ex Libris.
- Erzberger, C. (1998). *Zahlen und Wörter: Die Verbindung quantitativer und qualitativer Daten und Methoden im Forschungsprozess*. Weinheim: Beltz.
- Fend, H. (2000). *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Opladen: Leske + Budrich.
- Ferguson, C. J., Ivory, J. D. & Beaver, K. M. (2013). Genetic, maternal, school, intelligence, and media use predictors of adult criminality: A longitudinal test of the catalyst model in adolescence through early adulthood. *Journal of Aggression, Maltreatment & Trauma*, 22, 5, S. 447-460.
- Fromm, S. (2010). *Datenanalyse mit SPSS für Fortgeschrittene 2: Multivariate Verfahren für Querschnittsdaten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fuhrer, U. (2005). *Lehrbuch Entwicklungspsychologie*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Glaser, B. G. (1978). *Theoretical sensitivity*. Mill Valley: The Sociology Press.
- Granic, I. & Patterson, G. R. (2006). Toward a comprehensive model of antisocial development: A dynamic systems approach. *Psychological Review*, 113, 1, S. 101-131.

- Grusec, J. E. & Davidov, M. (2007): Socialization in the family. The roles of parents. In: Grusec, J. E. & Hastings, P. D. (Hrsg.), *Handbook of socialization. Theory and research*. New York: The Guilford Press, S. 284-308.
- Guisinger, S. & Blatt, S. J. (1994). Individuality and relatedness: Evolution of a fundamental dialectic. *American Psychologist*, 49, S. 104-111.
- Heeg, R. (2009). *Mädchen und Gewalt. Bedeutungen physischer Gewaltausübung für weibliche Jugendliche*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Heeg, R. (2013). Physische Gewalt als Quelle positiver Selbstwahrnehmung bei jugendlichen Mädchen *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 14, Art. 22 [85 Absätze]. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1301226>.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.) (1997). *Was treibt die Gesellschaft auseinander?* Frankfurt am Main: Suhrkamp (Band 1).
- Heitmeyer, W., Collmann, B., Conrads, J., Matuschek, I., Kraul, D., Kühnel, W., et al. (1995). *Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus*. Weinheim: Juventa.
- Hoeve, M., Dubas, J. S., Gerris, J. R. M., van der Laan, P. H. & Smeenk, W. (2011). Maternal and paternal parenting styles: Unique and combined links to adolescent and early adult delinquency. *Journal of Adolescence*, 34, 5, S. 813-827.
- Hoeve, M., Stams, G. M., Put, C., Dubas, J., Laan, P. & Gerris, J. M. (2012). A meta-analysis of attachment to parents and delinquency. *Journal of Abnormal Child Psychology*, 40, 5, S. 771-785.
- Hoffmeyer-Zlotnik, J. H. P. & Geis, A. J. (2003). Berufsklassifikation und Messung des beruflichen Status/Prestige. *ZUMA-Nachrichten* 52, 27, S. 125-138.
- Kağıtçıbaşı, C. (1996). The autonomous-relational self: A new synthesis. *European Psychologist*, 1, 3, S. 180-186.
- Kağıtçıbaşı, C. (2005). Autonomy and relatedness in cultural context: Implications für self and family. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 36,4, S. 403-422.
- Kassis, W. (2002). Gewalt in der Schule und ihre sozialen und personalen Determinanten. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 22, 2, S. 197-213.
- Kassis, W. (2003). *Wie kommt die Gewalt in die Jungen? Soziale und personale Faktoren der Gewaltentwicklung bei männlichen Jugendlichen im Schulkontext*. Bern: Haupt.
- Kelle, U. (2005): „Emergence“ vs. „forcing“ of empirical data? A crucial problem of „grounded theory“ reconsidered. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 6, Art. 27. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0502275> [Stand: 2012-06-06].
- Kelle, U. (2007). *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kelle, U. & Kluge, S. (2000) *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Band 2, 2. überarbeitete Auflage).
- Koher, F. (2007). *Gewalt, Aggression und Weiblichkeit. Eine psychoanalytische Auseinandersetzung unter Einbeziehung biographischer Interviews mit gewalttätigen Mädchen*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač.
- Kokko, K. & Pulkinnen, L. (2005). Stability of aggressive behavior from childhood to middle age in women and men. *Aggressive Behavior*, 31, S. 485-497.
- Krohne, H. W. & Pulsack, A. (1996). *Das Erziehungsstil-Inventar: ESI. Manual*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kruse, J. (2010). *Reader „Einführung in die Qualitative Interviewforschung“*. Freiburg (unveröffentlichtes Manuskript).
- Lanctôt, N., Émond, C. & Le Blanc, M. (2004). Adjudicated females' participation in violence from adolescence to adulthood. Results from a longitudinal study. In: Moretti, M. M., Odgers, C. L. & Jackson, M. A. (Hrsg.), *Girls and aggression. Contribution factors and intervention principles*. New York: Kluwer Academic/ Plenum Publishers, S. 75-84.
- Lanctôt, N. & Le Blanc, M. (2002). Explaining deviance by adolescent females. *crime and justice*, 29, S. 113-202.

- Loeber, R. & Dishion, T. J. (1984). Boys who fight at home and school: Family conditions influencing cross-setting consistency. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 52, 5, S. 759-768.
- Lösel, F. & Bliesener, T. (2003). *Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen: Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen*. München Luchterhand.
- Maccoby, E. E. & Martin, J. A. (1983). Socialization in the context of the family: Parent-child interaction. Mussen, P. H. (Hrsg.), *Handbook of Child Psychology*. New York: John Wiley & Sons, IV, S. 1-101 (4. Auflage).
- Mattejat, F. (1993). *Subjektive Familienstrukturen. Untersuchungen zur Wahrnehmung der Familienbeziehungen und zu ihrer Bedeutung für die psychische Gesundheit von Jugendlichen*. Göttingen: Hogrefe.
- Mayer, S., Fuhrer, U. & Uslucan, H.-H. (2005). Akkulturation und intergenerationale Transmission von Gewalt in Familien türkischer Herkunft. *Zeitschrift für Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 3, S. 168-185.
- Messerschmidt, J. W. (2004). *Flesh and blood. Adolescent gender diversity and violence*. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers, Inc.
- Mey, G. (1999). *Adoleszenz, Identität, Erzählung. Theoretische, methodologische und empirische Erkundungen*. Berlin: Verlag Dr. Köster.
- Moffitt, T. E., Caspi, A., Rutter, M. & Silva, P. A. (2001). *Sex differences in antisocial behaviour. Conduct disorder, delinquency, and violence in the Dunedin longitudinal study*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Möller, K. (2001). *Cooler Hauer und brave Engelein. Gewaltakzeptanz und Gewaltdistanzierung im Verlauf des frühen Jugendalters*. Opladen: Leske + Budrich.
- Morenoff, J. D., Sampson, R. J. & Raudenbush, S. W. (2001). Neighborhood inequality, collective efficacy, and the spatial dynamics of urban violence. *Issue Criminology*, 39, 3, S. 517-558.
- Müller, J. L. (2006a). Die Bedeutung neurobiologischer Faktoren bei der Aggressionsgenese I: Genetische und neurochemische Aspekte. *Nervenheilkunde: Zeitschrift für interdisziplinäre Fortbildung*, 25, 11, S. 953-961.
- Müller, J. L. (2006b). Die Bedeutung neurobiologischer Faktoren bei der Aggressionsgenese II: Genetische und neurochemische Aspekte. *Nervenheilkunde: Zeitschrift für interdisziplinäre Fortbildung*, 25, 11, S. 962-968.
- Niebergall, B. (1995). Der Mädchenspezifische Umgang mit Gewalt innerhalb rechter Jugendgruppen „...wenn Jungs das könn', warum könn' Mädchen das nich'?:“. In: Engel, M. & Menke, B. (Hrsg.), *Weibliche Lebenswelten – gewaltlos? Analysen und Praxisbeiträge für die Mädchen- und Frauenarbeit im Bereich Rechtsextremismus, Rassismus, Gewalt*. Münster: agenda Verlag, S. 87-106.
- Noack, P. & Kracke, B. (2003). Elterliche Erziehung und Problemverhalten bei Jugendlichen: Analysen reziproker Effekte im Längsschnitt. *Zeitschrift für Familienforschung*, 15, 11, S. 25-37.
- O'Connor, T. G. (2002). Annotation: The 'effects' of parenting reconsidered: findings, challenges, and applications. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 43, 5, S. 555-572.
- Patterson, G., DeBaryshe, B. D. & Ramsey, E. (1989). A developmental perspective on antisocial behavior. *American Psychologist*, 44, 2, S. 329-335.
- Raine, A. (2013). *The anatomy of violence: The biological roots of crime*. New York, NY: Pantheon Books.
- Rebellon, C. J., Piquero, N. L., Piquero, A. R. & Thaxton, S. (2009). Do frustrated economic expectations and objective economic inequity promote crime? *European Journal of Criminology*, 6, 1, S. 47-72.
- Rothbaum, F. & Trommsdorff, G. (2007). Do roots and wings complement or oppose one another? The socialization of relatedness and autonomy in cultural context. In: Grusec, J. E. & Hastings, P. D. (Hrsg.), *Handbook of socialization. Theory and research*. New York: The Guilford Press, S. 461-489.
- Ryan, R. M. & Deci, E. L. (2011). A self-determination theory perspective on social, institutional, cultural, and economic supports for autonomy and their importance for well-being. In: Chirkov, V. I., Ryan R. M. & Sheldon, K. M. (Hrsg.), *Human autonomy in cross-cultural context: Perspectives on the psychology of agency, freedom, and well-being*. New York: Springer Science + Business Media, S. 45-64.

- Sandler, P. & Alpert, J. L. (2000). Violence and group dynamics in the high school: The Columbine school shootings. *Journal for the Psychoanalysis of Culture and Society*, 5, 2, S. 246-255.
- Serbin, L. A., Stack, D. M., De Genna, N., Grunzeweig, N., Temcheff, C. E., Schwartzmann, A. E., et al. (2004). When aggressive girls become mothers. Problems in parenting, health, and development across two generations. In: Putallaz, M. & Bierman, K. L. (Hrsg.), *Aggression, antisocial behavior, and violence among girls. A development perspective*. New York: The Guilford Press, S. 260-285.
- Silkenbeumer, M. (2000). *Im Spiegel ihrer Lebensgeschichten – Gewalttätiges Verhalten Jugendlicher und Geschlechtszugehörigkeit*. Stuttgart: ibidem-Verlag.
- Silkenbeumer, M. (2007). *Biografische Selbstentwürfe und Weiblichkeitskonzepte aggressiver Mädchen und junger Frauen*. Münster: LIT Verlag.
- Steinberg, L. (1990). Autonomy, conflict, and harmony in the family relationship. In: Feldman, S. & Elliott, G. R. (Hrsg.), *At the threshold. The developing adolescent*. Cambridge: Harvard University Press, S. 255-276.
- Stierlin, H. (1980). *Eltern und Kinder. Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Stott, C., Hutchison, P. & Drury, J. (2001). 'Hooligans' abroad? Inter-group dynamics, social identity and participation in collective 'disorder' at the 1998 World Cup Finals. *British Journal of Social Psychology*, 40, S. 359-384.
- Strauss, A. L. & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Sutterlüty, F. (2003). *Gewaltkarrieren. Jugendliche im Kreislauf von Gewalt und Missachtung*. Frankfurt am Main: Campus Verlag (2. Auflage).
- Tashakkori, A. & Teddlie, C. B. (2008). *Mixed methodology: Combining qualitative and quantitative approaches*. Thousand Oaks: Sage Publications.
- Vaillancourt, T. & Hymel, S. (2004). The social context of children's aggression. In: Moretti, M. M., Odgers, C. L. & Jackson, M. A. (Hrsg.), *Girls and aggression. Contribution factors and intervention principles*. New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers, S. 57-73.
- van Wel, F., Linssen, H. & Abma, R. (2000). The parental bond and the well-being of adolescents and young adults. *Journal of Youth and Adolescence*, 29, 3, S. 307-318.
- Winkler, M. (2012). *Erziehung in der Familie: Innenansichten des pädagogischen Alltags*. Stuttgart Verlag W. Kohlhammer.
- Witzel, A. (1985). Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, G. (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim: Beltz, S. 227-255.
- Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. *Forum: Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 1, 1, Art. 22. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2521> [Stand: 2014-06-04].
- Worthen, M. G. F. (2011). Gender differences in parent-child bonding: Implications for understanding the gender gap in delinquency. *Journal of Crime and Justice*, 34, 1, S. 3-23.
- Youniss, J. (1983). Social construction of adolescence by adolescents and parents. In: Grotevant, H. D. & Cooper, C. R. (Hrsg.), *Adolescent development in the family*. San Francisco: Jossey-Bass Inc.
- Youniss, J. & Smollar, J. (1985). *Adolescent relations with mothers, fathers, and friends*. Chicago: University of Chicago Press.

Eingereicht am/Submitted on: 15.07.2013

Angenommen am/Accepted on: 01.06.2014

Anschriften der Autorinnen und des Autors/Addresses of the authors:

Dr. Rahel Heeg (Korrespondierende Autorin/Corresponding author)
Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit, Abteilung Kinder- und Jugendhilfe
Thiersteinerallee 57
4053 Basel
Schweiz/Switzerland
E-Mail: rahel.heeg@fhnw.ch

Michaela Paul, M.A.
Prof. Dr. Wassilis Kassis
Universität Osnabrück
Institut für Erziehungswissenschaft
Heger-Tor-Wall 9
49074 Osnabrück
Deutschland/Germany
E-Mail: mipaul@uni-osnabrueck.de
wkassis@uni-osnabrueck.de

Heiner Meulemann

Erfolg und Kontinuität im beruflichen Lebenslauf.

Die Planung des Ruhestands in der späten Lebensmitte einer Kohorte ehemaliger Gymnasiasten

Success and continuity in the occupational career.

Planning retirement in late mid-life in a cohort of former German grammar school students

Zusammenfassung:

Je erfolgreicher die Berufslaufbahn von der Jugend bis zur Lebensmitte, desto eher will man die Berufstätigkeit bis zur und jenseits der Altersgrenze fortsetzen. Diese Kontinuitätshypothese wird im Kölner Gymnasiastenpanel untersucht, das ehemalige Gymnasiasten des 16. Lebensjahrs im 30., 43. und 56. Lebensjahr wiederbefragt. Zielvariablen sind (1) die aktuelle Berufstätigkeit; (2) die Wichtigkeit der Fortsetzung der Berufstätigkeit bis zum Ruhestand; und der Wunsch, danach die Berufstätigkeit (3) im alten oder (4) in einem neuen Beruf fortzusetzen. Prädiktoren sind der objektive und subjektive Berufserfolg und die Freizeitpräferenz bis zum 56. Lebensjahr, die soziale Herkunft und Aspirationen im 16. Lebensjahr. Die Wahrscheinlichkeit der aktuellen Berufstätigkeit (1) steigt mit dem objektiven und subjektiven Berufserfolg; die Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn (2-4) wächst allein mit dem subjektiven Berufserfolg. Die Kontinuitätshypothese wird in differenzierter Form bestätigt.

Schlagwörter: Lebenslauf, Berufserfolg, Jugend, Lebensmitte, Alter

Abstract:

The more successful an occupational career has been between youth and mid-life, the more strongly an individual is inclined to continue it up to and beyond pension age. This continuity hypothesis is examined in a panel study, where former grammar school students of age 16 are re-interviewed at age 30, 43 and 56. Dependent variables are (1) being currently employed, (2) the importance to continue employment up to pension age, and the intention to continue employment beyond pension age (3) in the previous or (4) in a new occupation. Independent variables are the objective and subjective occupational success and leisure preferences up to age 56, and social origin as well as aspirations at age 16. The probability of being currently employed (1) increases with the objective and subjective occupational success; the intention to continue the occupational career (2-4) increases with the subjective occupational success. The continuity hypothesis is confirmed with qualifications.

Key words: life career, occupational success, youth, mid-life, old age

1. Untersuchungsanlage

1.1 Untersuchungsfrage: die Kontinuitätshypothese im prospektiven Längsschnitt

Die Kontinuität der Berufslaufbahn ist ein mikrosoziales Thema von makrosozialer Bedeutung. Wenn in einer Gesellschaft die Lebenserwartung steigt und die Fertilität sinkt, dann muss, damit das Sozialprodukt nicht schrumpft, mehr gearbeitet werden. Die Erwerbstätigen müssen auf ein längeres Erwerbsleben vorausschauen und planen, wie sie Arbeit und Nichtarbeit auf Lebensphasen verteilen; man kann sogar wünschen, dass sie einen Teil der Lebensarbeitszeit von der Lebensmitte in das Alter verschieben (Vaupel/Hofäcker 2009: 395ff.; Altersbilder in der Gesellschaft 2010: 464ff.). Mit welchen Zielen Erwerbstätige ihren Beruf planen, wird dann folgenreich für Bestand und Prosperität ihrer Gesellschaft. Jeder plant sein Berufsleben nach seinen Ressourcen und Fähigkeiten, nach seiner Wertschätzung von Arbeit und Freizeit; aber die Planungen aller ergeben die Verteilung der Lebensarbeit auf den Lebenszyklus, über die unter politischen und ökonomischen Gesichtspunkten gestritten wird.

Die Kontinuität der Berufslaufbahn ist als Ziel eine Selbstverständlichkeit, die erst in der späten Lebensmitte zu einer Frage wird: Will man die Berufslaufbahn über die Ruhestandsgrenze hinaus fortsetzen oder nicht? Wenn die Menschen im Alter Kontinuität zu ihrem früheren Leben anstreben (Atchley 1989; Tartler 1961: 84ff.), sollten sie die Zukunft nach der Erfolgsbilanz der Vergangenheit planen. Die Erfolgsbilanz wird nach objektiven Maßstäben des Berufsprestiges und des Einkommens (Tartler 1961: 113; Radl 2007: 47ff.; Wang et al. 2008: 820; Coppola/Wilke 2010; Muratore/Earl 2010: 101; Komp et al. 2010; Davies/Cartwright 2011: 252) wie nach subjektiven Maßstäben der Berufszufriedenheit (Tartler 1961: 116; Wang et al. 2008: 820; Petkoska/Earl 2009: 248; Wang et al. 2009: 142ff.; Kubicek et al. 2010: 484) gezogen. Je besser sie ausfällt, desto eher sollte man planen, die Berufstätigkeit fortzusetzen (Wang et al. 2009: 136). Diese *Kontinuitätshypothese* wird im Folgenden – unseres Wissens bis auf eine amerikanische Studie (Wang et al. 2008) erstmals – in einem prospektiven Längsschnitt überprüft.

Die Planung der Fortsetzung der Berufslaufbahn beruht – als rationale Wahl betrachtet – auf der Abwägung zwischen dem Nutzen der Arbeit und dem Nutzen der Freizeit (Wang et al. 2009: 142; Borghans et al. 2008: 40f.). Wenn man die Kontinuitätstheorie (Bonsdorff et al. 2009: 84ff.; Nimrod 2007: 94) auf das Gegenstück zum Beruf, die Freizeit, ausdehnt, dann sollte die Freizeitpräferenz Kontinuität negativ beeinflussen. Je mehr die Freizeit dem Beruf vorgezogen wird, desto geringer sollte die Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn sein (Kim/Moen 2000: 497; Davies/Cartwright 2011: 251ff.). Das wird als *Freizeitpräferenzhypothese* bezeichnet.

Berufserfolg und Freizeitpräferenz wandeln sich im *Lebensverlauf*, so dass sich auch ihr Einfluss auf die Fortsetzung der Berufslaufbahn im Alter verändern kann. Die Fortsetzung der Berufslaufbahn im Alter kann aber auch von konstanten *Startbedingungen* vor dem Berufseintritt abhängen: der sozialen Herkunft und der frühen Lebensplanung.

Die soziale Herkunft repräsentiert das Potential für den Lebensweg. Sie ermöglicht anspruchsvolle, auf Aktivität zielende Handlungsentscheidungen über die ganze Lebens-

spanne – und fordert sie zugleich heraus (Späth 1976). Sie kann im wörtlichen wie übertragenen Sinn, als wirtschaftliches wie soziales und humanes Kapital, vererbt werden. In der Tat steigert in Längsschnitten die soziale Herkunft vor Berufseintritt das Einkommen im 26. Lebensjahr (Staff et al. 2012: 14ff.) und den Berufsstatus im 23. Lebensjahr (Kerkhoff 1993: 114ff.). Sie wirkt im Lebenslauf so, dass über Lebensstadien „verknüpfte“ Vorteile sich kumulieren und „Karrierewege“ mehr und mehr auseinandertreiben (Kerkhoff 1993: 136ff.). Der positive Einfluss der sozialen Herkunft auf die Fortsetzung der Berufslaufbahn in der späten Lebensmitte wird als *Herkunftshypothese* bezeichnet.

Die frühe Lebensplanung repräsentiert das Wollen, das das Potential realisiert. Ihr Anspruchsniveau vor dem Eintritt ins Berufsleben deutet auf Gewissenhaftigkeit und Zielstrebigkeit, die im Laufe des Lebens zunehmen und die Berufslaufbahn bis über ihr institutionell festgelegtes Ende begleiten (Borghans et al. 2008: 49), so dass sie die Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn steigern können (Atkinson et al. 1976). In der Tat zeigen Längsschnitte, dass berufliche Aspirationen im 16. Lebensjahr unabhängig von der sozialen Herkunft das Einkommen im 26. Lebensjahr (Staff et al. 2012: 14ff.) steigern und dass schulische Aspirationen von Eltern und Kindern im 18. Lebensjahr Berufsstatus und Einkommen im 34. Lebensjahr steigern (Ashby/Schoon 2010); und schließlich, dass Gewissenhaftigkeit nach der Intelligenz der zweitstärkste Prädiktor des Bildungserfolges ist, zur Wahl anspruchsvollerer Berufe führt (Ng et al. 2005; Ham et al. 2009) und die berufliche Leistung steigert (Borghans et al. 2008: 43f.). Derartige langfristige Einflüsse zu Beginn der Berufskarriere könnten sich auch auf ihr Ende auswirken – wofür unseres Wissens keine Ergebnisse vorliegen. Der positive Einfluss einer anspruchsvollen frühen Lebensplanung auf die Fortsetzung der Berufslaufbahn in der späten Lebensmitte wird als *Aspirationshypothese* bezeichnet.

Kontinuitäts- und Freizeitpräferenzhypothese, Herkunfts- und Aspirationshypothese gelten in jeder Lebensphase und werden deshalb zusammenfassend als *Einflusshypothese* bezeichnet. Da aber Berufserfolg und Freizeitpräferenz sich im Laufe des Lebens wandeln, kann auch eine *Entwicklungshypothese* über den Wandel ihres Einflusses geprüft werden. Weil alle Ursachen ihre Kraft in der Zeit erschöpfen, sollte der Einfluss des Berufserfolgs wie der Freizeitpräferenz mit der Distanz zur Wirkung monoton zurückgehen (Wang et al. 2009: 155). Das wird als *Abschwächungshypothese* bezeichnet. Sie bezieht sich *spezifisch* auf die beiden sich wandelnden Ursachen und *global* auf den Vergleich früherer mit aktuellen Ursachen: Berufserfolg und Freizeitpräferenzen sollten umso schwächer wirken, je früher sie erhoben wurden; und Startbedingungen wie abgeschlossener Lebensverlauf sollten schwächere Einflüsse haben als aktuelle Bedingungen.

1.2 Untersuchungsgruppe

Untersuchungsgruppe ist eine Kohorte von Schülern des 10. Schuljahres an Gymnasien des Landes Nordrhein-Westfalen, die 1969 zum ersten Mal klassenweise schriftlich und 1984, 1997 und 2010 individuell wieder befragt wurden. Da die Erstbefragung und die drei Wiederbefragungen im modalen Alter von 16, 30, 43 und 56 Jahren stattfanden, werden sie im Folgenden als EB16, WB30, WB43 und WB56 abgekürzt. EB16 umfasste

3240 Befragte, die vorliegende Analyse bezieht sich auf alle noch in WB56 Befragten (n=1301, 40%)¹.

Die Untersuchungsgruppe ist seit EB16, aber danach nur noch in geringem Maße nach Bildung selektiv (Birkelbach 2011). Da der Verbleib in der Erwerbstätigkeit positiv mit der Bildung zusammenhängt (Antolin/Scarpetta 1998: 26; Blöndal/Scarpetta 1999: 43; Börsch-Supan et al. 2004: 314f.; Radl 2007: 57), sollte die Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn höher sein als im Bevölkerungsquerschnitt. Aus EB16 wurden die *soziale Herkunft und die Aspirationen*, aus WB30, WB43 und WB56 die *Berufslaufbahn* und die *Freizeitpräferenz*, aus WB56 die *Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn* entnommen.

Die Befragten konnten ihren Ruhestand noch zu einer Zeit planen, als finanzielle Anreize zur Frühverrentung bestanden, die vor allem von Arbeitnehmern mit einfachen Ausbildungsabschlüssen wahrgenommen wurden. Der Einfluss des Berufserfolgs auf die Planung der Fortsetzung der Erwerbstätigkeit kann also einerseits in unserer besser ausgebildeten Untersuchungsgruppe überschätzt werden; andererseits sollte diese Schätzung durch die jüngste Rücknahme der Anreize zur Frühverrentung nicht reduziert werden. Das Problem der Übertragbarkeit der Ergebnisse auf den Bevölkerungsquerschnitt sollte sich nicht verschärft haben. In nur einer Kohorte kann zwar der Einfluss veränderter Verrentungsregeln nicht geprüft werden; aber die Wege im beruflichen Lebenslauf lassen sich verfolgen, auf denen erreichte Erfolge sich in Zukunftspläne umsetzen. Sie sollten in allen Bevölkerungsgruppen ähnlich sein; sie sind hier das Thema.

1.3 Zielvariable: Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn

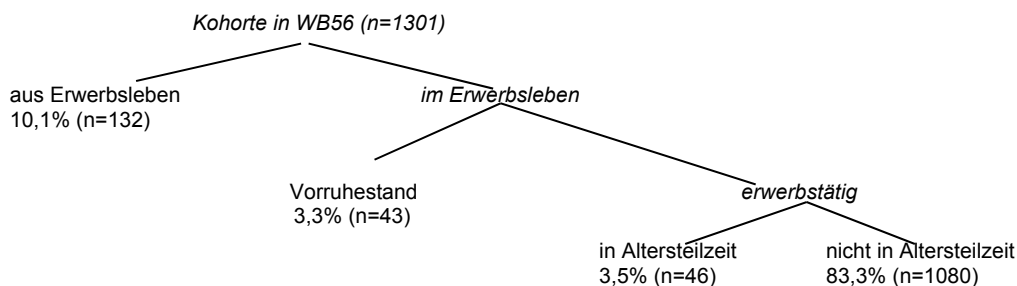
Die Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn äußert sich als bereits vollzogene Entscheidung über den *aktuellen Berufstätigkeitsstatus* (A)²; als Plan für die Zeit *bis* zur Regelaltersgrenze von 65 Jahren (B); und als Plan für die Zeit *nach* dem Ruhestandsalter (N). Die Buchstaben in Klammern werden den Kürzeln der Zielvariablen vorangestellt.

Der *aktuelle Berufstätigkeitsstatus* ist die erste Zielvariable, die zugleich in unterschiedlichen Kombinationen die Basis für die drei weiteren Zielvariablen bildet. In WB56 wurde gefragt, ob man aus dem Berufsleben ausgeschieden, im Vorruhestand oder noch erwerbstätig ist. Abbildung 1 stellt dar, wie die Kohorte durch diese drei Entscheidungen in Untersuchungsgruppen – in nichtkursiver Schrift – und weiter zu unterteilende Komplementärgruppen – in kursiver Schrift – aufgeteilt wird. Der aktuelle Berufstätigkeitsstatus A-BERTAET wird als Kodiervariable mit dem Wert 1 für „im Erwerbsleben“ und dem Wert 0 für „aus Erwerbsleben“ gebildet.

1 EB16 (GESIS-ZA-Studie Nr. 600, 639, 640, 996: Schüler, Eltern, Lehrer, Direktoren) wurde vom Land Nordrhein-Westfalen finanziert. WB30, WB43 (GESIS-ZA-Studie Nr. 1441, 4228) und WB56 wurden von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert. Wir danken für die Unterstützung.

2 Ob der Status gewollt oder ungewollt war, wurde nicht erfragt. Allerdings sollte die Berufstätigkeit im 56. Lebensjahr in einer nach Bildung privilegierten Gruppe überwiegend gewollt sein (Radl 2007: 57).

Abbildung 1: Aktueller Berufstätigkeitsstatus der 56-jährigen, in% von n=1301



Die Neigung, die Erwerbstätigkeit *bis* zur Ruhestandsgrenze fortzusetzen, kann nur in unter den „im Erwerbsleben“-Stehenden erhoben werden. Weil sie über den Berufstätigkeitsstatus A-BERTAET positiv *entschieden* haben, können sie die Fortsetzung der Berufslaufbahn *planen*. Sie bilden eine mit Blick auf die Vorgeschichte selektive, mit Blick auf die aktuelle Aufgabe aber homogene Gruppe. Die Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn bis zur Ruhestandsgrenze wurde durch die Kombination zweier Fragen erhoben. Die erste Frage lautete: „Wenn es möglich wäre, würden Sie gerne heute schon aus der Berufstätigkeit ausscheiden oder würden Sie das nicht?“ Ja deutet hier auf eine niedrigere Neigung als Nein. Wer Nein sagte, dem wurde die zweite Frage gestellt: „Wie wichtig ist es für Sie, bis zum 65. Lebensjahr hauptberuflich erwerbstätig zu sein? Ist Ihnen das sehr wichtig, eher wichtig, eher unwichtig oder ziemlich unwichtig?“ Beide Fragen zusammen ergaben die zweite Zielvariable B-WICHTIG mit den Werten 1-5 für „würde gerne heute schon aus der Berufstätigkeit ausscheiden“ (23,4%), Erwerbstätigkeit bis 65 „ziemlich unwichtig“ (8,2%), „eher unwichtig“ (17,1%), „eher wichtig“ (26,5%) und „sehr wichtig“ (24,9%).

Nach der Ruhestandsgrenze kann die Erwerbstätigkeit im *angestammten* oder in einem *neuen Beruf* fortgesetzt werden, wofür sich die Begriffe *Career Bridge Employment* und *Non-Career Bridge Employment* eingebürgert haben (Feldman 1994; Bonsdorff et al. 2009; Wang et al. 2008; Wang et al. 2009: 144ff.; Deller/Maxin 2010: 4).

Im *angestammten* Beruf können nur die „*Erwerbstätigen*“ ihre Berufslaufbahn fortsetzen. Weil aber die Fortsetzung nicht nur von ihrem Wunsch, sondern auch von gegebenen Möglichkeiten in Arbeitsstelle oder Beruf – nicht nur von „pull“, sondern auch von „push“ (Radl 2007: 44ff.) – abhängen, wurde die Möglichkeit vor der Neigung erfragt. Die Filterfrage für die Arbeitsstelle war: „Haben Sie nach dem Übergang in den Ruhestand die Möglichkeit, an Ihrer jetzigen Arbeitsstelle noch weiter erwerbstätig zu sein – z.B. als Aushilfe oder Berater?“ 37,7% antworteten positiv und wurden weiter gefragt: „Würden Sie diese Möglichkeit gerne, sehr gerne, eher nicht oder auf gar keinen Fall nutzen?“ Wenn die Filterfrage für die Arbeitsstelle mit „nein“, „weiß nicht“ oder „keine Antwort“ beantwortet wurde, wurde die Filterfrage für den Beruf gestellt: „Haben Sie nach dem Übergang in den Ruhestand die Möglichkeit, in Ihrem jetzigen Beruf gelegentlich weiter erwerbstätig zu sein?“ 35,4% antworteten positiv und erhielten die gleiche Nachfrage. Die beiden Nachfragen wurden so zusammengefasst, dass, wer *weder* an der Arbeitsstelle *noch* im Beruf eine Möglichkeit weiterer Erwerbstätigkeit hatte, ausgeschlossen wurde und, wer an der Arbeitsstelle *oder* im Beruf eine Möglichkeit hatte, Werte der dritten Zielvariable N-ALTBERUF erhielt.

Sie umfasst die Vorgaben „auf gar keinen Fall“ (12,1%), „eher nicht“ (35,3%), „gerne“ (38,3%) und „sehr gerne“ (14,4%) mit den Werten 1 bis 4.

In einem *neuen* Beruf können alle „im *Erwerbsleben*“-Stehenden ihre Berufslaufbahn fortsetzen. Weil hier ein aufkommender Wunsch nur dann weiter verfolgt wird, wenn Möglichkeiten bestehen, wurde die Neigung ohne Filterfrage erfragt: „Haben Sie die Absicht, nach Ihrem Eintritt in den Ruhestand in einem anderen als Ihrem heutigen Beruf eine neue berufliche Tätigkeit aufzunehmen?“ Das wurde von 9,4% bejaht sowie von 8,2% mit „kann noch nicht sagen/kommt darauf an“ beantwortet. Weil diese Entscheidung zeitlich und sachlich vom augenblicklichen Status weggeführt, wurde die neutrale Vorgabe mit der positiven zusammengefasst, so dass sich als vierte Zielvariable eine Kodiervariable N-NEUBERUF mit der Verneinung als Basis ergab.

Überblickt man die Häufigkeitsverteilungen der vier Zielvariablen, so zeigt die Kohorte ehemaliger Gymnasiasten im 56. Lebensjahr – wie gut ausgebildete deutsche Rentner im Querschnitt (Deller/Maxin 2008, 2010) und ein amerikanischer Längsschnitt (Pleau 2010: 271ff.) – eine starke Neigung zur Fortführung der Erwerbstätigkeit. Die 56-Jährigen sind überwiegend noch erwerbstätig, sie wollen überwiegend bis zum Ruhestandsalter erwerbstätig bleiben, und sie wollen, wenn es geht, noch fast zur Hälfte auch nach dem Ruhestandsalter erwerbstätig bleiben.

Im Folgenden werden die Prädiktoren mit Kürzeln dargestellt, an deren Ende das modale Alter der jeweiligen Befragung steht; wenn sie aus Daten aller drei Befragungen gebildet wurden oder konstant sind, folgt keine Ziffer.

1.4 Prädiktoren: Lebensverlauf in drei Wiederbefragungen

Der *objektive* Berufserfolg wird durch Berufsprestige und das Einkommen erfasst. Das Berufsprestige nach Wegener (1988) und das Einkommen wurden retrospektiv in einem Inventar von bis zu 21 Berufsphasen zwischen 1969 bis 2010 erhoben. Aus ihnen wurden das *letzte* Prestige und das *letzte* Endeinkommen vor den Erhebungszeitpunkten ausgewählt: bis zum 30. Lebensjahr LPREST30 und LEINK30, zwischen dem 30. und 43. Lebensjahr LPREST43 und LEINK43, zwischen dem 43. und 56. Lebensjahr LPREST56 und LEINK56. Weiterhin wurde *für die Berufslaufbahn insgesamt*, also vom 16. bis 56. Lebensjahr, der *höchste* Wert des Berufsprestiges HPREST und des Endeinkommens HEINK berechnet.

Der *subjektive* Berufserfolg wurde durch die Einschätzung des bisherigen Erfolgs und durch die Zufriedenheit mit der bisherigen Laufbahn und mit der letzten Arbeitsstelle erfasst. Die Einschätzung des bisherigen Erfolgs wurde *relativ* zu anfänglichen Erwartungen mit folgender Frage erhoben: „Wenn Sie Ihr bisheriges Berufsleben überblicken und mit den Vorstellungen vergleichen, die Sie zu Beginn des Berufslebens hatten, würden Sie sagen: (3) Sie haben mehr erreicht, als Sie sich vorgestellt haben, (2) Sie haben so viel erreicht, wie Sie sich vorgestellt haben, (1) Sie haben weniger erreicht, als Sie sich vorgestellt haben?“. Weiterhin wurde in WB56 die Einschätzung des bisherigen Berufserfolgs *absolut*, ohne Bezug auf anfängliche Ziele erfragt: „Wenn Sie auf Ihr berufliches Leben zurückblicken, wie erfolgreich sind Sie alles in allem gewesen? (4) Außerordentlich erfolgreich, (3) sehr erfolgreich, (2) ziemlich erfolgreich, (1) nicht so erfolg-

reich?“. Die Antworten auf diese Fragen – ERREICHT30, ERREICHT43, ERREICHT56; ERFOLG56 – wurden in der gegebenen Folge ausgewertet.

Die Zufriedenheit mit der *beruflichen Laufbahn* wurde mit folgender Frage erhoben: „Wie zufrieden sind Sie mit Ihrer beruflichen Entwicklung und Ihrem beruflichen Leben?“, auf die 11 Antwortmöglichkeiten von 0 „ganz und gar unzufrieden“ bis 10 „ganz und gar zufrieden“ vorgegeben waren: BZUF30, BZUF43 und BZUF56. Die Zufriedenheit mit der *letzten Arbeitsstelle* wurde für jede der 21 Berufsphasen wie folgt erfragt: „Haben Sie dort (in zuvor genannter Stellung) (4) sehr gerne, (3) gerne, (2) weniger gerne oder (1) überhaupt nicht gerne gearbeitet?“. Die Angaben für die letzte Stellung wurden zu einer Variable BSTZUF56 zusammengefasst.

Die *Freizeitpräferenz* wurde durch ein Inventar von Lebensbereichen erhoben, die auf sieben Stufen zwischen „1 unwichtig“ und „7 wichtig“ bewertet werden mussten. Die Bewertung „Arbeit und Beruf“ wird unverändert für die drei Zeitpunkte als BERUF30, BERUF43, BERUF56 betrachtet. Die Bewertung „Freizeit und Erholung“ wird hingegen abzüglich der Bewertung von „Arbeit und Beruf“ betrachtet: als Präferenz der Freizeit *vor dem Beruf*: FREI-BER30, FREI-BER43 und FREI-BER56.

1.5 Prädiktoren: Startbedingungen aus der Erstbefragung

Die *soziale Herkunft* umfasst den Berufsstatus des Vaters, den Ausbildungsabschluss des Vaters sowie der Mutter: BERUF-VA16, AUSB-VA16, AUSB-MU16; weiterhin wurde aus diesen Variablen und dem Familiennettoeinkommen ein Schichtindex SCHICHT16 gebildet (Meulemann 1979: 49).

Die *Lebensplanung* im 16. Lebensjahr richtet sich auf die Bildungslaufbahn. Schüler und Eltern wurden über ihre Pläne für Abitur und Studium gefragt. Die Frage nach dem Abitur lautete: „Welche Pläne haben Sie (*bei Eltern*: für Ihren Sohn/Ihre Tochter) für das Ende dieses Schuljahres?“ Vorgegeben waren verschiedene Schulformen, die zu den Variablen ABI16-E und ABI16 mit folgender Rangfolge rekodiert wurden: (3) Abitur, (2) unsicher, (1) kein Abitur. Die Frage nach dem Studium lautete für die Eltern: „Wenn Ihr Sohn/Ihre Tochter einmal das Abitur geschafft hat: Sollte er/sie dann sofort einen Beruf ergreifen oder studieren?“. Vorgegeben waren verschiedene Bildungswege, die zu den Variablen STUD16-E und STUD16 mit folgender Rangfolge umkodiert wurden: (3) Studium, (2) unsicher, (1) kein Studium, einschließlich kein Abitur vorgesehen. Die Frage an die Schüler lautete: „Wollen Sie nach dem Abitur einmal studieren?“. Die Antworten wurden wie folgt rekodiert: (4) Studium sicher, (3) Studium vielleicht, (2) weiß noch nicht, (1) nicht studieren, einschließlich kein Abitur vorgesehen (Meulemann 1979: 72).

1.6 Kontrollvariablen

Sechs Variablen wurden kontrolliert, für die keine eindeutige Voraussage möglich ist oder für die Rückwirkungen wahrscheinlich sind.³

3 Eine Variable, die im Bevölkerungsquerschnitt den stärksten Einfluss hatte, die aus dem Versichererstatus resultierenden finanziellen Ansprüche (Radl 2007: 57ff.), wurde nicht erhoben. Sie streut

Erstens wurde das *Geschlecht* mit einer Kodiervariablen MANN erfasst. Dass Männer eine längere Erwerbstätigkeit planen oder realisieren als Frauen (Antolin/Scarpetta 1998: 26; Blöndal/Scarpetta 1999: 43; Noone/Alpass 2009; Komp et al. 2010: 54; Pleau 2010: 289; Adams/Rau 2011: 183), kann bei besser Ausgebildeten nicht mehr erwartet werden.

Zweitens wurde die Dauer *aller bisherigen Erwerbsphasen* EWSPAN über die drei Wiederbefragungen errechnet. Sie kann auf eine Sättigung der Berufserfahrung und auf eine Akkumulation von Rentenansprüchen deuten und den Eintritt in den Ruhestand – und damit auch die Planung – beschleunigen (Davies/Cartwright 2011: 258); wenn sie mit großen Erfolgen verbunden ist, könnte sie aber auch auf einen Wunsch nach Kontinuität deuten und den Eintritt in den Ruhestand verzögern.

Drittens und viertens gibt eine Partnerschaft dem Privatleben und der Freizeit gegenüber dem Beruf mehr Gewicht – besonders, wenn der Partner nicht berufstätig ist – und könnte die Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn negativ beeinflussen (Feldman 1994: 294; Blöndal/Scarpetta 1979: 43; Kim/Moen 2000: 491; Wang et al. 2008: 821; Wang et al. 2009: 150; Pleau 2010: 290). Aber dieser Einfluss sollte seinerseits durch die Qualität der Partnerschaft moderiert sein. Das Zusammenleben mit einem Partner PARTNER56 wurde mit allen Formen des Alleinlebens verglichen. Das Zusammenleben mit einem nicht erwerbstätigen Partner wurde durch eine weitere Kodiervariable PARTNET56 (mit der Basis ohne Partner und berufstätiger Partner) erfasst.

Fünftens erlaubt es eine gute Gesundheit zwar, anspruchsvolle Aktivitäten eher zu wählen, also die Fortsetzung der Berufstätigkeit dem Ruhestand vorzuziehen (Blöndal/Scarpetta 1979: 43; Feldman 1994: 296; Kim/Moen 2000: 491; Börsch-Supan et al. 2004: 314f.; Radl 2007: 58; Wang et al. 2008: 820; Wang et al. 2009: 141; Pleau 2010: 289). Aber es kann auch sein, dass der bereits gewählte Ruhestand sich negativ auf die Gesundheit auswirkt (Baker et al. 2004). Die *Gesundheit* wurde global und subjektiv – wie in anderen Untersuchungen des Ruhestandseintritts (Börsch-Supan u.a. 2004: 309) – auf fünf Stufen eingeschätzt: GESUND56.

Sechstens rückt die *Häufigkeit des Nachdenkens über den Ruhestand* ihn in die Gegenwart der noch „im Erwerbsleben“-Stehenden. Je nachdem ob über berufliche oder nichtberufliche Optionen nachgedacht wird, sollte die Häufigkeit positiv oder negativ mit der Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn korrelieren; in amerikanischen Untersuchungen ist die Korrelation negativ (Feldman 1994: 297; Kim/Moen 2000: 493; Wang et al. 2008: 822; Noone/Alpass 2009: 301; Noone et al. 2010: 722). Obwohl doppeldeutig, ist die Häufigkeit des Nachdenkens empirisch wohl eher auf nichtberufliche Optionen gerichtet. Sie wurde mit folgender Frage erhoben: „Wie oft denken Sie heute schon darüber nach, was Sie machen werden, wenn Sie nicht mehr hauptberuflich erwerbstätig sind? Sehr häufig (5), häufig, manchmal, selten, nie (1)?“. Das ergab die Variable RUHEDENK56.

aber vermutlich in unserer sozial privilegierten Gruppe weniger als im Bevölkerungsquerschnitt. Sie sollte zudem bei Kontrolle des Einkommens und der Erwerbsdauer, die diese Ansprüche indirekt erfassen, geringe Einflüsse haben.

1.7 Analysestrategie

Die Hypothesen werden in zwei Schritten überprüft. Im ersten Schritt werden die *Korrelationen* aller Zielvariablen mit allen Prädiktoren berechnet. Im zweiten Schritt werden die Zielvariablen mit stärkeren Korrelationen und für sie wiederum die Prädiktoren mit durchgängig stärkeren Korrelationen ausgewählt und *Regressionen* berechnet.

Die Einfluss hypothesen werden im ersten wie zweiten, die Abschwächungshypothese wird nur im zweiten Schritt geprüft. Denn nur in den Regressionen kann der zeitpunkt-spezifische Einfluss eines Prädiktors unabhängig von seiner Stabilität erfasst werden. Während die zeitpunktspezifischen Korrelationen mit den Zielvariablen *Bruttozusammenhänge* erfassen, messen die entsprechenden Regressionskoeffizienten um den Einfluss der anderen Zeitpunkte bereinigte *Nettozusammenhänge*. In ihre Berechnung gehen die Korrelationen mit der Zielvariablen unverändert ein, aber die Korrelationen unter den Prädiktoren – die Stabilitäten – werden herausgerechnet. Die Korrelationen erfassen die Entwicklung von Einfluss *und Stabilität*, die Regressionskoeffizienten die Entwicklung *allein des Einflusses*. Allein darauf bezieht sich die Abschwächungshypothese.

Da die Prädiktoren in EB16, WB30 und WB43 vor den Zielvariablen in WB56 erhoben wurden, erfassen die Korrelations- und Regressionskoeffizienten – unter dem Vorbehalt der Fehlspezifikation – kausale Einflüsse. In WB56 beziehen sich Prestige und Einkommen auf den vor der Befragung erworbenen Beruf, so dass auch hier eine kausale Interpretation plausibel ist; aber bei Zufriedenheit, Freizeitpräferenz und Gesundheit kann man eine gegenläufige Kausalität nicht ausschließen.

2. Ergebnisse: Bivariat

2.1 Lebensverlauf: Berufserfolg und Freizeitpräferenz

Die Korrelationen des Berufserfolgs mit der Kontinuität der Berufslaufbahn sind in Tabelle 1 dargestellt.

Tabelle 1: Berufserfolg und Kontinuität der Berufslaufbahn: Korrelationen (Tau b)

	H	A-BERTAET	B-WICHTIG	N-ALTBERUF	N-NEUBERUF
<i>Objektiver Berufserfolg</i>					
LPREST30	+	.11***	.09***		
LPREST43	+	.11***	.10***		
LPREST56	+	.09***	.08***		
HPREST	+	.14***	.12***		
LEINK30	+	.12***			
LEINK43	+	.12***			
LEINK56	+	.14***	.06**		
HEINK	+	.22***	.08***		
<i>Subjektiver Berufserfolg: Einschätzung</i>					
ERREICHT30	+				
ERREICHT43	+	.13***			
ERREICHT56	+	.11***			
ERFOLG56	+		.09***		
<i>Subjektiver Berufserfolg: Zufriedenheit</i>					
BZUF30	+			-.07*	
BZUF43	+	.14***	.05*		
BZUF56	+	.12***	.23***		-.07**
BSTZUF56	+	.10***	.31***	.20***	
N der Korrelationen		957-1295	770-1052	365-502	845-1155

H: Hypothese. Nur Korrelationen, die mindestens auf 5%-Niveau signifikant. $p < .05$, ** $p < .01$, *** $p < .001$.

Der *objektive* Berufserfolg korreliert in jeder Phase und über die gesamte Berufslaufbahn – also für das *höchste* Prestige oder Einkommen – wie erwartet positiv mit einer aktuellen Berufstätigkeit und der Wichtigkeit, sie bis zum Erreichen des Ruhestandsalters fortzusetzen. Die Korrelation über die gesamte Berufslaufbahn ist etwas stärker als in den Phasen; aber die Korrelationen wachsen nicht mit den Erhebungszeitpunkten an. Der objektive Berufserfolg korreliert jedoch nicht mit dem Wunsch, die Berufstätigkeit nach dem Erreichen des Ruhestandsalters an der gleichen Arbeitsstelle oder im gleichen Beruf bzw. in einem anderen Beruf fortzusetzen. Der objektive Berufserfolg bis zum 56. Lebensjahr strahlt also bis zum Ruhestandsalter aus, aber nicht darüber hinaus. Kontinuität ist das Ziel – aber in einem zeitlich begrenzten Horizont.

Der *subjektive* Berufserfolg korreliert ebenfalls vor allem mit Planungen bis zum Ruhestandsalter. Aber auch in diesem Horizont sind die Einflüsse nur sporadisch. Die Einschätzung des Erfolgs relativ zur Erwartung im 43. und im 56. Lebensjahr hängt positiv mit der Berufstätigkeit im 56. Lebensjahr zusammen; und die absolute Einschätzung des Erfolgs im 56. Lebensjahr positiv mit der Neigung, die Berufslaufbahn fortzusetzen. Eine positive Erfolgsbilanzierung im 56. Lebensjahr verbürgt also Kontinuität – allerdings nur in geringem Ausmaß. Die Zufriedenheit mit der Berufslaufbahn im 43. und im 56. Lebensjahr korreliert positiv mit der aktuellen Berufstätigkeit und der Neigung, die Berufslaufbahn fortzusetzen. Die Zufriedenheit mit der letzten beruflichen Stellung korreliert positiv mit der aktuellen Berufstätigkeit, der Neigung, die Berufslaufbahn fortzusetzen, und der Neigung, die Berufslaufbahn im alten Beruf fortzusetzen. Weil die Berufslaufbahn bis zum 56. Lebensjahr weniger spezifiziert ist als die letzte Stelle, hat sie einen

insgesamt schwächeren Einfluss auf die berufliche Kontinuität. Die negative Korrelation der Berufszufriedenheit im 56. Lebensjahr mit der Neigung, die Berufslaufbahn in einem neuen Beruf fortzusetzen, zeigt, dass Kontinuität der Berufslaufbahn auch als Diskontinuität des Berufs gesucht wird: Wer aktuell mit der Berufslaufbahn unzufrieden ist, aber weiter berufstätig sein will, wählt einen neuen Beruf.

Sowohl der objektive wie der subjektive Berufserfolg verbürgen also Kontinuität nur bis zum Ruhestandsalter. Die Begrenzung wird aus zwei Überlegungen verständlich. Erstens: Vermutlich planen auch Menschen am Anfang und in der Mitte der Berufslaufbahn, die nicht vor einer institutionellen Barriere stehen, kaum über sieben Jahre hinaus. Zweitens: Weil für viele unserer Stichprobe (41%) nicht die Möglichkeit besteht, weiter im alten Beruf zu arbeiten, setzt schon das Angebot den Nachfragern Grenzen und verkleinert die Stichprobe; und Ähnliches gilt vermutlich auch für den Wunsch, in einem neuen Beruf weiter zu arbeiten. Bivariat wird die *Kontinuitätshypothese* also soweit bestätigt, wie man Kontinuität erwarten kann.

Tabelle 2: Freizeitpräferenz und Kontinuität der Berufslaufbahn: Korrelationen (Tau b)

	H	A-BERTAET	B-WICHTIG	N-ALTBERUF	N-NEUBERUF
BERUF30	+	.07***	.09***		
BERUF43	+	.11***	.18***		
BERUF56	+	.12***	.25***	.08*	
FREI-BER30	-	-.08***	-.13**		
FREI-BER43	-	-.12***	-.19***	-.08*	
FREI-BER56	-	-.08***	-.27***	-.17***	
N der Korrelationen		1297-1301	1051-1054	365-502	1152-1156

H: Hypothese. Nur Korrelationen, die mindestens auf 5%-Niveau signifikant. $p < .05$, ** $p < .01$, *** $p < .001$.

Die Korrelationen der Freizeitpräferenz mit der Kontinuität der Berufslaufbahn sind in Tabelle 2 dargestellt. Die Wichtigkeit des Berufs im 30., 43. und 56. Lebensjahr korreliert positiv mit der aktuellen Berufstätigkeit und der Wichtigkeit, sie bis zum Erreichen des Ruhestandsalters fortzusetzen; je weiter man in die Berufslaufbahn zurückgeht, desto schwächer werden die Korrelationen. Das gleiche Muster gilt für die Freizeitpräferenz – wie erwartet mit umgekehrten Vorzeichen. Die Wichtigkeit des Berufs wie die Freizeitpräferenz im 56. Lebensjahr korrelieren weiterhin positiv mit dem Wunsch, die Berufstätigkeit nach dem Erreichen des Ruhestandsalters fortzusetzen; die Freizeitpräferenz tut das auch im 43. Lebensjahr. Weder die Wichtigkeit des Berufs noch die Freizeitpräferenz hängen mit der Neigung zusammen, die Berufslaufbahn in einem anderen Beruf fortzusetzen. Die *Freizeitpräferenzhypothese* wird also bestätigt – wiederum aber nur für berufliche Planungen bis zum Ruhestandsalter.

2.2 Startbedingungen: Soziale Herkunft und Lebensplanung, Kontrollvariablen

Die Korrelationen der sozialen Herkunft und der Lebensplanung sowie der Kontrollvariablen mit der Kontinuität der Berufslaufbahn sind in Tabelle 3 dargestellt. Die soziale

Herkunft im 16. Lebensjahr korreliert positiv mit der Wichtigkeit, im 56. Lebensjahr die Berufslaufbahn bis zum Erreichen des Ruhestandsalters fortzusetzen. Die Lebensplanung der Eltern wie der Schüler im 16. Lebensjahr korreliert positiv mit der Wahrscheinlichkeit der Berufstätigkeit im 56. Lebensjahr. Weder Herkunft noch Lebensplanung hängen mit der Neigung zusammen, die Berufslaufbahn nach der Ruhestandsgrenze im alten oder in einem neuen Beruf fortzusetzen. Die *Herkunfts-* und die *Aspirationshypothese* werden also nur für berufliche Planungen bis zum Ruhestandsalter bestätigt.

Tabelle 3: Soziale Herkunft, Lebensplanung, Kontrollvariablen und Kontinuität der Berufslaufbahn: Korrelationen (Tau b)

	H	A-BERTAET	B-WICHTIG	N-ALTBERUF	N-NEUBERUF
<i>Soziale Herkunft</i>					
BERUF-VA16	+		.08***		
AUSB-VA16	+		.09***		
AUSB-MU16	+		.09***	.10**	
SCHICHT16	+		.09***		
<i>Lebensplanung</i>					
ABI16-E	+	.16***	.10***		
STUD16-E	+	.08**			
ABI16	+	.13***	.10***		
STUD16	+	.11***	.12***		
<i>Kontrollvariablen</i>					
MANN		.12***			
EWSPAN		.24***	-.11***	-.08*	-.05*
GESUND56		.13***	.17***		
PARTNER56					
PART-NET56					
RUHEDENK56	xx		.27***	.11**	-.10***
N der Korrelation		1084-1301	1023-1055	477-500	996-1156

H: Hypothese. Nur Korrelationen, die mindestens auf 5%-Niveau signifikant. $p < .05$, ** $p < .01$, *** $p < .001$. xx: nicht sinnvoll, da Entscheidung getroffen.

Männer sind im 56. Lebensjahr häufiger erwerbstätig als Frauen. Die Dauer der Erwerbstätigkeit geht mit der aktuellen Berufstätigkeit zusammen: Je länger man im Lebenslauf berufstätig geblieben ist, desto eher ist man es noch im 56. Lebensjahr; desto eher *wollte* man es vielleicht auch noch bis zum 56. Lebensjahr bleiben. Die Dauer der Erwerbstätigkeit korreliert weiterhin negativ mit der Neigung im 56. Lebensjahr, die Berufslaufbahn bis zum 65. Lebensjahr fortzusetzen. Offenbar wirken die mit der Erwerbsdauer angestiegenen Ansprüche an die Altersversicherung als Anreiz zum Berufsaustritt.

Je gesünder man sich fühlt, desto eher ist man aktuell berufstätig und wünscht, es bis zur Ruhestandsgrenze zu bleiben. Die Partnerschaft hängt – allgemein und bei Berufstätigkeit des Partners – nicht mit der Kontinuität der Berufslaufbahn zusammen.

Je häufiger man über den Ruhestand nachdenkt, für umso wichtiger hält man es, die Erwerbstätigkeit bis zur Ruhestandsgrenze fortzusetzen; umso eher will man im alten Beruf verbleiben; und umso weniger will man in einen neuen Beruf wechseln. Offenbar ist der nichtberufliche Ruhestand – Freizeit und Engagement – kein Problem. Aber die Fort-

setzung des alten Berufs ist eine bedenkenswerte Bereicherung und der Wechsel in einen neuen Beruf eine zu meidende Notlösung. Anders als in den zitierten amerikanischen Untersuchungen gilt: Nicht die außerberuflichen Optionen des Ruhestands, sondern seine beruflichen Chancen sind Gegenstand des Nachdenkens.

2.3 Zusammenfassung: Einflusshypothesen

Berufserfolg und Freizeitpräferenz, soziale Herkunft und Lebensplanung wirken auf die Kontinuität der Berufslaufbahn nur im Horizont der Ruhestandsgrenze – nicht aber darüber hinaus. Sie bestimmen die Neigung, bis zum 65. Lebensjahr weiterzuarbeiten, aber weder den Wunsch eines *Career Bridge Employment* noch eines *Non-Career Bridge Employment*. Wenn nicht nur der Eintrittszeitpunkt, sondern auch Art und Umfang einer weiteren Beschäftigung unbestimmt sind, wird die Planung schwierig.

Innerhalb dieses Horizonts ist im Lebensverlauf der Wunsch nach Kontinuität spürbar. Prestige wie Einkommen und die berufliche Zufriedenheit – nicht nur aktuell, sondern bereits im 30. und 43. Lebensjahr – korrelieren positiv mit der Berufstätigkeit im 56. Lebensjahr und der Bedeutung einer Fortführung der Berufstätigkeit bis zur Ruhestandsgrenze. Die *Kontinuitätshypothese* wird also – trotz der sozialen Selektivität der Stichprobe, die die Bandbreite des objektiven Berufserfolgs reduziert – bestätigt. Gegen die Kontinuität wirkt die *Freizeitpräferenz*. Sie korreliert negativ mit der Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn – wiederum nicht nur aktuell, sondern auch im 30. und 43. Lebensjahr. Die *Freizeitpräferenzhypothese* wird bestätigt.

Innerhalb dieses Horizonts sind weiterhin auch die Startbedingungen spürbar: Alle Maße der sozialen *Herkunft* und die Aspirationen der Eltern wie der Schüler haben einen positiven Einfluss. Die *Herkunfts-* und *Aspirationshypothese* werden bestätigt.

3. Ergebnisse: Multivariat

3.1 Auswahl der Zielvariablen, Prädiktoren und Modelle

Nach den Ergebnissen der bivariaten Analyse ist eine multivariate Analyse nur für die beiden Zielvariablen im Horizont der Ruhestandsgrenze – die aktuelle Berufstätigkeit und die Wichtigkeit ihrer Fortführung – sinnvoll. Sie soll in erster Linie den Einfluss der Konzepte vergleichen. Dazu wurden die Prädiktoren nach zwei Kriterien ausgewählt. Erstens sollten sie bivariat einen starken Einfluss möglichst auf *beide* Zielvariablen haben, so dass für beide die gleichen Prädiktoren gewählt werden können. Zweitens wurde innerhalb jedes Konzepts nur eine Prädiktorgruppe ausgewählt. Für die Freizeitpräferenzen wurden nur noch die Präferenz des Berufs vor der Freizeit; für die Lebensplanung nur noch Pläne der Schüler zum Studium; für die soziale Herkunft nur der Schichtindex aufgenommen. Von den Kontrollvariablen wurden Geschlecht, Erwerbsdauer und Gesundheit beibehalten.

Sofern eine Prädiktorgruppe ausgewählt war, sollte die multivariate Analyse in zweiter Linie den Vergleich zwischen allen *Zeitpunkten* ermöglichen, auch wenn bivariat der

Einfluss nicht immer stark war. Deshalb wurde z. B. auch die Berufszufriedenheit im 30. Lebensjahr unter den Prädiktoren belassen. Vier Konzepte werden mit jedem Erhebungszeitpunkt berücksichtigt: das Berufsprestige, das Einkommen, die Berufszufriedenheit und die Freizeitpräferenz.

Die Berücksichtigung jedes Zeitpunkts bringt zwei Probleme mit sich. Erstens können die wiederholt erhobenen Prädiktoren multikollinear sein. Das galt nur für das Prestige (durchschnittliches $r=.67$). Zweitens reduziert sich die Stichprobe auf die Befragten, die in *jeder* Phase berufstätig waren. Beide Probleme lassen sich lösen, indem statt der drei phasenspezifischen Prädiktoren das höchste Prestige und das höchste Einkommen verwendet werden.

Vier Modelle wurden berechnet. Modell 1 und Modell 2 umfassen Startbedingungen und Lebensverlaufsvariablen. Sie vergleichen die Einflussstärke zwischen Konzepten und Zeitpunkten. In Modell 1 sind Einkommen und Prestige mit *einem* Maß für die ganze Lebensgeschichte vertreten, so dass die *Abschwächungshypothese* nur für die Freizeitpräferenz *spezifisch* geprüft werden kann. In Modell 2 sind Einkommen und Prestige durch drei Maße bis zur jeweiligen Wiederbefragung vertreten, so dass die *Abschwächungshypothese* auch für den Berufserfolg *spezifisch* geprüft werden kann. Modell 3 umfasst nur lebensgeschichtliche, Modell 4 nur aktuelle Prädiktoren. Am Vergleich ihrer Varianzerklärung kann die *Abschwächungshypothese global* geprüft werden.

3.2 Aktuelle Berufstätigkeit

Die Ergebnisse der logistischen Regression der aktuellen Berufstätigkeit sind in Tabelle 4 dargestellt.⁴

In Modell 1 haben von den Variablen des Berufserfolgs das Einkommen und die aktuelle Zufriedenheit mit der beruflichen Stelle signifikant den erwarteten positiven Einfluss. Die *Kontinuitätshypothese* bleibt also auch unter Kontrolle der Freizeitpräferenzen und der Startbedingungen bestätigt. Die *Freizeitpräferenzhypothese* wird lediglich für das 30. Lebensjahr schwach signifikant bestätigt; die Einflüsse sind also entgegen der *spezifischen Abschwächungshypothese* bei längerer Distanz zwischen Ursache und Wirkung stärker.

Die Schicht des Elternhauses hat nicht den erwarteten positiven Einfluss, wohl aber die Studienaspiration; die *Herkunftshypothese* wird nicht bestätigt, wohl aber die *Aspirationshypothese*. Die bivariat signifikant häufigere Berufstätigkeit von Männern kehrt sich in eine – wenn auch nicht signifikant – geringere um. In einer gut ausgebildeten Kohorte sind Männer *bei Kontrolle des Berufserfolgs* nicht häufiger, sondern eher seltener berufstätig als Frauen. Die Dauer der Berufstätigkeit und die subjektiv geschätzte Gesundheit hängen wie in der bivariaten Analyse positiv mit der aktuellen Berufstätigkeit zusammen. Die erklärte Varianz beträgt 12,0%.

4 Wie die Spalte „Min-Max“ ausweist, haben einige Prädiktoren nur vier oder fünf Ausprägungen und werden dennoch als metrisch angesehen. Wir haben darauf verzichtet, sie in Kodiervariablen umzuformen, weil wir keine Hypothesen über die Nicht-Monotonizität oder über Schwellenwerte ihres Einflusses hatten.

Tabelle 4: Logistische Regression von A-BERTAET auf Berufserfolg und Freizeitpräferenz, soziale Herkunft und Lebensplanung sowie Kontrollvariablen

	H	Min-Max	Chancenverhältnisse			
			Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4
Interzept			.010	.005	.009	.049
<i>Objektiver Berufserfolg</i>						
HPREST	+	20-187	1.002			
LPREST30	+	20-187		1.003	1.003	
LPREST43	+	20-187		1.014+	1.008+	
LPREST56	+	20-187		.992		1.006+
HEINK	+	0-163	1.147+			
LEINK30	+	0-10		.904	.876	
LEINK43	+	0-229		1.012	1.028	
LEINK56	+	0-453		1.083		1.120*
<i>Subjektiver Berufserfolg: Zufriedenheit</i>						
BZUF30	+	0-10	.947	1.002	.994	
BZUF43	+	0-10	.973	.973	1.044	
BZUF56	+	0-10	1.061	1.074		1.114+
BSTZUF56	+	1-4	1.385*	1.219		1.224
<i>Freizeitpräferenz</i>						
FREI-BER30	-	(-6)-6	.863*	.810**	.833*	
FREI-BER43	-	(-6)-6	.968	.939	.816*	
FREI-BER56	-	(-6)-6	.928	.947		.878*
<i>Herkunft und Lebensplanung</i>						
SCHICHT16	+	1-6	1.0831	1.043	1.033	
STUD16	+	1-4	1.217*	1.211+	1.240*	
<i>Kontrollvariablen</i>						
MANN		0-1	.773	.726	.744	.807
EWSPAN		2-479	1.010***	1.012***	1.015***	1.005***
GESUND56		1-5	1.377**	1.337+		1.570***
-2 LogLik. Interzept			950	622	731	849
-2 LogLik. Modell			799	530	584	773
Nagelkerke R ²			.120	.107	.157	.063
Gültige n			1189	803	863	1171

H: Hypothese. + $p < .10$, * $p < .05$, ** $p < .01$, *** $p < .001$. Einkommen durch 1000 geteilt.

In Modell 2 zeigt die Aufteilung des objektiven Berufserfolgs über die drei Phasen der Befragung, dass der signifikant phasenübergreifende Einfluss des Modells 1 nicht in signifikante phasenspezifische Effekte zerfällt. Die *Abschwächungshypothese* wird *spezifisch* für den Berufserfolg nicht bestätigt: Die weiteren Variablen haben die gleichen Effekte wie in Modell 1. Die erklärte Varianz ist mit 10,7% geringer als in Modell 1.

In Modell 3 und 4 bringt die Trennung der lebensgeschichtlichen und aktuellen Einflüsse kein klareres Muster der phasentypischen Effekte hervor. Die erklärte Varianz beträgt 15,7% in Modell 3 und 6,3% in Modell 4: Lebensgeschichtliche Einflüsse sind nicht wie erwartet schwächer, sondern stärker als aktuelle Einflüsse; die kausal eindeutigen Wirkungen übertreffen die kausal mehrdeutigen Zusammenhänge. Die *Abschwächungshypothese* wird also auch *global* nicht bestätigt.

3.3 Wichtigkeit der Fortsetzung der Berufstätigkeit

Die Ergebnisse der linearen Regression der Wichtigkeit, die Berufstätigkeit bis zum 65. Lebensjahr fortzusetzen, sind in Tabelle 5 dargestellt.⁵

Tabelle 4: Lineare Regression von B-WICHTIG auf Berufserfolg und Freizeitpräferenz, soziale Herkunft und Lebensplanung sowie Kontrollvariablen

			Regressionskoeffizienten				
	H	Min-Max	Modell 1	M1 stand.	Modell 2	Modell 3	Modell 4
Interzept			-898		-.336	1.849	-.532
<i>Objektiver Berufserfolg</i>							
HPREST	+	20-187	.002+	.05			
LPREST30	+	20-187			.003	.002	
LPREST43	+	20-187			.001	.000	
LPREST56	+	20-187			-.002		.002
HEINK	+	0-163	.007	.02			
LEINK30	+	0-10			.003	.021	
LEINK43	+	0-229			.004	.005	
LEINK56	+	0-453			-.016		.001
<i>Subjektiver Berufserfolg</i>							
BZUF30	+	0-10	-.015	-.03	-.045*	-.017	
BZUF43	+	0-10	-.068*	-.08	-.054	.062+	
BZUF56	+	0-10	.145***	.17	.179**		.108***
BSTZUF56	+	1-4	.532***	.24	.487***		.501***
<i>Freizeitpräferenz</i>							
FREI-BER30	-	6-(-6)	-.054*	-.05	-.042	-.062	
FREI-BER43	-	6-(-6)	-.072*	-.07	-.105**	-.212***	
FREI-BER56	-	6-(-6)	-.167***	-.16	-.175***		-.232***
<i>Herkunft und Lebensplanung</i>							
SCHICHT16	+	1-6	.028	.02	.014	.028	
STUD16	+	1-4	.060	.05	.067	.088+	
<i>Kontrollvariablen</i>							
MANN		0-1	-.064	-.02	-.030	-.028	.005
EWSPAN		2-479	-.001+	-.06	-.002+	-.002+	-.002***
GESUND56		1-5	.181***	.08	.103		.221***
Nagelkerke R ²			.255		.264	.090	.234
R ² korrigiert			.245		.245	.075	.228
Gültige n			1004		698	721	1009

H: Hypothese. M1 stand.=Modell 1 standardisiert. + $p < .10$, * $p < .05$, ** $p < .01$, *** $p < .001$. Ein- kommen durch 1000 geteilt.

Betrachtet man die nicht standardisierten Koeffizienten in Modell 1, so hat das höchste Prestige nur einen schwach signifikanten und das höchste Einkommen keinen Einfluss. Die Zufriedenheit im 43. Lebensjahr hat wider Erwarten einen negativen Einfluss (Da-

5 Wir halten es für plausibel, dass bereits die Befragten bei der Wichtigkeitsschätzung ungefähr gleiche Abstände im Sinn haben, und verwenden deshalb die lineare statt eine Form der ordinalen Regression.

vies/Cartwright 2011: 258ff.); aber die aktuellen Zufriedenheiten mit der Berufslaufbahn und der beruflichen Stelle haben hoch signifikant und stark den erwarteten positiven Einfluss. Die *Kontinuitätshypothese* wird also für den aktuellen subjektiven Berufserfolg bestätigt. Die *Freizeitpräferenzhypothese* wird für jeden der drei Zeitpunkte bestätigt; und der erwartete negative Einfluss wird mit der Zeit stärker – wie für die *spezifische Abschwächungshypothese* erwartet. Die Konstanz der negativen Wirkung spricht dafür, dass die Freizeitpräferenz als Persönlichkeitseigenschaft, spezifisch als negativer Indikator der „Gewissenhaftigkeit“ (Borghans et al. 2008: 40ff.) gesehen werden kann.

Weder die *Herkunfts-* noch die *Aspirationshypothese* werden bestätigt. Das Geschlecht hat keinen, die Dauer der Berufstätigkeit hat einen negativen, die Gesundheit einen hoch signifikant positiven Einfluss. Die erklärte Varianz beträgt 25,5%.

Vergleicht man die Stärke der Einflüsse anhand der standardisierten Koeffizienten des Modells 1, so sind die aktuelle Zufriedenheit mit der beruflichen Stelle, die aktuelle Zufriedenheit mit der Berufslaufbahn und die aktuelle Freizeitpräferenz die wichtigsten Prädiktoren. Die Neigung, die Berufslaufbahn fortzusetzen, speist sich also positiv aus der Evaluation der Berufslaufbahn bis heute und negativ aus der Anziehungskraft der Freizeit. Sie resultiert aus Einstellungen zum, aber nicht aus Tatsachen des Lebenslaufs. Sie resultiert weiter aus aktuellen Einschätzungen, aber nicht aus früheren Einschätzungen oder Tatsachen des Lebenslaufs.

In Modell 2 zeigt die Aufteilung des objektiven Berufserfolgs über die drei Phasen der Befragung, dass weder das phasenspezifische Berufsprestige noch das phasenspezifische Einkommen einen Einfluss haben. Die *Abschwächungshypothese* wird *spezifisch* für beide beruflichen Erfolge nicht bestätigt. Alle übrigen Prädiktoren wirken wie in Modell 1; zwei der in Modell 1 stärksten aktuellen Einflüsse, die Zufriedenheit mit der beruflichen Laufbahn im 56. Lebensjahr und die Freizeitpräferenz im 56. Lebensjahr, sind in Modell 2 sogar noch stärker. In Modell 3 und 4 bestätigt die Trennung der lebensgeschichtlichen und aktuellen Einflüsse nochmals die Bedeutungslosigkeit des objektiven Berufserfolgs und insbesondere des aktuellen objektiven Berufserfolgs. Modell 3 zeigt, dass das Gegenspiel von Berufszufriedenheit und Freizeitpräferenz bis ins 43. Lebensjahr zurückverfolgt werden kann. Modell 4 demonstriert, dass dieses Gegenspiel aktuell entscheidend ist und beide Kräfte etwa gleich stark sind; die (nicht dargestellten) standardisierten Koeffizienten für die Berufstellenzufriedenheit im 56. Lebensjahr und die Freizeitpräferenz im 56. Lebensjahr betragen .28 und .29. Die für Freiheitsgrade korrigierte erklärte Varianz beträgt 7,5% für Modell 3 und 22,8% für Modell 4: Aktuelle Einflüsse sind also weitaus bedeutsamer als lebensgeschichtliche; die *Abschwächungshypothese* wird *global* bestätigt. Die Berufslaufbahn will bis zum Ruhestand fortsetzen, wer heute mit seinem Berufsleben zufrieden ist und der Freizeit wenig zuneigt.

3.4 Zusammenfassung: Einflusshypthesen und Abschwächungshypothese

Die *Einflüsse* stimmen sehr wenig zwischen beiden Zielvariablen überein. Der objektive wie der subjektive Berufserfolg steigern die Wahrscheinlichkeit der aktuellen Berufstätigkeit; aber allein der subjektive Berufserfolg steigert die Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn. Die Freizeitpräferenz hängt nicht mit der aktuellen Berufstätigkeit zu-

sammen, senkt aber die Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn. Die Aspirationen vor Beginn der Berufslaufbahn steigern die Wahrscheinlichkeit der aktuellen Berufstätigkeit, haben aber keinen Einfluss auf die Neigung zur Fortsetzung. Die Dauer der bisherigen Erwerbstätigkeit steigert die Wahrscheinlichkeit der aktuellen Berufstätigkeit, senkt aber die Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn. Übereinstimmend für beide Zielvariablen ist nur der positive Zusammenhang mit der Gesundheit.

Der Unterschied des Einflussprofils spiegelt allgemein die Selektion der Lebenswege und die Zuspitzung der Aufgaben in ihnen. Je weiter man den Lebenslauf verfolgt, desto mehr werden Lebenswege selektiv; desto genauer grenzen sich die Aufgaben ab, die jeder Lebensweg stellt. Das gilt auch hier. Über die aktuelle Berufstätigkeit hat unsere Kohorte im 56. Lebensjahr entschieden, die Fortsetzung muss sie planen. Entschieden hat sich eine größere und heterogene Gruppe; planen muss eine selektive, aber homogene Gruppe.

Spezifisch kann man den Unterschied des Einflussprofils auf den Nenner bringen, dass die aktuelle Berufstätigkeit stärker durch objektive und die Neigung zur Fortsetzung der Berufstätigkeit stärker durch subjektive Variablen bestimmt wird. Die objektiven Einflüsse auf die aktuelle Berufstätigkeit reichen weiterhin bis an die Zeit vor der Berufstätigkeit zurück und verändern sich wenig im Lebenslauf, während die subjektiven Einflüsse auf die Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn mit dem Lebenslauf stärker werden. Zugespitzt: in der aktuellen Berufstätigkeit spiegelt sich die Lebensgeschichte seit der Jugend wider; die Neigung zur Fortsetzung der Berufslaufbahn orientiert sich an aktuellen subjektiven Einschätzungen.

Wie das Einflussprofil stimmt auch die Entwicklung der Einflüsse zwischen beiden Zielvariablen nicht überein: Die *Abschwächungshypothese* wird nie übereinstimmend bestätigt. In *spezifischer* Sicht bleiben die Einflüsse des Berufserfolgs auf beide Zielvariable konstant und der Einfluss der Freizeitpräferenz entwickelt sich gegenläufig: Er nimmt auf die aktuelle Berufstätigkeit ab und wächst auf die Neigung zur Fortsetzung der Berufstätigkeit. Vielleicht lässt sich der Gegensatz aus dem unterschiedlichen Zeitverhältnis der Prädiktoren zu den beiden Zielvariablen erklären. Die aktuelle Berufstätigkeit wird mit früheren Freizeitpräferenzen weniger wahrscheinlich, aber sie nährt aktuelle Freizeitpräferenzen, so dass weiter fortbestehende negative Einflüsse der Freizeitpräferenz durch gegenläufige positive Einflüsse der Berufstätigkeit verwischt werden. Die Neigung zur Fortsetzung der Berufstätigkeit hingegen richtet sich auf die Zukunft, auf die Einstellungsmuster in der Tat umso weniger Einfluss haben sollten, je mehr sie Vergangenheit sind.

In *globaler Sicht* haben die frühen Erhebungen auf die aktuelle Berufstätigkeit eine stärkere, auf die Neigung zur Fortsetzung aber einen schwächeren Einfluss. Auch das lässt sich aus dem unterschiedlichen Zeitverhältnis der Prädiktoren zu den beiden Zielvariablen verstehen.

4. Schluss: Lange Nachwirkung der Lebensgeschichte – kurze Antizipation der Lebensplanung

Untersucht wurde die Kontinuität zwischen Berufslaufbahn und Ruhestandsplanung über 40 Jahre von der Jugend bis zur späten Lebensmitte in einer nach Bildung privilegierten

Kohorte zu einer Zeit, also noch finanzielle Anreize zur Frühverrentung bestanden. Auch wenn die Wirkung veränderter Regeln des Renteneintritts nicht untersucht werden konnte und die bessere Ausbildung Kontinuität erleichtert, sollten die betrachteten Antriebe auf dem Weg vom Berufserfolg zur Ruhestandsplanung unter verschiedenen gesetzlichen Regelungen und in unterschiedlichen Sozialschichten ähnlich sein.

Im 56. Lebensjahr waren zwar die aktuelle Berufstätigkeit und die Wichtigkeit ihrer Fortsetzung überwiegend durch den gleichzeitigen Berufserfolg bestimmt; berufliche Kontinuität wird also angestrebt, aber sie ist nicht tief in der beruflichen Lebensgeschichte verankert. Aber die aktuelle Berufstätigkeit – nicht die Wichtigkeit ihrer Fortsetzung – war positiv durch Aspirationen im 16. Lebensjahr und global stärker durch die Lebensgeschichte als durch aktuelle Einflüsse bestimmt. Statt in den Bahnen der Berufslaufbahn findet sich eine Kontinuität des Anspruchs der Planung und der Realisierung über die Lebensgeschichte.

Allgemein deuten die Ergebnisse auf eine Asymmetrie zwischen der Macht der Vergangenheit über die Menschen und ihrem Willen, über die Zukunft zu bestimmen. Die Lebensgeschichte wirkt lange nach, aber die Lebensplanung greift nicht weit voraus. Blickt man zurück, so haben die Startbedingungen der Jugend auf die Berufstätigkeit im 56. Lebensjahr noch einen ebenso starken Einfluss wie die zwischenzeitliche Lebensgeschichte und die aktuellen Ressourcen. Die Situation in der Jugend bestimmt die Entscheidung in der späten Lebensmitte. Blickt man voraus, so beeinflusst der Berufserfolg bis zum 56. Lebensjahr den Plan der Fortsetzung der Berufslaufbahn bis zum 65. Lebensjahr, nicht aber den Plan der Fortsetzung der Berufslaufbahn über das 65. Lebensjahr hinweg. Warum? Vermutlich plant man auch im Berufsleben zuvor selten über sieben Jahre hinaus in die Zukunft. Aber die sich nähernde Ruhestandsgrenze verlangt weiterreichende Planungen als zuvor: Nicht die selbstverständliche Fortsetzung, sondern das unabwendbare Ende der Berufslaufbahn muss avisiert werden. Dieser Druck wird offenbar noch nicht empfunden. Auch in eine vorbestimmte Zukunft greift die Lebensplanung nicht weit voraus.

Wenn man diese Interpretation teilt, dann sind unsere Ergebnisse nicht nur mikro-, sondern auch makrosoziologisch bedeutsam. Sozialpolitisch und arbeitsmarktökonomisch motivierte Programme, die Lebensarbeit zu strecken und Arbeit wie Nichtarbeit über das Leben gleichmäßiger zu verteilen, erwarten von den Menschen die „aktive und kreative Gestaltung der Erwerbsbiographie“ (Vaupel/Hofäcker 2009: 399) und „personale Innovationsfähigkeit“ (Altersbilder in der Gesellschaft 2010: 186). Wie weit sie dazu bereit und fähig sind, bleibt eine Frage. Sie konnte hier zwar nicht erschöpfend behandelt, aber immerhin in einigen ihrer Facetten ausgeleuchtet werden.

Literatur

- Adams, G. A. & Rau, B. L. (2011). Putting off tomorrow to do what you want today. Planning for retirement. *American Psychologist*, 66, S. 180-192.
- Altersbilder in der Gesellschaft (2010). *Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Bericht der Sachverständigenkommission an das BMFSFJ*. Berlin: BMFSFJ.

- Antolin, P. & Scarpetta, S. (1998). *Microeconomic analysis of the retirement decision: Germany*. Paris: OECD Publishing (OECD Economics Department Working Papers, No. 204) OECD, www.dox.doi.org/10.1787/572650601656 [Stand: 2013-06-24].
- Ashby, J. S. & Schoon, I. (2010). Career success: The role of teenage career aspirations, ambition value and gender in predicting adult social status and earnings. *Journal of Vocational Behavior*, 77, S. 350-360.
- Atchley, R. C. (1989). A continuity theory of normal aging. *The Gerontologist*, 29, S. 183-190.
- Atkinson, J. W., Lens, W. & O'Malley, P. M. (1976). Motivation and ability: Interactive psychological determinants of intellectual performance, educational achievement, and each other. In: Sewell, W. H., Hauser, R. M. & Featherman, D. L. (Hrsg.), *Schooling and achievement in American society*. New York: Academic Books, S. 29-60.
- Baker, M., Stabile, M. & Deri, C. (2004). What do self-reported, objective measures of health measure? *Journal of Human Resources*, 39, S. 1067-1093.
- Birkelbach, K. (2011). *Ausfälle im Kölner Gymnasiastenpanel 1969-2010: Ursachen und Folgen für die Datenqualität*. Köln & Essen: Manuskript.
- Blöndal, S. & Scarpetta, S. (1999). *The retirement decision in OECD countries*. Paris: OECD Publishing. (OECD Economics Department Working Papers, No. 202), www.dox.doi.org/10.1787/565174210530 [Stand: 2013-06-24].
- Börsch-Supan, A., Schnabel, R., Kohnz, S. & Mastrobuoni, G. (2004). Micro-modeling of retirement decisions in Germany. In: Gruber, J. & Wise, D. A. (Hrsg.), *Social security programs and retirement around the world: Micro estimation*. Chicago & London: Chicago University Press, S. 285-344.
- Bonsdorff, M. E., von & Shultz, K. S., Leskinen, E. & Tanski, J. (2009). The choice between retirement and bridge employment and life course perspective. *International Journal of Aging and Human Development*, 69, S. 79-100.
- Borghans, L., Duckworth, A. L., Heckman, J. J. & ter Weel, B. (2008). *The economics and psychology of personality traits*. Bonn: IZA (IZA Discussion Papers, No 3333), www.hdl.handle.net/10419/34948 [Stand: 2013-06-24].
- Coppola, M. & Wilke, C. B. (2010). *How sensitive are subjective retirement expectations to increases in statutory retirement age? The German case*. Mannheim: Research Institute for the Economics of Aging (Manuskript).
- Davis, E. & Cartwright, S. (2011). Psychological and psychosocial predictors of attitudes to working past normal retirement age. *Employee Relations*, 33, S. 249-268.
- Deller, J. & Maxin, L. (2008). „Silver Workers“ – Eine explorative Studie zu aktiven Rentnern in Deutschland. *Arbeit*, 17, S. 166-179.
- Deller, J. & Maxin, L. (2010). Silver Work: Zum Stand beruflicher Aktivitäten im Ruhestand in Deutschland. *Aus der Altersforschung – Informationsdienst für Altersfragen*, 37, S. 3-9.
- Feldman, D. C. (1994). The decision to retire early: A review and conceptualization. *Academy of Management Review*, 19, S. 285-311.
- Ham, R., Junanker, P. N. & Wells, R. (2009). *Occupational choice: personality matters*. Bonn: IZA (IZA discussion papers, No. 4105), www.nbn-resolving.de/urn:de:101:1-2009051314 [Stand: 2013-06-24].
- Kerkhoff, A. C. (1993). *Diverging pathways*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kim, J. E. & Moen, P. (2000). Moving into retirement: Preparation and transition in late midlife. In: Lachman, M. E. (Ed.), *Handbook of midlife development*. New York et al.: John Wiley & Sons, S. 487-527.
- Komp, K., Tilburg, T., van & Groenou, M. B., van (2010). Paid work between age 60 and 70 years in Europe: A matter of socio-economic status? *International Journal of Ageing and Later Life*, 5, S. 45-75.
- Kubicek, B., Korunka, C., Hoonakker, P. & Raymo, J. M. (2010). Work and family characteristics as predictors of early retirement in married men and women. *Research on Aging*, 32, S. 467-498.
- Meulemann, H. (1979). *Soziale Herkunft und Schullaufbahn*. Frankfurt am Main: Campus.
- Muratore, A. M. & Earl, J. K. (2010). Predicting retirement preparation through the design of a new measure. *Australian Psychologist*, 45, S. 98-111.

- Ng, T. W. H., Eby, L. T., Sorenson, K. L. & Feldman, D. C. (2005). Predictors of objective and subjective career success: A meta-analysis. *Personnel Psychology*, 58, S. 367-408.
- Nimrod, G. (2007). Expanding, reducing, concentrating and diffusing: Post retirement leisure behavior and life satisfaction. *Leisure Sciences*, 29, S. 91-111.
- Noone, J. & Alpass, F. (2009). Preretirement planning and well-being in later-life. A prospective study. *Research on Aging*, 31, S. 295-317.
- Noone, J., Alpass, F. & Stephens, C. (2010). Do men and women differ in their retirement planning? Testing a theoretical model of gendered pathways to retirement preparation. *Research on Aging*, 32, S. 715-738.
- Petkoska, J. & Earl, J. K. (2009). Understanding the influence of demographic and psychological variables on retirement planning. *Psychology and Aging*, 24, S. 245-251.
- Pleau, R. L. (2010). Gender differences in postretirement employment. *Research on Aging*, 32, S. 267-303.
- Radl, J. (2007). Individuelle Determinanten des Renteneintrittsalters. *Zeitschrift für Soziologie*, 36, S. 43-64.
- Spaeth, Joe L. (1976). Cognitive complexity: A dimension underlying the socioeconomic achievement process. In: Sewell, W. H., Hauser, R. M. & Featherman, D. L. (Hrsg.), *Schooling and achievement in American society*. New York: Academic Books, S. 161-177.
- Staff, J., Harris, A., Sabates, R. & Bridgel, L. (2010). Uncertainty in early occupational aspirations: Role exploration or aimlessness. *Social Forces*, 89, S. 1-25.
- Tartler, R. (1961). *Das Alter in der modernen Gesellschaft*. Stuttgart: Enke.
- Vaupel, J. W. & Hofäcker, D. (2009). Das lange Leben lernen. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 12, S. 383-407.
- Wang, M., Zhan, Y. & Songqi, L. (2008). Antecedents of bridge employment: A longitudinal analysis. *Journal of Applied Psychology*, 93, S. 818-830.
- Wang, M., Adams, G. A., Beehr, T. A. & Shultz, K. S. (2009). Bridge employment and retirement. In: Baugh, G. S. & Sullivan, S. E. (Eds.), *Maintaining focus, energy, and options over the career*. Charlotte, NC: Information Age Publishing, S. 135-162.
- Wegener, B. (1988). *Kritik des Prestiges*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Eingereicht am/Submitted on: 11.10.2012

Angenommen am/Accepted on: 10.03.2014

Anschrift des Autors/Address of the author:

Prof. em. Dr. Heiner Meulemann
Universität zu Köln
Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät
Institut für Soziologie und Sozialpsychologie (ISS)
Greinstraße 2
50339 Köln
Deutschland/Germany

E-Mail: meulemann@wiso.uni-koeln.de

Forschungsnotizen

Birgit Leyendecker, Alexandru Agache & Stefanie Madsen

Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit (NUBBEK) – Design, Methodenüberblick, Datenzugang und das Potenzial zu Mehrebenenanalysen

NUBBEK – a national German study on early childhood education and care: Design, methods overview, data access, and the potential for multilevel analyses

Zusammenfassung:

Dieser Beitrag stellt die Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit (NUBBEK) vor. NUBBEK bietet eine empirische Basis zur Erforschung der familiären und außerfamiliären Betreuung von zweijährigen ($n = 1242$) und vierjährigen ($n = 714$) Kindern. Die Daten stammen aus den Jahren 2010 bis 2011; 27% der Kinder hatten einen türkischen oder einen russischen Migrationshintergrund. Die NUBBEK-Studie orientierte sich an einer sozial-ökologischen Konzeption von Bildung und Entwicklung. Orientierungsqualität, Strukturqualität sowie Prozessqualität wurden weitgehend parallel sowohl für das Betreuungssetting Familie erhoben als auch für 567 Krippen-, Kindergarten- und Tagespflegegruppen. Das Design der Studie, die Stichprobe, die eingesetzten Verfahren (Beobachtungen, Interviews, Fragebögen, Testungen der Kinder) sowie ausgewählte Intraklassen-Korrelationskoeffizienten (ICC) für potenzielle Mehrebenenanalysen werden vorgestellt. Die Daten sind ab Herbst 2014 im Datenarchiv von GESIS für Forschungseinrichtungen zugänglich.

Schlagwörter: Frühe Bildung, Qualität der Betreuung, türkische Kleinkinder, russische Kleinkinder, NUBBEK, Mütter, Väter, Erzieherinnen

Abstract:

This article introduces the German National Study on Early Childhood Education and Care (NUBBEK). NUBBEK offers an empirical basis for the study of care and education within and outside of the family for two- ($n = 1242$) and four-year old children ($n = 714$). Data were collected in 2010 and 2011; 27% of all children grew up in either Turkish or Russian immigrant families. NUBBEK adopted a socio-ecological perspective on education and care. Data on orientation, structure, and processes were gathered in a parallel fashion in both home environment and 567 external day care settings. The article provides information on the design of NUBBEK, the sample, the instruments (interviews, questionnaires, observations, tests), as well as on selected intra-class-coefficients (ICC) for potential multilevel-analyses. In fall 2014, the data will be available for the scientific community at the GESIS data archive.

Key words: early childhood education and care, quality of care, Turkish immigrant children, Russian immigrant children, NUBBEK, mothers, fathers, child care teachers.

1. Fragestellungen und Ziele der NUBBEK-Studie

Die Organisation und Alltagsgestaltung der Kindheit befindet sich seit einigen Jahren in den alten Bundesländern in einem radikalen Umbruch. Während zum Zeitpunkt der Wende im Jahre 1990 in den neuen Bundesländern 56.4% aller Kinder unter drei Jahren außerfamiliär betreut wurden, war dies in den alten Bundesländern lange Zeit von der Angebotsseite her kaum möglich und außerdem gesellschaftlich weniger akzeptiert. Dies spiegelt sich darin wieder, dass im Jahre 2002 lediglich für 2.4% aller Kinder unter drei Jahren Plätze in Betreuungseinrichtungen verfügbar waren. In den darauffolgenden Jahren änderte sich diese Situation, zunächst nur graduell, dann sehr rapide. So waren 2006 schon für 8%, 2011 für ein Fünftel und im Sommer 2013 für ein Drittel aller Kinder unter drei Jahren Betreuungsplätze verfügbar (Tietze/Eckhardt 2013). Dies entsprach den politisch gewünschten Vorgaben, hat aber viele Fragen aufgeworfen: Wie sieht es mit der Qualität der Betreuung aus, welchen Einfluss haben Strukturmerkmale wie der Betreuer-Kind-Schlüssel, altershomogene versus altersheterogene Gruppen oder offene versus geschlossene Gruppenkonzepte auf die Qualität der Betreuung? Unterscheiden sich die Entwicklungsumwelten in Betreuungseinrichtungen in Abhängigkeit von der Zusammensetzung der Kinder im Hinblick auf den sozio-ökonomischen Status ihrer Eltern oder deren Migrationshintergrund? Welchen Einfluss haben Merkmale der Betreuer, wie ihre Ausbildung, Persönlichkeit oder ihre Auffassungen über Bildung und Erziehung auf die Betreuungsqualität? Wie unterscheiden sich Eltern, die ihre Kinder unter drei Jahren betreuen lassen, von Eltern, die eine familiäre Betreuung für diese Altersgruppe vorziehen? Welche Wünsche haben Eltern an die Betreuungseinrichtungen? Gibt es einen Zusammenhang zwischen Betreuungsformen – familiärer versus außerfamiliärer – sowie der Qualität der jeweiligen Betreuung mit dem Entwicklungsstand der Kinder?

In den vergangenen Jahren wurden in Deutschland vermehrt Anstrengungen unternommen, diese Fragen zu beantworten und die Qualität der außerfamiliären Betreuung sowie den Zusammenhang zwischen familiärer und außerfamiliärer Betreuung auf die Entwicklung der Kinder zu untersuchen. Untersuchungen konzentrierten sich bislang jedoch primär auf einzelne Regionen bzw. Bundesländer oder Kommunen. Zahlenmäßig größere Studien waren – wie Roßbach et al. (2008) beschreiben – kaum vorhanden, so dass Literaturüberblicke (z.B. Bäuerlein et al. 2013) weitgehend auf der internationalen Forschungsliteratur beruhen. Dies wird sich jedoch in der nächsten Zeit grundlegend ändern. So gibt es die mittlerweile vielfach publizierte BiKS-Studie (Bildungsprozesse, Kompetenzentwicklung und Selektionsentscheidungen im Vor- und Grundschulalter). In dieser längsschnittlich angelegten Studie wurde bei mehr als 500 Kindern aus fast 100 Kindertagesstätten in Bayern und Hessen der Zusammenhang zwischen häuslicher und außerhäuslicher Lernumwelt auf die Entwicklung der Kinder untersucht (Anders et al. 2012; von Maurice et al. 2007); knapp 22% der Kinder hatten einen Migrationshintergrund (Dubowy et al. 2008). Weiterhin ist die Studie „Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten“ (AID:A) des Deutschen Jugendinstituts (Rauschenbach/Bien 2012) zu erwähnen, in der ebenfalls die Betreuungsgeschichte von Kindern aus nicht-gewanderten und aus zugewanderten Familien berücksichtigt wurde und der „Hürdenlauf zum Krippenplatz“ für Kinder aus zugewanderten sowie aus bildungsferneren Familien dokumentiert wurde (Sachverständigenrat Migration 2013). Die umfangreichste Datenbasis bildet

jedoch das Nationale Bildungspanel NEPS (National Educational Panel Study, <https://www.neps-data.de>), in dem die Bildungsverläufe von Kleinkindern, Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen in einem Multi-Kohorten-Sequenz-Design repräsentativ erhoben werden. Im Jahre 2010/2011 begann die Erhebung einer Kohorte vierjähriger Kinder, 2012 begannen die Erhebungswellen der Kinder, die damals 7 Monate alt waren (<https://www.neps-data.de>). Dies zeigt, dass Deutschland dabei ist, aufzuholen und so einen wichtigen Beitrag zur nationalen und internationalen Literatur zu liefern.

In anderen Ländern hingegen haben breitangelegte Kohortenstudien zur familienergänzenden frühen Betreuung eine längere Tradition. Zwei der meistzitierten längsschnittlich angelegten Studien sind die EPPE-Studie (Effective Provision of Pre-School Education, Sylva et al. 2010) in Großbritannien sowie die NICHD-Studie (NICHD Early Child Care Network 2002) in den USA. In der EPPE-Studie wurden sowohl familiär als auch außerfamiliär betreute Kinder im Alter von drei Jahren bis zum Ende ihrer Schulzeit und dem Übergang in den Beruf systematisch untersucht, in der breitangelegten NICHD-Studie die Betreuung und Entwicklung der Kinder von ihrem ersten Lebensjahr bis ins Jugendalter.

Mit der NUBBEK-Studie liegt eine bundesweite Untersuchung vor, die die Inanspruchnahme familiärer und außerfamiliärer Betreuung zwei- und vierjähriger Kinder untersuchte. Eine deutliche Einschränkung der NUBBEK-Studie besteht darin, dass diese anders als die EPPE-Studie, die NICHD-Studie oder die deutschen Studien BiKS und NEPS nicht längsschnittlich angelegt, sondern nur auf zwei Altersgruppen – zwei- und vierjährige Kinder – beschränkt ist. Vorteile der NUBBEK-Studie bestehen jedoch darin, dass sie (1) weitgehend repräsentativ ist und dass viele Instrumente gezielt so gewählt wurden, dass sie anschlussfähig zu anderen Studien – insbesondere dem sozio-ökonomischen Panel (SOEP), aber auch den NEPS-Studien sind, (2) Familien, die aus der Türkei oder aus der früheren Sowjetunion zugewandert sind, überproportional miterhoben und zusammen 27 Prozent der Gesamtstichprobe ausmachen, und (3) parallel zu den oben genannten Studien auch hier ein sozialökologisches Konzept im Sinne von Bronfenbrenner (1993) verfolgt wurde. Dies spiegelt sich darin wieder, dass angestrebt wurde, die vielfältigen Facetten der Alltagserfahrungen von Kleinkindern sowohl in ihren Familien mit ihren Müttern und Vätern als auch in den außerfamiliären Betreuungseinrichtungen möglichst detailliert und weitgehend parallel abzubilden, so dass diese miteinander in Beziehung gesetzt werden können. Sowohl die familiäre als auch die außerfamiliäre Betreuung wurden jeweils als ein Setting definiert. Für jedes Setting wurden die Merkmale Struktur-, Orientierungs-, und Prozessqualität erhoben (s. Tietze/Eckhardt 2013 sowie Eckhardt 2013 für eine theoretische und empirische Einordnung der NUBBEK-Studie).

2. Methoden

Die Entwicklung des Konzeptes, des Stichprobendesigns und die Auswahl der Instrumente geschahen in einem interdisziplinären Team von Studienpartnern.¹

1 Hierzu gehörte die Freie Universität Berlin und Pädquis (Wolfgang Tietze), das Deutsche Jugendinstitut (DJI, Bernhard Kalicki), das Staatsinstitut für Frühpädagogik (IFP, Fabienne Becker-Stoll),

2.1 Stichprobe

Zielgröße für die Stichprobe war die Rekrutierung von rund 2000 Kindern und ihren Familien und Betreuungspersonen für eine Studie im Erhebungszeitraum 2010 und 2011. Die Untersuchung fand in 8 Bundesländern (Baden-Württemberg, Bayern, Berlin, Brandenburg, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Sachsen und Sachsen-Anhalt) und dort wiederum in ausgewählten Gebietseinheiten (kreisfreie Städte und Landkreise) statt. Auswahlkriterien waren, dass die Städte und Regionen zusammen genommen im Hinblick auf Betreuungsquoten, Kaufkraftkennziffer, Anteil der Kinder mit nicht-deutscher Staatsangehörigkeit sowie im Hinblick auf städtische und ländliche Bezirke repräsentativ für die Bundesrepublik Deutschland sind (s. Döge et al. 2013). 41% der vierjährigen und 42 % der zweijährigen Kinder kamen aus den neuen Bundesländern oder aus Berlin. Bei den außerfamiliären Betreuungsformen wurden neben der Tagespflege für die Zweijährigen ($n = 240$ Kinder in 164 Tagespflegestellen) die drei am weitesten verbreiteten Varianten der Betreuung ausgewählt: Krippengruppen (unter drei Jahren, $n = 377$ Kinder aus 118 Gruppen), altersgemischte Gruppen, in denen Kinder unter und über drei Jahren gemeinsam betreut wurden ($n = 455$ Kinder aus 139 Gruppen), und die klassischen Kindergartengruppen ab drei Jahren ($n = 446$ Kinder aus 146 Gruppen). Zusätzlich wurden 438 Zweijährige, die nicht oder nur geringfügig (unter 10 Stunden pro Woche) außerfamiliär betreut wurden, als Vergleichsstichprobe mit aufgenommen. Die Rekrutierung der Einrichtungsgruppen erfolgte im Rahmen einer systematischen Zufallsauswahl. Allerdings mussten mehr Nachrückergruppen als ursprünglich geplant eingesetzt werden, weil Einrichtungen aus verschiedenen Gründen nicht teilnehmen wollten oder aus technisch-organisatorischen Gründen nicht teilnehmen konnten. Die Auswahl der Tagespflegestellen erfolgte nur teilweise nach dem Zufallsprinzip, denn in mehreren Bundesländern war eine Rekrutierung nur über die Jugendämter möglich, da aus datenrechtlichen Gründen Adressen der Tagespflegestellen nicht zugänglich sind und auch für Studien nicht zugänglich gemacht werden dürfen. Dies ist bei der Interpretation der Ergebnisse auch zu berücksichtigen. Die Rekrutierung der zweijährigen Kinder, die ausschließlich oder überwiegend familiär betreut wurden, geschah in mehreren Schritten. Zum einen wurden Eltern, deren Adressen von den Einwohnermeldeämtern zur Verfügung gestellt wurden, angeschrieben, zum anderen wurden aber auch zusätzlich Kontaktmöglichkeiten (Aushänge in Geschäften, bei Kinderärzten, Zeitungsanzeigen, Familien persönlich auf Spielplätzen ansprechen u.a.m.) sowie Schneeballverfahren genutzt (s. Döge et al. 2013: 26-33 für eine ausführliche Beschreibung der Stichprobenplanung und -realisierung).

Deutschland ist mittlerweile ein Einwanderungsland geworden. Um dem Rechnung zu tragen, war das Ziel, die beiden größten Zuwanderergruppen – Menschen mit türkischen oder russischen Wurzeln – überproportional zu rekrutieren. Dies stellte jedoch eine besondere Herausforderung dar, da diese Kinder erstens in vergleichsweise geringerer Anzahl in den neuen Bundesländern leben, zweitens weniger häufig schon vor ihrem drit-

die Ruhr-Universität Bochum (Entwicklungspsychologie, Birgit Leyendecker), die Universität Osnabrück (Entwicklungspsychologie) gemeinsam mit dem Niedersächsischen Institut für Bildung und Entwicklung (nifbe, Heidi Keller), die Forschungsgruppe Verhaltensbiologie des Menschen (FVM, Joachim Bense und Gabriele Haug-Schnabel) sowie als assoziiertes Mitglied das Sozio-ökonomische Panel (SOEP) und das DIW Berlin, vertreten durch Katharina Spieß.

ten Geburtstag eine Betreuungseinrichtung besuchen, und drittens die Bereitschaft ihrer Eltern zur Teilnahme an der Studie weit geringer war als bei den deutschen Familien. Insgesamt ist es jedoch gelungen, 27% der Kinder mit einem russischen oder türkischen Migrationshintergrund² in die Stichprobe zu rekrutieren. Russischer Migrationshintergrund wurde so definiert, dass die Mutter des Kindes in der früheren Sowjetunion geboren wurde. Türkischer Migrationshintergrund setzte voraus, dass entweder die Mutter des Kindes oder beide Eltern der Mutter in der Türkei geboren wurden.

Zusammenfassend kann hier festgehalten werden, dass trotz aller Bemühungen die angestrebte Repräsentativität der Stichprobenziehung u.a. aus Datenschutzgründen (Tagespflagestellen) sowie durch besonders schwierig zu rekrutierende Familien (mit Migrationshintergrund) nicht vollständig erreicht werden konnte. Erfreulicherweise zeigen jedoch Vergleiche der NUBBEK-Stichprobe mit Kennwerten aus vorhandenen Statistiken (Jugendhilfestatistik, Mikrozensus) und dem Sozio-oekonomischen Panel (SOEP) nur geringfügige Abweichungen (Döge et al. 2013). Tabelle 1 gibt einen Überblick über die Zusammensetzung der Stichprobe, die Verteilung auf die unterschiedlichen Settings, sowie das Haushaltsnettoäquivalenzeinkommen (modifizierte OECD-Skala) der Familien und die Bildungsabschlüsse der Mütter. Die Bildungsabschlüsse der Mütter wurden nach ISCED-97 (International Standard Classification of Education) (Schneider 2008) berechnet, da diese Klassifizierung erlaubt, die im Ausland erworbenen Bildungsabschlüsse einzuordnen³. Die hier als Zweijährige bezeichneten Kinder waren im Mittel 32 Monate alt (SD: 2,02 Monate, Range 29,1-38,1 Monate). Die als Vierjährige bezeichneten Kinder waren im Mittel 54 Monate alt (SD 3,7 Monate, Range 47-60 Monate). Es gab keine signifikanten Altersunterschiede zwischen den deutschen, russischen und türkischen Kindern. Die Kinder ohne Migrationshintergrund waren – wie in Tabelle 1 ersichtlich ist – vergleichsweise früher in die außerfamiliäre Betreuung gekommen, sie unterschieden sich aber nicht hinsichtlich der Streubreite, die zwischen 2 und 35 Monaten bei den Zweijährigen und zwischen 2 und 54 Monaten bei den Vierjährigen lag).

2 Wir sprechen im Folgenden entweder von Kindern oder Eltern mit und ohne Migrationshintergrund oder von russischen, türkischen oder deutschen Kindern und Eltern. Dies ist eine sprachliche Vereinfachung, denn viele Eltern sowie die meisten Kinder hatten die deutsche Staatsangehörigkeit.

3 Die an NUBBEK angepasste Bildungsklassifikation enthält nur die ISCED-Hauptstufen und wurde siebenstufig von „0- ohne Schulabschluss“ bis „6- Promotion/Habilitation“ kodiert; für den Abschluss der Sekundarstufe I unterscheiden wir zwischen Haupt- und Realschulabschluss.

Table 1: Zusammensetzung der NUBBEK Stichprobe nach Alter der Kinder und Migrationshintergrund

Zusammensetzung der Stichprobe nach Gruppen und Familienbetreuung										
	Anzahl der Gruppen	Setting								Gesamt
		2-Jährige				4-Jährige				
		o.MH*	Alter bei Eintritt**	r./t. MH*	Alter bei Eintritt**	o.MH*	Alter bei Eintritt**	r./t. MH*	Alter bei Eintritt**	
Kindergarten: 3-6 J.	146					322	23.6 (12,5)	124	32.5 (9.0)	446
Krippe: 0-3 J	118	323	15.7 (6.3)	54	20.1 (7.3)					377
Altersgemischte Gruppe	139	135	18.0 (7.6)	52	24.0 (7.5)	179	22.0 (10.6)	89	29.1 (9.8)	455
Kindertagespflege	164	235	14.7 (6.0)	5	15.6 (3.8)					240
Familienbetreuung		234		204						438
Gesamt	567	927		315		501		213		1956
Haushaltsnettoäquivalenzeinkommen der Familien										
Angaben in Euro		1604		1014		1582		1149		
Höchster Bildungsabschluss Mutter (ISCED 97, %-Anteile der absoluten Häufigkeiten)										
Max. Grundschule		0.4%		6.0%		0.2%		8.0%		
Sekundarstufe I/ Hauptschulabschluss		1.6%		13%		1.6%		12.2%		
Sekundarstufe I/ Realschulabschluss		2.7%		14.3%		2.8%		12.7%		
Sekundarstufe II/ (Fach-)Abitur		31.8%		34.6%		39.7%		40.8%		
Ausbildung nach Sekundarstufe II		16.8%		6.0%		19.8%		4.2%		
(Fach-)Hochschulabschluss		42.6%		22.2%		32.7%		20.2%		
Promotion		3.9%		2.9%		3.2%		1.9%		

* Anzahl der Kinder, o.MH = ohne Migrationshintergrund, r./t. MH = mit russischem oder türkischen Migrationshintergrund

** Mittelwert des Alters in Monaten bei Eintritt in die institutionelle Betreuung, Standardabweichung in Klammern

Die 567 untersuchten Gruppen setzten sich aus 479 Einrichtungen zusammen. Von 400 der Einrichtungen wurde jeweils nur eine Gruppe untersucht. Dazu gehörten auch alle 164 Tagespflegestellen. Von den restlichen 79 Einrichtungen wurden mindestens 2 Gruppen untersucht, in 7 Einrichtungen 3 und in einer Einrichtung 4 Gruppen. Dies erlaubt für eine Substichprobe die Berücksichtigung von drei Ebenen (Kind, Gruppe und Einrichtung).

2.2 Durchführung der Erhebungen

Alle Kinder, die an der NUBBEK-Studie teilnahmen, wurden zu Hause in ihren Familien besucht. Von allen vierjährigen Kindern sowie von den Zweijährigen, die in einer Krippe, Kita oder in einer Tagespflegestelle betreut wurden, wurden Erhebungen zur Qualität dieser außerfamiliären Betreuung durchgeführt. Die relevanten Verfahren wurden ins Türkische und Russische übersetzt. Zu den Familien mit Migrationshintergrund kamen bilingu-

ale Erheber oder Erheberinnen. Die Interviews mit den Müttern erfolgten als computergestützte Interviews (CAPI)⁴.

Die Mütter konnten die Sprache des Interviews wählen und die Fragebögen für die Mütter und Väter waren zweisprachig gestaltet (Döge et al. 2013, S. 33-35).

2.3 Instrumente und Datensatz

Bei der Auswahl der Instrumente wurde darauf geachtet, dass sie (1) nach Möglichkeit für beide Altersgruppen geeignet sind, (2) entsprechend dem sozialökologischen Ansatz der Studie eine möglichst gute Vergleichbarkeit zwischen familiären und außerfamiliären Settings erlauben und (3) sowohl international als auch national anschlussfähig sind. Insgesamt enthält der NUBBEK-Datensatz rund 7.400 Variablen. In Tabelle 2 wird in komprimierter Form ein Überblick über die erhobenen Konstrukte, die Anzahl der Variablen, die Erhebungsformen sowie die Informanten gegeben. Mit wenigen Ausnahmen werden die Instrumente nicht namentlich aufgeführt, da dies den Rahmen sprengen würde. Einen detaillierteren Überblick über die eingesetzten Verfahren geben Flöter et al. (2013) sowie die bei GESIS hinterlegte Dokumentation der Studie (doi:10.423/1.11957). Tabelle 2 ist untergliedert nach Strukturqualität, Prozessqualität (beobachtungsbasiert und Selbstbeurteilung), Orientierungsqualität sowie Verhalten und Fertigkeiten des Kindes. Zusätzlich füllten die Erheber und Erheberinnen einen Fragebogen aus zu ihrem Bildungshintergrund, ihren Erfahrungen und ihren Einschätzungen der Erhebungssituation.

Tabelle 2: Überblick über die bei NUBBEK erhobenen Konstrukte mit Anzahl der erhobenen Variablen (nicht vollständig)

Bereich	Informant*	Anzahl der Variablen
1. Strukturqualität (Selbstbeurteilung)		
1.1 Soziodemographische Informationen, Zeitbudget der Eltern	M	645
1.2 Migrationsgeschichte, kultureller Hintergrund, Sprache, Religion	M	101
1.3 Beziehung zum Kind (Nähe und Konflikte)	M, V, E	60
1.4 Betreuungsgeschichte	M	269
1.5 Mentale und physische Gesundheit von Mutter, Vater, ErzieherIn	M, V, E	120
1.6 Erziehungskonflikte zwischen den Eltern	M, V	32
1.7 Partnerschaftsqualität	M, V	40
1.8 Lebenszufriedenheit	M,V	30
1.9 Erziehungsrelevante Ressourcen	M	38
1.10 Informationen zur Einrichtung, Zusammensetzung der Gruppe, Hygiene	E, L	1462
1.11 Struktur der Einrichtung, Öffnungszeiten etc.	L, T	593
Gesamtanzahl der Variablen Strukturqualität (Selbstbeurteilung)		2797
2. Prozessqualität (Beobachtungsbasiert)		
2.1 Mutter-Kind Interaktion	ErheberIn	25
2.2 ErzieherIn-Kind Interaktion	ErheberIn	25
2.3 Pädagogische Prozessqualität in Krippen, Kitas und Tagespflegestellen	ErheberIn	161
Gesamtanzahl der Variablen Prozessqualität (Beobachtungsbasiert)		211

4 Das CAPI-Verfahren wurden gemeinsam mit TNS-Infratest entwickelt.

Bereich	Informant*	Anzahl der Variablen
3. Prozessqualität (Selbstbeurteilung)		
3.1 Erziehungsverhalten	M, V	68
3.2 Aktivitäten des Kindes (Was macht das Kind, wie häufig)	M, E	35
3.3 Mutter-Kind Interaktionen und kognitive Anregungen zu Hause (Interview mit Mutter)	ErheberIn	85
3.4 Beziehung der Erzieherin/ Tagesmutter zu den Eltern des Kindes	E	13
Gesamtzahl der Variablen Prozessqualität (Selbstbeurteilung)		201
4. Orientierungsqualität (Selbstbeurteilung)		
4.1 Erziehungsziele	M, V, E	48
4.2 Bildungsaspirationen und Verantwortungsattribution Bildung und Erziehung	M, V	24
4.3 Einstellung zu Geschlechtsrollen	M, V	18
Gesamtzahl der Variablen Orientierungsqualität (Selbstbeurteilung)		90
5. Verhalten und Fertigkeiten des Kindes		
5.1 Untertest Handbewegungen (K-ABC, Melchers & Preuß, 2009)	Kind und ErheberIn	44
5.2 Untertest Mosaiktest (HAWIVA III, Ricken et al., 2005)	Kind und ErheberIn	77
5.3 Entwicklungsstand des Kindes	M, E	118
5.4 Gesundheit des Kindes	M, E	136
5.5 Alltagsfertigkeiten	M,E	268
5.6 Wortschatz Deutsch und ggf. Russisch oder Türkisch (adaptierte Version des PPVT IV, Dunn & Dunn, 2007)	Kind und ErheberIn	216
5.7 Kindliche Auffälligkeiten (CBCL, Achenbach& Rescorla, 2000)	M, E	92
Gesamtzahl der Variablen zum Verhalten und Fertigkeiten des Kindes		951
6. Befragung der ErheberInnen (in Anlehnung an das SOEP, Siegel & Stimmel, 2007).	ErheberIn	118

*M = Mutter, V = Vater, E = ErzieherIn, Tagesmutter oder Tagesvater, L = LeiterIn einer Krippe oder Kita.

Die Rahmenbedingungen im familiären und außerfamiliären Umfeld wurden unter dem Begriff *Strukturqualität* zusammengefasst. Hierzu gehören sowohl die soziodemographischen Informationen der Eltern, ihr Zeitbudget, physische und psychische Gesundheit, erziehungsrelevante Ressourcen, die retrospektiv erfasste Betreuungsgeschichte der Kinder und anderes mehr, als auch die Merkmale der Einrichtung (Gruppengröße, Ausbildungsniveau der Erzieherinnen⁵, Altersmischung, Betreuer-Kind-Schlüssel, räumlich-materielle Ausstattung u.a.m.). Hintergrundvariablen zu Persönlichkeitsmerkmalen (Big Five, Dehne/Schupp 2007) oder zur psychischen Stabilität (Kurzform der Allgemeinen Depressionskala ADS-K; Hautzinger/Bailer 1993) wurden von Müttern und Vätern ebenso wie von Erzieherinnen und Tagespflegestellenbetreuerinnen erhoben. Zu den soziodemographischen Variablen im Block 1.1 und 1.2 wurden von den Müttern auch Informationen zu ihrem Partner, mit dem sie zusammenlebt (in rund 97% aller Fälle war dies auch der leibliche Vater des Kindes) und den übrigen Haushaltsmitgliedern erhoben. Der Block 1.10 in Tabelle 2, „Informationen zur Einrichtung und Zusammensetzung der Gruppe“ enthält so viele Variablen, da von jedem Kind, das dieselbe Gruppe wie das oder die Zielkinder be-

5 Die meisten Kinder wurden von Erzieherinnen betreut, wir verwenden die weibliche Form anstelle der Schreibweise ErzieherInnen.

suchte, Informationen zum Geschlecht, Alter, Sprache, Migrationshintergrund, eventueller Behinderung und übliche Anwesenheitszeiten in der Einrichtung pro Wochentag erhoben wurden. In den altersgemischten Gruppen wurde immer die Betreuungsqualität sowohl für die Kinder im Krippen- als auch im Kindergartenalter erhoben, auch wenn die Zielkinder nur einer Altersgruppe angehörten. Unter *Orientierungsqualität* wurden die Auffassungen der Eltern und Erzieherinnen zur Bildung und Erziehung der Kinder sowie die Einstellungen der Eltern zur außerfamiliären Betreuung erfasst.

Unter *Prozessqualität* wurden in der NUBBEK-Studie die Gesamtheit der Interaktionen zwischen Kindern und anderen Kindern sowie mit ihren Eltern und Betreuerinnen verstanden. Kriterien für eine gute pädagogische Prozessqualität waren dem Entwicklungsstand der Kinder angemessene Stimulationen und Interaktionen, die dem Kind emotionale Sicherheit vermitteln, es kognitiv anregen, es ermutigen, seine soziale und physische Umwelt zu erkunden und mit ihr zu interagieren. Zusätzlich wurden auch gesundheitliche Aspekte mitberücksichtigt (vgl. Döge et al. 2013). Entsprechend diesem breit angelegten Konzept von Prozessqualität wurden Erhebungsverfahren ausgewählt, die die Förderung der Kinder in sprachlichen, kognitiven, motorischen und sozial-emotionalen Bereichen berücksichtigen. Die Qualität der Interaktionen mit den Kindern sowie die Anregungen, die ihnen durch gemeinsame Aktivitäten ermöglicht werden, wurden wieder möglichst parallel für die familiäre und außerfamiliäre Betreuung erhoben, beispielsweise wurde das Interaktionsklima zwischen Mutter und Kind sowie zwischen Erzieherinnen und Kindern mit denselben (Caregiver Interaction Scale, CIS; Arnett 1989) oder leicht modifizierten Skalen (Child Parent Relationship Scale, CPRS; Pianta 1992) erhoben.

Das *Verhalten und die Fertigkeiten der Kinder* sowie ihr Entwicklungsstand wurden sowohl durch Befragungen ihrer Eltern und Erzieherinnen als auch durch Testungen erhoben. Wie in Tabelle 2 aufgeführt, wurden für die Sprachtestes der Kinder (Deutsch und ggf. Russisch oder Türkisch) eine Forschungsversion des Peabody Picture Vocabulary Tests (PPVT IV, Dunn/Dunn 2007) eingesetzt. Das Arbeitsgedächtnis der Kinder wurde mit dem Untertest Handbewegungen der deutschen Version des Kaufman Assessment Battery for Children (Melchers/ Preuß, 2009) erhoben, die Problemlösefähigkeiten mit dem Untertest Mosaik-Untertest des HAWIVA III (Ricken et al. 2007). Beide Tests waren für Kinder ab 2,6 Jahren sowie für die Vierjährigen in unserer Stichprobe konzipiert. Die Anzahl der Variablen bei den Kindtestungen setzt sich zusammen aus den tatsächlichen Testitems und zusätzlichen Informationen zu den Testbedingungen. Das Verhalten und die Fertigkeiten des Kindes wurden sowohl von den Müttern als auch von den Erzieherinnen u.a. mit einer adaptierten Version der Vineland Adaptive Behavior Scale (VABS-II, Sparrow et al. 2005) erhoben, psychische Auffälligkeiten mit Subskalen der Child Behavior Checklist zur Erhebung kindlicher Auffälligkeiten (CBCL; Achenbach/Rescorla 2000), ebenfalls wieder von Erzieherinnen und Müttern.

Bei der Auswahl der Instrumente wurde darauf geachtet, dass diese nicht nur eine möglichst gute Vergleichbarkeit zwischen familiären und außerfamiliären Settings gewährleisten, sondern dass sie sowohl *national als auch international anschlussfähig* sind. Um eine Vergleichbarkeit mit nationalen Panelstudien zu ermöglichen erfolgte beispielsweise die Erfassung der soziodemografischen Daten der Eltern und Haushalte unter Rückgriff auf die Instrumente des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) (Wagner et al. 2007), die Fragen zur Gesundheit des Kindes und der Eltern in Anlehnung an die Kinder-

und Jugendgesundheits surveys (KiGGS) des Robert-Koch-Instituts (Kurth 2007) und Fragen zur Betreuungsgeschichte und zu den Gründen für die Wahl der Betreuungsform in Anlehnung an die Studie „Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten (AID:A)“ des Deutschen Jugendinstituts (Rauschenbach/Bien 2012) erhoben. Zur Gewährleistung der internationalen Anschlussfähigkeit und Vergleichbarkeit wurde darauf geachtet, dass möglichst viele Instrumente in großen Studien beispielsweise in den USA (NICHD Early Child Care Research Network 2002) oder England (EPPE Studie, Sylva et al. 2004) schon erfolgreich eingesetzt worden sind.

3. Analysepotenzial des Datensatzes

Einen detaillierten Überblick über die NUBBEK-Studie sowie eine erste überblicksartige Auswertung einiger zentraler Fragen der Studie bietet das von der Studiengruppe herausgegebene Buch (Tietze et al. 2013). In dem Buch sind zum einen das Konzept der Studie, die Untersuchungsanlage, die Instrumente und die Datenerhebung sowie die Datenqualität ausführlich beschrieben. Zum anderen enthält das Buch auch eine erste Auswertung der Daten, die zu folgenden Schwerpunkten einen ersten Überblick geben: Betreuungsgeschichte und Betreuungssituation, pädagogische Qualität in den Kindertageseinrichtungen und Kindertagespflegestellen, Strukturen und Qualitätsmerkmale in der Familienbetreuung sowie kindliche Bildung und Entwicklung in Abhängigkeit von familiären und außerfamiliären Hintergrundfaktoren. Eine knappe Zusammenfassung der Ergebnisse liegt im Internet vor (<http://www.nubbek.de/media/pdf/NUBBEK%20Broschuere.pdf>). Ergänzend wurden parallel zu der Veröffentlichung des Buches weitere Artikel, in denen einzelne Aspekte vertieft werden, vorbereitet, beispielsweise zu Gesundheit und den Alltagsfertigkeiten der Kinder (Eckhardt/Egert 2014), dem Zusammenhang zwischen der Erzieherin-Kind-Beziehung und der Entwicklung der Kinder (Mayer et al. 2013; Mayer et al. 2014), zum Zusammenhang zwischen der Betreuungsqualität in Krippen und der sprachlichen und sozial-emotionalen Entwicklung von Kindern mit und ohne Migrationshintergrund (Beckh et al. 2014), sowie zu den Sozialisationszielen türkischer, russischer und deutscher Eltern (Döge/Keller im Druck 2014a, 2014 b). Wie in Tabelle 2 ersichtlich wird, sind die Daten, die zu den fast 2000 Kindern gesammelt wurden, zu ihren Müttern, Vätern, Erzieherinnen und Tagesmüttern sowie zu den Kindern, die dieselbe Gruppe besuchen, sehr umfangreich und mit den bisherigen Analysen noch lange nicht ausgeschöpft. Beispielsweise sind in der NUBBEK-Studie nicht nur Informationen über die Väter, sondern auch von ihnen selber erhoben worden. Dies bietet die Chance, den vergleichsweise wenig berücksichtigten Stellenwert der Väter zu untersuchen (Dette-Hagemeyer et al. 2014). Hinzu kommt die Möglichkeit, den NUBBEK-Datensatz mit anderen Datensätzen zu verknüpfen, beispielsweise mit Daten der Studie „Familien in Deutschland“ (Schober/Spieß 2013) sowie mit den Daten der KJH-Statistik. Herauszuheben ist die hierarchische Struktur der NUBBEK-Daten, die die Untersuchung des Zusammenhangs zwischen familiären und außerfamiliären Kontexteffekten auf den kindlichen Entwicklungsstand im Rahmen von Mehrebenenstudien ermöglicht. Abschließend gehen wir deshalb auf dieses Analysepotenzial ein.

Um die Aussagekraft der 2-fach geschachtelten Daten (Kinder in Gruppen) zu verdeutlichen, haben wir in Tabelle 3 deskriptive Analysen zum kindlichen Entwicklungsstand dargestellt, die entweder auf Erzieherinneneinschätzungen oder auf Kindtestungen beruhen. Kommunikationsfähigkeit, Alltagsfertigkeiten und Motorik beruhen auf der adaptierten Version der VAPS (Vineland Adaptive Behavior Scales II, Sparrow et al. 2005), sozial-emotionale Entwicklung auf dem SSIS (Social Skills Improvement System, Gresham/Elliott 2008) und Problemverhalten gemessen mit Subskalen der CBCL (Achenbach/Rescorla 2000). Die Daten basieren auf 714 vierjährigen Kindern, die in 257 Kindertagesstätten betreut wurden. Neben Mittelwerten und Standardabweichungen auf der Kindebene werden die Intraklassen-Korrelationskoeffizienten (*ICC*) und die daraus abgeleiteten Stichproben-Design-Effektgrößen (*DEFF*) dargestellt. Die *ICCs*⁶ zeigen, inwieweit dieselben Kindmerkmale innerhalb einer Gruppe untereinander korrelieren oder wie ähnlich sich Kinder aus einer Gruppe sind. Die *ICCs* für die Einschätzungen durch die Erzieherinnen waren deutlich höher als die *ICCs*, die auf den Einschätzungen der Mütter (hier nicht dargestellt) basierten und die für dieselben Subskalen bei durchschnittlich .05 lagen.

Tabelle 3: Ausgewählte deskriptive Merkmale und Clustereffekte für die vierjährigen Kinder der NUBBEK-Studie

	<i>Min</i>	<i>Max</i>	<i>M</i> (Kindebene)	<i>SD</i> (Kindebene)	<i>ICC</i>	<i>DEFF</i>
Erzieherinneneinschätzungen						
Kommunikationsfähigkeit	1.04	3.00	2.21	0.38	.24	1.43
Sozio-emotionale Entwicklung	1.36	3.94	2.95	0.41	.33	1.59
Problemverhalten	1.00	2.27	1.29	0.23	.23	1.41
Alltagsfertigkeiten	1.23	3.00	2.55	0.27	.28	1.50
Motorik	1.26	3.00	2.49	0.32	.30	1.53
Gesundheitliches Wohlbefinden	2.67	5.00	4.35	0.49	.37	1.66
Kindtestungen						
Wortschatz-Deutsch	8	60	45.99	8.86	.23	1.40
Mosaiktest (HAWIVA)	0	34	16.43	6.65	.10	1.17
Handbewegungen (K-ABC)	0	18	8.40	3.89	.13	1.19

Anmerkungen: Substichprobe: 714 vierjährige Kinder in 257 KiTa- Gruppen; Clustergröße variierte zwischen 2.47 und 2.78 Kindern pro Gruppe. *ICC*: Intraklassen-Korrelationskoeffizienten, *DEFF*: Design-Effekte.

In Anlehnung an Preacher et al. (2011) gelten *ICCs* über .20 als groß, über .10 als mittel und unter .05 als klein. Es wird somit deutlich, dass viele *ICC*-Koeffizienten mittlere Effektstärken haben und zweistufige Mehrebenenanalysen erlauben. Da der Datensatz für die Einrichtungsebene sehr umfangreich ist (ca. 1500 Variablen) und Daten nicht nur zu einzelnen Gruppen, sondern auch für die Einrichtungen insgesamt und für die Leitungsebene vorliegen, sind auch Analysen auf 3 Ebenen möglich.

6 Die *ICCs* wurden mit dem Programm Mplus 7 berechnet (Muthén/Muthén 1998-2013; Teilung der Varianz auf der Kindebene durch die Summe der Varianz auf der Kind- und Kontextebene).

In den letzten Teil der Tabelle 3 werden die *DEFF*-Design-Effekte dargestellt die aus den *ICCs* und der Stichprobengröße per Cluster resultieren (vgl. Clarke 2008; McCoach/Adelson 2010). Dabei geben *DEFF*-Werte > 1 Auskunft darüber, wie viel Bias in den Ergebnisse einhergehen, wenn man die 2-fach geclusterte Datenstruktur in den Analysen ignoriert: selbst bei einem *ICC* von .20 und einer Clustergröße von 2.50 bis 2.78 Kinder per Gruppe wären die Standardfehler um 14-16% unterschätzt. Deshalb empfehlen wir für zukünftige multivariate NUBBEK-Analysen, die nur auf der Kindebene stattfinden, folgende praktische Schritte: a) die routinemäßige Berücksichtigung von Kontrollvariablen erhoben auf der Gruppenebene, b) die Berechnung von *ICC/DEFF* (vgl. Albright/Marinova 2010), und c) falls die *DEFFs* größer sind als 1.05 die Anwendung einer Standardfehler-Korrektur (Kontrolle für die verschachtelte Datenstruktur), die in allen gängigen Analysenprogramme verfügbar ist.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass eine Schwäche der NUBBEK-Studie darin liegt, dass sie nur als Querschnitt für zwei- und vierjährige Kinder vorliegt und so nicht erlaubt, Entwicklungsverläufe der Kinder zu untersuchen. Eine Stärke der Studie liegt jedoch in der großen, bundesländerübergreifend erhobenen Stichprobenzahl, in der mit 27% relativ hohen Anzahl von Kindern mit Migrationshintergrund, die nicht aus vielen unterschiedlichen Herkunftsländern, sondern aus der früheren Sowjetunion und der Türkei stammen, in der parallelen Berücksichtigung von familiären und außerfamiliären Settings, in der Vielzahl der Informanten – von denen sowohl Daten zu ihrer Person als auch zu ihrer Beziehung zum Kind und zu ihren Einschätzungen über das Kind erhoben wurden –, in dem Potenzial der Studie zu Mehrebenenanalysen sowie in der nationalen und internationalen Anschlussfähigkeit der Daten, die so Verknüpfungen mit anderen Datensätzen ermöglichen. Die Daten der NUBBEK-Studie sowie die entsprechende Dokumentation stehen ab dem Herbst 2014 Forschungseinrichtungen zur Verfügung und können über das Datenarchiv GESIS (doi:10.4232/1.11957) abgerufen werden. Die NUBBEK-Studiopartner rufen dazu auf, diesen umfangreichen Datensatz für weitere Analysen zu nutzen.

Danksagung

Wir danken allen beteiligten Kindern, ihren Eltern und Betreuungspersonen in den Kitas und Tagespflegestellen sowie den Förderern unserer Studie - dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, der Jacobs Foundation, der Robert-Bosch-Stiftung und den Bundesländern Bayern, Brandenburg, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen. Der Jacobs Foundation gebührt noch einmal besonderen Dank für die Förderung der Datenpublikation nach dem Ende des Projektes. Wir bedanken uns auch bei den Gutachterinnen bzw. Gutachtern für ihre konstruktiven Hinweise.

Literatur

- Achenbach, T. M. & Rescorla, L. A. (2000). *Manual for the ASEBA Preschool Forms/Profiles*. Burlington, VT: University of Vermont, Research Center for Children, Youth, and Families.
- Albright, J. J., & Marinova, D. M. (2010). *Estimating multilevel models using SPSS, Stata, SAS, and R*. www.iub.edu/~statmath/stat/all/hlm/hlm.pdf [Stand: 2014-03-19]

- Anders, Y., Rossbach, H. G., Weinert, S., Ebert, S., Kuger, S., Lehrl, S. & von Maurice, J. (2012). Home and preschool learning environments and their relations to the development of numeracy skills. *Early Childhood Research Quarterly*, 27, 2, S. 231-244.
- Arnett, J. (1989). Caregivers in day-care centers: Does training matter? *Journal of Applied Developmental Psychology*, 10, 4, S. 541-552.
- Bäuerlein, K., Linkert, C., Stumpf, E. & Schneider, W. (2013). Kurz- und langfristige Effekte außerfamiliärer Kleinkindbetreuung auf die kognitive und sprachliche Entwicklung unter besonderer Berücksichtigung der Betreuungsqualität. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 45, 2, S. 57-65.
- Beckh, K., Mayer, D., Berkic, J. & Becker-Stoll, F. (2014). Der Einfluss der Einrichtungsqualität auf die sprachliche und sozial-emotionale Entwicklung von Kindern mit und ohne Migrationshintergrund. *Frühe Bildung*, 3, 2, S. 73-81.
- Beckh, K., Mayer, D., Berkic, J. & Becker-Stoll, F. (2013). Qualität in Kindertageseinrichtungen – Ergebnisse der NUBBEK-Studie. *Theorie und Praxis der Sozialpädagogik (TPS)*, 9, 44-48.
- Becker-Stoll, F. et al. (2013). Strukturen und Qualitätsmerkmale in der Familienbetreuung. In: Tietze, W. et al. (Hrsg.), *Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit (NUBBEK)*. Weimar/Berlin: verlag das netz, S. 89-105.
- Bronfenbrenner, U. (1993). Ecological models of human development. In: Gauvian, M. & Cole, M. (Hrsg.), *Readings on the development of children*. New York: Freeman, S. 37-43 (2. Auflage).
- Clarke, P. (2008). When can group level clustering be ignored? Multilevel models versus single-level models with sparse data. *Journal of Epidemiology and Community Health*, 62, 8, S. 752-758. doi:10.1136/jech.2007.060798.
- Dette-Hagenmeyer, D. E., Erzinger, A. B., & Reichle, B. (2014). The changing role of the father in the family. *European Journal of Developmental Psychology*, 11, 2, S. 129-135. doi:10.1080/17405629.2014.883313.
- Dehne, M. & Schupp, J. (2007). DIW Research Notes 26. Persönlichkeitsmerkmale im Sozio-oekonomischen Panel (SOEP) – Konzept, Umsetzung und empirische Eigenschaften. www.diw.de/documents/publikationen/73/76533/rn26.pdf [Stand 2014-03-20].
- Döge, P., Weyer, E., Resa, E., Eckhardt, A. G., Lee, H.J., Agache, A., Flöter, M., Keller, H., Tietze, C. & Spieß, C. K. (2013). Untersuchungsanlage. In Tietze et al. (Hrsg.), *Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit (NUBBEK)*. Weimar/Berlin: verlag das netz, S. 21-35.
- Döge, P. & Keller, H. (im Druck 2014a). Factorial structure of a socialization goal questionnaire across non-migrant and migrant mothers in Germany. *European Journal of Developmental Psychology*, S. 612-620 (ahead-of-print). doi:10.1080/17405629.2013.872026.
- Döge, P. & Keller, H. (2014b). Similarity of mothers' and preschool teachers' evaluations of socialization goals in a cross-cultural perspective. *Journal of Research in Childhood Education*, 28, S. 377-393.
- Dubowy, M., Ebert, S., von Maurice, J. & Weinert, S. (2008). Sprachlich kognitive Kompetenzen beim Eintritt in den Kindergarten. Ein Vergleich von Kindern mit und ohne Migrationshintergrund. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 40, 3, S. 124-134.
- Dunn, L.M. & Dunn, D.M. (2007). *Peabody Picture Vocabulary Test (4th edition)*. Minneapolis, MN: Pearson.
- Eckhardt, A. G. & Egert, F. (2014). Gesundheit und Alltagsfertigkeiten im frühen Kindesalter. *Frühe Bildung*, 3, 2, S. 82-92.
- Eckhardt, A. G. (2013). Pädagogische Qualität in institutionellen Betreuungsformen: Erkenntnisse aus der NUBBEK-Studie und der Weiterbildungsinitiative (WiFF). In: Schmidt, M. (Hrsg.). *Qualitätsmanagement in Kindertagesstätten. Von der Norm zur Haltung*. Wiesbaden: Kommunal- und Schulverlag (Reihe Kitap Praxis: Band 5), S. 73-81.
- Flöter, M., Egert, F., Lee, H-J. & Tietze, W. (2013). Kindliche Bildung und Entwicklung in Abhängigkeit von familiären und außerfamiliären Hintergrundfaktoren. In Tietze, W. et al. (Hg.): *Nationale*

- Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit (NUBBEK)*. Weimar/Berlin: verlag das netz, S. 107-137.
- Gresham, F. M. & Elliott, S. M. (2008). *Social Skills Improvement System (SSIS). Rating Scale Manual*. San Antonio: Pearson.
- Hautzinger, M. & Bailer, M. (1993). *Allgemeine Depressionsskala [ADS-K]. Manual*. Göttingen: Beltz Test GmbH.
- Kurth, B. M. (2007). Der Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KiGGS): Ein Überblick über Planung, Durchführung und Ergebnisse unter Berücksichtigung von Aspekten eines Qualitätsmanagements. *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, 5, 6, S. 533-546.
- Maurice, J. von, Artelt, C., Blossfeld, H.-P., Faust, G., Roßbach, H.-G. & Weinert, S. (2007). Bildungsprozesse. Kompetenzentwicklung und Formation von Selektionsentscheidungen im Vor- und Grundschulalter. Überblick über die Erhebung in den Längsschnitten BiKS-3-8 und BiKS-8-12 in den ersten beiden Projektjahren. psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2007/1008 [Stand: 2014-03-20].
- Mayer, D., Beckh, K. & Becker-Stoll, F. (2014). Erzieherin-Kind-Beziehungen und kindliche Entwicklung. *Theorie und Praxis der Sozialpädagogik (TPS)*, 14, 1, S. 28-31.
- Mayer, D., Beckh, K., Berkic, J. & Becker-Stoll, F. (2013). Erzieherin-Kind-Beziehungen und kindliche Entwicklung: Der Einfluss von Geschlecht und Migrationshintergrund. *Zeitschrift für Pädagogik*, 59, 6, S. 803-816.
- Melchers, P. & Preuß, U. (2009). *Testbatterie zur Erfassung kognitiver Fähigkeiten*. Frankfurt am Main: Pearson Assessment.
- McCoach, D. B., & Adelson, J. L. (2010). Dealing with dependence (Part I): Understanding the effects of clustered data. *Gifted Child Quarterly*, 54, 2, S. 152–155. doi:10.1177/0016986210363076.
- Muthén, L. K. & Muthén, B. O. (1998-2013). *Mplus user's guide. Seventh edition*. Los Angeles, CA: Muthén & Muthén.
- NICHD Early Child Care Research Network (2002). Early child care and children's development prior to school entry: Results from the NICHD study of early child care. *American Educational Research Journal*, 39, 1, S. 133-164.
- Pianta, R. (1992). *Child Parent Relationship Scale*. Charlottesville, VA: University of Virginia.
- Preacher, K.J., Zhang, Z. & Zyphur, M. J. (2011). Alternative methods for assessing mediation in multi-level data: The advantages of multilevel SEM. *Structural equation modelling: A Multidisciplinary Journal*, 18, 2, S. 161-182. doi:10.1080/10705511.2011.557329.
- Rauschenbach, T. & Bien, W. (2012). *Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten (AID:A) – der neue DJJ Survey*. Landsberg: Beltz Juventa.
- Ricken, G., Fritz, A., Schuck, K. D. & Preuß, U. (Hrsg.) (2007). *HAWIVA-III. Manual zur Durchführung und Auswertung*. Bern: Huber.
- Roßbach, H.G., Kluczniok, K., Kuger, S. (2008). Auswirkungen des Kindergartenbesuchs auf den kognitiv-leistungsbezogenen Entwicklungsstand von Kindern. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 10, Sonderheft 11, S. 139-158.
- Sachverständigenrat Migration (2013). Hürdenlauf zur Kita. Warum Eltern mit Migrationshintergrund ihr Kind seltener in die frühkindliche Tagesbetreuung schicken. Policy Brief http://www.svr-migration.de/content/wp-content/uploads/2013/06/SVR_FB_Kita_Web.pdf [Stand: 2014-06-09].
- Schneider, S. L. (2008). Applying the ISCED-97 to the German educational qualifications. In: Schneider, S. L. (Hrsg.), *The International Classification of Education (ISCED-97). An evaluation of content and criterion validity for 15 European countries*. Mannheim: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES), S. 76-102.
- Schober, P. S., & Spieß, C. K. (2013). Early childhood education activities and care arrangements of disadvantaged children in Germany. *Child Indicators Research*, 6, 4, S. 709-735. doi:10.1007/s12187-013-9191-9.
- Sparrow, S. S., Cicchetti, D. V. & Balla, D. A. (2005). *Vineland Adaptive Behavior Scales, Second Edition (Vineland-II): Survey Forms Manual*. Minneapolis, MN: Pearson Assessments.
- Sylva, K., Melhuish, E., Sammons, P., Siraj-Blatchford, I. & Taggart, B. (2004). *The Effective Provision of Pre-school Education (EPPE) project: Final report*. Nottingham: DfES Publications.

- Sylva, K., Melhuish, E., Sammons, P., Siraj-Blatchford, I. & Taggart, B. (2010). *Early childhood matters. Evidence from the Effective, Pre-school and Primary Education project*. London/New York: Routledge.
- Tietze W., & Eckhardt, A. G. (2013). Früherziehung in Deutschland: Entwicklung und Herausforderungen. In: Tietze et al. (Hrsg.), *Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit (NUBBEK)*. Weimar & Berlin: Verlag das netz, S. 13-19.
- Tietze, W., Lee, H.-J., Bensel, J., Haug-Schnabel, G., Aselmeier M. & Egert, F. (2013). Pädagogische Qualität in Kindertageseinrichtungen und Kindertagespflegestellen. In: Tietze et al (Hrsg.), *Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit (NUBBEK)*. Weimar & Berlin: Verlag das netz, S. 69-87.
- Wagner, G. G., Frick, J. R. & Schupp, J. (2007). The German Socio-Economic Panel Study (SOEP) – Scope, evolution, and enhancement. *Schmollers Jahrbuch*, 127, S. 139-169.

Eingereicht am/Submitted on: 21.11.2013

Angenommen am/Accepted on: 20.06.2014

Anschriften der Autorinnen und des Autors:

Prof. Dr. Birgit Leyendecker (Korrespondierende Autorin/Corresponding author)

Alexandru Agache, M. Sc.

Stefanie Madsen, Diplom-Rehabilitationspädagogin

Ruhr-Universität Bochum

Fakultät für Psychologie, Entwicklungspsychologie

GAFO 04/611

44780 Bochum

Deutschland/Germany

E-Mail: birgit.leckendecker@rub.de

alexandru.agache@rub.de

stefanie.madsen@rub.de

Das Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (**ifb**) berichtet an dieser Stelle in loser Folge über aktuelle Forschungsprojekte, neue Forschungsvorhaben, Tagungen und Veröffentlichungen.

Fachtag „Familienbildung im Aufbruch“

Das Förderprogramm „Strukturelle Weiterentwicklung kommunaler Familienbildung und von Familienstützpunkten“ des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Soziales, Familie und Integration zielt inhaltlich auf die Stärkung der frühzeitigen und präventiven Eltern- und Familienbildung zur Förderung der Erziehungskompetenzen. Um dieses Thema vor Ort zu verankern, fördert das Staatsministerium die Einrichtung von Familienstützpunkten, welche für Familien und Eltern als wohnortnahe Anlauf- und Kontaktstellen zur Verfügung stehen. Dieses Konzept wurde bereits an elf bayerischen Modellstandorten erfolgreich erprobt und die Modellphase wurde durch das ifb evaluiert. Nun soll das Konzept bayernweit umgesetzt werden. In diesem Kontext wurde am 3. Juli ein Fachtag in Nürnberg organisiert.

Der Fachtag diente vor allem der Information über das Programm „*Familienstützpunkte*“ und den damit verbundenen Fördermöglichkeiten. Durch Erfahrungsberichte aus drei Modellstandorten konnten interessante und anregende Einblicke in die bisherige praktische Umsetzung geboten werden, die zur Nachahmung anregen sollten. Durch die Integration von zwei Beiträgen renommierter Referenten zu aktuellen Themen der Familienbildung war der Fachtag abwechslungsreich und interessant gestaltet. Prof. Dr. Klaus Grossmann gab einen umfassenden Überblick über die Bedeutung der frühkindlichen Bindung für die kindliche Entwicklung und unterstrich vor diesem Hintergrund das Erfordernis, entsprechende Kenntnisse im Rahmen von Familien- und Elternbildung zu berücksichtigen. Der Buchautor und Journalist Thomas Gesterkamp erläuterte an sehr eindrucksvollen Beispielen, durch welche Strategien Väter für die Familienbildung gewonnen werden können und – vice versa – womit sie sich nicht angesprochen fühlen oder sogar ausgegrenzt werden.

Unter den *mehr als 100 Teilnehmerinnen und Teilnehmern* fanden sich vor allem Fachkräfte aus dem Bereich der Familienbildung, Jugendamtsleitungen sowie Vertreterinnen und Vertreter von öffentlichen und freien Trägern der Kinder- und Jugendhilfe. Die Veranstaltung erhielt nicht nur großen Zuspruch, sondern auch viel Lob von den Teilnehmenden.

Weitere Informationen zum Förderprogramm sowie die Präsentationen der Referenten finden Sie auf unserer Website unter

www.ifb.bayern.de/aktuelles/fachtag-familienbildung2014.html

Beratung bei Kinderwunschbehandlung

Der Kinderlosenanteil ist bei den heute 30- bis 34-jährigen Frauen mit 42% im Westen und 31% im Osten Deutschlands sehr hoch. In unserer Gesellschaft ist die Entscheidung, eine Familie zu gründen, zwar nur eine von vielen Möglichkeiten der Lebensgestaltung – dennoch wünscht sich die Mehrheit der jungen Frauen und Männer Kinder. Die Elternschaft bildet für viele einen zentralen Bestandteil ihrer Lebensplanung. Aus verschiedenen Gründen bleiben jedoch immer mehr Frauen bzw. Paare kinderlos. Dies liegt unter anderem an der Tendenz, den Übergang zur Elternschaft immer weiter nach hinten zu verschieben. Wichtige Gründe für diesen Aufschub sind die (mangelnde) Vereinbarkeit von Elternschaft und Ausbildung/Beruf, fehlende oder instabile Partnerschaften, aber auch materielle Gründe, wie z.B. erst spät erreichbare finanzielle Sicherheit. Bei ungewollter Kinderlosigkeit spielen nicht selten auch biologisch-medizinische Faktoren eine Rolle. Allerdings sinkt mit steigendem Alter der Partner ihre Fertilität.

Wenn ein Kinderwunsch nicht in Erfüllung geht, stellen sich für die betroffenen Paare viele Fragen, welche häufig mit Gefühlen der Enttäuschung, des Selbstzweifels und der Verunsicherungen einhergehen. Ungewollte Kinderlosigkeit kann eine starke Belastung für die Betroffenen darstellen. Dadurch ausgelöste Krisen können sich auf andere Lebensbereiche negativ auswirken.

Viele betroffene Paare nutzen Angebote der modernen Reproduktionsmedizin. Dabei bedarf es häufig mehrerer medizinischer Eingriffe, was mit physischen und psychischen Belastungen einhergehen kann. Ein psychosoziales Beratungsangebot, welches Aufklärung, Information, Unterstützung und Entlastung in diesem Kontext anbietet, kann für Paare sowohl vor, während als auch nach medizinischen Kinderwunschbehandlungen eine wichtige Hilfestellung sein. Da die individuellen Belastungen im Kontext einer medizinischen Kinderwunschbehandlung wie auch die psychosozialen Folgen eines unerfüllten Kinderwunsches auf das gesamte Leben ausstrahlen (können), ist ein psychosoziales Beratungsangebot immer eine wichtige Ergänzung zur ärztlichen Beratung und medizinischen Behandlung.

Vor diesem Hintergrund war es die zentrale Aufgabe des Projektes, eine interdisziplinäre Begleitung und Unterstützung für Betroffene zu etablieren. Um die hohen Anforderungen adäquat zu erfüllen, wurde das Projekt in Kooperation mit einer Beratungsstelle für Schwangerschaftsfragen, einem Kinderwunschzentrum sowie einem Klinikum durchgeführt.

Das Angebot der psychosozialen Beratung erstreckt sich auf eine umfassende Unterstützung bei der individuellen Bewältigung belastender Erfahrungen im Kontext des unerfüllten Kinderwunsches sowie zu allen Fragen, die vor, während und nach Kinderwunschbehandlung(en) auftreten. Dabei werden sowohl Einzel- und Paarberatungen angeboten als auch Gruppentreffen zum Austausch unter Gleichgesinnten organisiert.

Das **ifb** hat das Projekt wissenschaftlich begleitet, wobei ein Methodenmix zum Einsatz gelangte, bei dem u.a. Falldokumentationen, Expertenbefragungen, Patientenbefragungen sowie ausführliche qualitative Interviews durchgeführt wurden. Zum Abschluss des Projektes wurde eine Tagung organisiert, bei der die Ergebnisse der Fachöffentlichkeit vorgestellt wurden. Die Veranstaltung fand reges Interesse – 120 Teilnehmerinnen und Teilnehmer informierten sich über die Beratungsmöglichkeiten bei Kinderwunsch, welche aus der Perspektive verschiedener Disziplinen vorgestellt wurden.

Veröffentlichungen der *ifb*-Teams:

Birgit Mayer-Lewis unter Mitarbeit von Regina Neumann: Beratung bei Kinderwunsch. Best-practice-Leitfaden für die psychosoziale Beratung bei Kinderwunsch. **ifb**-Materialien 1-2014
Adelheid Smolka/Lena Friedrich/Sarah Wünn/Dorothee Engelhardt: Modellprojekt „Familienstützpunkte“. Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung. **ifb**-Materialien 2-2014
Ursula Adam/Tanja Mühling/Harald Rost: **ifb**-Familienreport Bayern 2014. Zur Lage der Familie in Bayern. Schwerpunkt: Familienfreundlichkeit in Bayern.

Alle **ifb**-Materialien finden sich als pdf-Dateien auf der Homepage des Instituts:

www.ifb-bamberg.de

Vorankündigung eines Fachtags:

Am 24. Oktober 2014 findet ein Fachtag zum Thema „Familie und Recht – Werden die Regelungen des Familienrechts und des Verfahrensrechts in Familiensachen heutigen Familien und Kindern gerecht?“ in Nürnberg statt.

Organisation: Dr. Marina Rupp, **ifb** Bamberg